Meisterwerke orientalischer Literaturen

Herausgegeben von Hermann von Staden

Fünfter Band

MEISTERWERKE ORIENTALISCHER LITERATUREN

In deutschen Originalübersetzungen herausgegeben von Hermann von Staden

Fünfter Band

KATHĀRATNĀKARA

1 · 9 · 2 · 0

München bei Georg Müller

KATHĀRATNĀKARA

Das Märchenmeer

Eine

Sammlung indischer Erzählungen

von

Hēmavijaya

Deutsch

von

Johannes Hertel

Band II

Fünfte bis neunte Woge

1 · 9 · 2 · 0

München bei Georg Müller

Fünfte Woge

102. Erzählung

Nandarī, die Frau des Brahmanen Mahēśa
oder
Wie's die Weiber treiben

In der Stadt Gañjaṇapura lebte ein Brahmane Mahēśa; der hatte eine schöne Frau, welche Nandarī hieß.

Als der Gemahl dieser Nandarī einmal in die Fremde gegangen war, tat sie sich keinen Zwang an, sondern genoß mit einem anderen Manne, was die Sinne erfreut.

Nach einer langen Reihe von Tagen kehrte Mahēśa nach Hause zurück. Nandarī ging Wasser holen und traf dabei unterwegs ihren jugendlichen Buhlen, welcher zu ihr sagte:

„Schönes Kind, gewähre mir heute noch ein Stelldichein, obwohl dein Mann zurückgekehrt ist; sonst ist es vorbei mit unserer Liebe."

Sie versprach es ihm, ging heim und bediente ihren Gatten durch ein Bad und andere Aufmerksamkeiten mit ganz besonderer Hingebung. Darauf gab ihr Mann ihr Geld und schickte sie auf den Markt, um Weizenmehl, Reis und andere Nahrungsmittel zu holen. Sie aber dachte: „Da hab' ich ja gleich Gelegenheit, mit meinem Liebsten zu buhlen!"

Sie ging also zu einem Kaufmann, der in seiner Bude stand, und sagte zu ihm:

„Hier, guter Mann, ist Geld; gib mir soundsoviel Wei-

zenmehl, soundsoviel Reis, binde alles in den Zipfel meines Umhangs [1] und lege es mir zurecht. Ich habe noch andere Besorgungen zu erledigen, und wenn ich damit fertig bin, so komm' ich wieder und hole es."

Als sie sich entfernt hatte, dachte der Kaufmann:

„Das ist wohl auch eine, die für die Freiheit schwärmt und es nicht erwarten kann, bis sie sich mit ihrem Liebsten vergnügt. Ich will ihr also statt des Weizenmehls und des Reises Staub in den Zipfel ihres Umhangs binden und ihn herlegen. Denn wenn sie wiederkommt, so wird sie's eilig haben und nicht erst nachsehen, ob Staub oder was anderes drin ist."

Und er tat, wie er sich vorgenommen hatte.

Als sie zurückkam, nahm sie schleunigst den Beutel mit dem Staub und machte, daß sie heimkam. Ihr Mann öffnete den Beutel, fand in ihm den Staub und fragte sie: „Was soll das heißen?"

Aber seine Frau ließ sich nicht verblüffen, sondern antwortete mit Geistesgegenwart:

„Ach, lieber Mann, das Geld, das du mir gegeben hast, ist mir aus der Hand gefallen, und ich habe es gesucht und gesucht; da mir das aber schließlich zu lange dauerte und ich es nicht finden konnte, so habe ich gleich einen Haufen Straßenstaub von jener Stelle eingesackt und ihn mitgebracht."

Da gab er ihr nochmals Geld, um alle die Waren zu besorgen, und war von der Treue seiner Frau überzeugt.

1. Die Inder, in deren Nationaltracht sich keine Taschen befinden, binden Gegenstände, die sie nicht in den Händen tragen wollen, in die Zipfel ihrer Kleidungsstücke.

103. Erzählung

Die Laus Mandavisarpiṇī
oder
Wer mit bösen Menschen verkehrt, schädigt sich selbst

In der Stadt Bāṇapura herrschte einst ein König Jitaraṇa. Der hatte eine mit schneeweißer Seide überzogene Matratze, und in dieser Matratze lebte von jeher eine Laus, welche Mandavisarpiṇī [1] hieß.

Eines Tages kam zu ihr ein Floh namens Vajramukha [2] zu Besuch und sagte zu ihr: „Geht es dir wohl, liebe Tante?"

Sie antwortete ihm: „Und bist du denn auch ganz gesund, lieber Neffe?"

So erkundigten sie sich eine ganze Weile liebevoll nach ihrem beiderseitigen Wohlbefinden.

Als sich darauf der Floh wieder entfernen wollte, sagte die Laus zu ihm:

„Heute, lieber Neffe, sollst du mein Gast sein, damit ich dir meine Liebe beweisen kann." Und als er sie fragte, worin dieser Liebesbeweis bestehen sollte, fuhr sie fort: „Auf dieser Matratze schläft nämlich ein sehr wohlbeleibter König; und wenn er eingeschlafen ist, so sollst du an seinem Blute nippen, welches viel viel süßer schmeckt als Amṛta. [3] Dann erst magst du wieder gehen."

Weil sie's nun gar nicht anders tat, so blieb er, bis der Abend kam und der König sich auf der Matratze zu wohligem Schlummer bettete.

Als sich der König niedergelegt hatte, kam der Floh ganz sachte hervorgekrochen und biß ihn in den Rücken.

Da sagte der König wieder und wieder: „Mich hat etwas in meinen Leib gebissen!" Und dabei stand er auf.

Als seine Dienerschaft das merkte, suchte sie die Matratze

1. „Langsam kriechend". 2. „Blitzmund". 3. S. 20,5.

sorgfältig mit einer Lampe ab. Da kriegte es der Floh mit der Angst zu tun und machte sich wie eine Krähe auf und davon.[4] Die Diener aber durchsuchten die ganze Matratze und entdeckten schließlich die arme Laus.

„Ei, da ist die Nichtswürdige," so riefen sie, „die an unseres Gebieters Leib gezehrt hat! Schmach über die Verruchte!"

So riefen sie und knickten sie, und die Laus mußte den Tod erleiden zum Lohne dafür, daß sie einen Gesellen beherbergt hatte, von dem sie nicht wußte, wie er sich betragen würde.

104. Erzählung

Dhanaśrī
oder
Der Mut

In der Stadt Dhavalapura lebte einst ein Kaufmann Dhana mit seiner Gemahlin Dhanaśrī. Da dieses Ehepaar auf nichts eifriger bedacht war, als darauf, durch seine Freigebigkeit gute Werke zu sammeln, so breitete sich sein Ruhm nach allen Seiten aus, wie ein Tropfen Öl auf einer Wasserfläche.

Eines Tages rastete im Wohnort der beiden eine große Jaina-Gemeinde, welche sich auf einer Wallfahrt nach dem hochheiligen Śatruñjaya[1] befand. Pūrī, die Tochter des Geldverleihers der Stadt, besah sich die Prozession zusammen mit einer Freundin, und diese Freundin sagte zu ihr: „Wer soll denn alle diese Pilger beköstigen?"

4. Sprichwörtlich, wie man im Vogtland sagt: „Wie die Katz' vom Taubenschlag."

1. S. 12,5.

Pūrī, welche anderer Leute Vorzüge mit Neid betrachtete, gab ihr spöttisch zur Antwort: „Wer denn sonst, als der berühmte Spender Dhana! Der wird auch diese Menschenmenge bewirten."

Zufällig ging Dhanaśrī hinter den beiden her und hatte darum ihr Gespräch gehört. Sie teilte es ihrem Manne mit; dieser aber sprach:

„Was soll ich tun, mein Lieb? Dazu reicht unser Vermögen nicht aus, daß wir damit diese ganze Pilgerschaft beköstigen."

Sie entgegnete auf seine Worte: „Lade nur alle Teilnehmer an der Wallfahrt ein, o Herr! Ich aber will mit der Hand in dieses Erdloch greifen, in welchem eine Schlange wohnt. Sie wird mich beißen, ich werde an dem Bisse sterben, und dann wird die Prozession der Einladung in dein Haus keine Folge leisten. Der Ruhm aber, den du durch sie erwirbst, wird dir bleiben."

So lud denn Dhana die Pilgergemeinde ein. Dhanaśrī aber nahm allen ihren Mut zusammen und griff mit der Hand in jenes Erdloch.

Ein Engel [2] aber freute sich so über ihren Mut, daß er die Schlange in ein Halsband verwandelte, dem er den Namen „Goldranke" gab. [3]

Als Dhana sah, daß seine Frau dieses Geschmeide in der Hand hielt, ward er froh. Er nahm es, hinterlegte es bei dem oben erwähnten Geldverleiher, beschenkte für das Geld, welches er dafür geliehen bekam, alle Teilnehmer der Prozession mit Kleidern und anderen Gaben und gab ihnen dann das versprochene Mahl.

Am nächsten Tage aber begab er sich in das Haus des

2. Jeder Arhat (s. oben 1,2) hat einen männlichen und einen weiblichen Yakṣa (s. 29,4), der den Menschen seine Befehle überbringt, also im eigentlichsten Sinne einem christlichen Engel (ἄγγελος) entspricht. 3. S. 7,2.

Bankiers und sagte zu ihm: „Stellt mir Eure Quittung aus, gebt mir meine Halskette zurück und nehmt dafür das Geld wieder, welches Ihr mir geliehen habt.“ Als aber der andere mit der Hand in den Koffer griff, in welchem er das Geschmeide verwahrt hatte, um es herauszunehmen, erblickte er in demselben eine mächtige Schlange, und lief mit einem Schrei des Entsetzens davon.

Beim Anblick dieses Vorgangs dachte Dhana: „Das ist also jene Schlange selbst, und nur meine guten Werke haben es bewirkt, daß sie sich in eine Halskette verwandelt hat; und jetzt ist das Geschmeide wieder zur Schlange geworden. Wer könnte also behaupten, daß ich den Geldverleiher geschädigt hätte?“

So dachte er und sagte zu ihm: „Dein Geld, trefflicher Mann, ist hin, und mein Halsband ist gleichfalls hin. So haben wir keinen Anlaß, weiter darüber zu streiten, was jeder von uns zu geben und zu bekommen hat.“

Der andere mußte ihm zustimmen. Dhana aber ging nach Hause und erzählte seiner Frau alles, was sich ereignet hatte; und als seine Zeit gekommen war, sorgte er für sein Heil.

105. Erzählung

Der Brahmane
oder
Allzu große Habsucht schadet

In Pāligrāma lebte ein Brahmane namens Kṛṣṇa seit seiner Geburt in schlechten Verhältnissen. Eines Tages ging er im Auftrage seiner Frau mit einer Axt, um Holz zu holen, in einen Wald, welcher mit dem Tempel des Yakṣa [1]

1. S. 29,4.

Kapila geschmückt war. Da er dort kein anderes Holz fand, welches sich zu Feuerungsmaterial geeignet hätte, schickte er sich schon an, das hölzerne Standbild des Yakṣa zu zerhacken, als ihm infolge des früher erworbenen Schatzes seiner guten Werke der Gott erschien und zu ihm sprach: „Zerhacke mich nicht, guter Mann! Bitte mich lieber um das, worauf du es abgesehen hast!" Da sagte Kṛṣṇa zu ihm: „Gib, daß ich in meinem Heim täglich leckere Speise die Fülle habe, wie ich ihrer begehre, um die Bewohner meines Hauses zu sättigen." Der Yakṣa sprach: „Es sei!" und verschwand. Der Brahmane aber ging wieder nach Hause, fand in einem Winkel seiner Wohnung das Geld, dessen er zur Führung seines Haushaltes bedurfte, und bestritt damit den Unterhalt seiner Angehörigen. Von seiner Frau aber erfuhr die Frau seines Nachbars diese Geschichte. Da schickte sie gleichfalls ihren Mann hinaus. Als dieser aber in den Wald gekommen war und es seinem Nachbarn nachtun wollte, ward der Yakṣa zornig und lähmte ihn, so daß er mit erhobenen Händen, offenem Munde und unbeweglichen Füßen dastand, während seine Augen, sein Bauch und die übrigen Teile seines Körpers sichtbarlich von Schmerzen gepeinigt wurden. Dann sprach der Gott zu ihm: „Da sieh, du Elender, was du davon hast, daß du mir mit Verachtung zu begegnen wagtest! Ich werde dich gleich in Yamas Wohnung führen!"[2] Da sagte der Mann, indem sich seine Augen drehten und er am ganzen Leibe bebte: „Ich will alles tun, was du befiehlst, o Gott! Nur laß mich frei!" Als er so flehte, sprach der Yakṣa zu ihm: „Trage die Butter deines Haushalts dem Brahmanen Kṛṣṇa ins Haus!" Nach diesen Worten entfernte sich der Yakṣa, und der andere tat, wie ihm befohlen.

2. S. 1,8.

106. Erzählung

Dāminī, die Frau des Handelsherrn
oder
Eine junge Frau vermag sich nicht zu beherrschen

In der Stadt Hastipura lebte ein Kaufherr, welcher Suradatta hieß. Dessen Sohn Śōbhana hatte sich mit einem Mädchen namens Dāminī vermählt; und beide Gatten lebten miteinander in Liebe vereinigt wie Rati mit ihrem Gemahl, dem Gott der Liebe. 1

Eines Tages sagte Śōbhana zu seiner Frau: „Was wirst du tun, liebes Kind, wenn ich einmal gestorben bin?"

Sie antwortete: „Ich werde dir folgen, o Herr, indem ich ins Feuer gehe. Darauf darfst du dich verlassen." Nachdem sie ihm das versprochen hatte, richtete sie die gleiche Frage an ihn, und er gab ihr die gleiche Antwort.

Einige Zeit darauf fügte es das Schicksal, daß Dāminī von einer Schlange gebissen und von dem Gifte ohnmächtig ward und aussah, wie eine Leiche. Da verließ Śōbhana trotz aller Bitten seiner Freunde, seines Vaters und seiner Verwandten seine Familie, begleitete sie, die man davontrug, und wollte eben den Verbrennungsplatz betreten, um den Holzstoß zu entzünden, als die Sonne unterging. Weil nun Leichen in der Nacht nicht verbrannt werden dürfen, so setzte er sich an den auf dem Verbrennungsplatz stehenden Tempel, welcher durch eine Lampe erleuchtet war, legte das Haupt seiner Gemahlin in seinen Schoß und wartete.

Da kam ein Vidyādhara, 2 welcher mit seiner Frau durch die Luft flog, an jene Stelle, und weil seine Frau ihn bat, die Tote zu beleben, so fragte er Śōbhana, was ihm widerfahren sei. Śōbhana erzählte ihm getreulich, wie es ihm ergangen war, und der Vidyādhara sprach:

1. S. 1,9. 2. S. 1,9.

„Willst du dich ferner deines Liebesglückes freuen, so tritt deiner Frau einen Teil deiner Lebenszeit ab; dann kann ich sie ins Leben zurückrufen."

Śōbhana ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern verzichtete auf zehn Jahre seines Lebens, und sogleich belebte der Vidyādhara die Tote durch die Macht seiner Wissenschaft und flog dann weiter.

Kaum hatte er sich entfernt, so erhob sich die Frau. Śōbhana aber legte sein Haupt in ihren Schoß und schlief ein, wo er gesessen hatte.

Darauf kam der Sohn eines Ministers des Wegs daher, erblickte Dāminī und sagte zu ihr:

„Willst du nicht meinem Palaste zur Zierde gereichen, schöne Frau? Ich will dich zur Gebieterin meines Harems machen."

Da nahm sie ihres Gatten Kopf aus ihrem Schoß, legte ihn statt dessen auf einen Holzklotz und ließ sich von dem Fremden, dessen Schönheit ihr's angetan hatte, entführen.

Als aber Śōbhana am Morgen erwachte, merkte er, daß sie entflohen war, und kehrte allein nach Hause zurück.

Sein Vater und seine übrigen Verwandten bestürmten ihn mit Fragen, und er gab ihnen zur Antwort: „Ein Dämon hat sie geraubt." In seinem Herzen aber trug er heftigen Gram und dachte: „Daß die Liederliche entflohen ist und mein Leben mitgenommen hat, das schmerzt!"

Darauf zog er in der Kleidung eines Karawanenbesitzers im Lande umher, durch Städte, Flecken und Dörfer, und beobachtete die Frauen an Seen, Flüssen, Teichen, Brunnen und anderen Orten, an denen sie sich in der Öffentlichkeit zeigen, und als er nach der Stadt Nidhisāra kam, erblickte er wirklich seine Frau, wie sie sich im See mit Hingebung am Wasserspiel[3] ergötzte, erkannte sie, erkundigte sich bei den Leuten nach der Wohnung ihres Gatten und nach

3. Das Wasserspiel besteht in Belustigung bei gemeinsamem Bad.

anderem, was er zu wissen begehrte, begab sich dann zum König und sprach zu ihm:

„Der Sohn des Ministers deiner Majestät hat meine Frau entführt." Sogleich ließ der König Dāminī kommen und fragte sie; sie aber sagte:

„Das ist nicht mein Mann, und ich bin nicht dieses Mannes Weib!"

So kam es zum Rechtsstreit. Der König verhörte Śōbhana. Śōbhana erzählte die ganze Vorgeschichte desselben und sagte dann:

„Und nun, Majestät! Ist sie nicht meine Frau, so mag's dabei bewenden. Aber sie soll Wasser in meine Hand gießen und mir mein Leben zurückgeben!" 4

Der König gewährte seine Bitte und befahl ihr, das zu tun; und sie war so frech, es wirklich auszuführen.

Plötzlich aber — wie's der Krähe mit der Palmennuß erging 5 — tötete jener Vidyādhara, welcher bei einem Flug im Äther den ganzen Vorgang bemerkt hatte, in seinem Zorn durch seines Wissens Macht die Frau, ohne erst aus der Höhe herniederzusteigen, und flog nach seiner Wohnung weiter.

Die Menschen schmähten Dāminī, welche dadurch zwiefach in den Abgrund stürzte; 6 Śōbhana hingegen priesen sie glücklich. Er kehrte nach Hause zurück und förderte sein Heil.

4. Indem man einem andern Wasser in die Hand gießt, überträgt man ihm magisch eine Gabe. 5. Sprichwörtlich, um anzudeuten, daß etwas unerwartet eintritt, wie die Krähe von einer Palmennuß in dem Augenblick erschlagen ward, in dem sie sich auf einen Ast der Palme niedersetzte. 6. S. 46,5.

107. Erzählung

Prēmavatī, die Geliebte des Gelehrten Trivikrama
oder
Keinem gibt sich ein Weib zu eigen

In der Stadt Kōraṇṭakūṭa regierte einst ein König Makaradhvaja. Der hatte an seinem Hofe einen gelehrten Brahmanen, welcher Trivikrama hieß.

Als diesem Gelehrten seine Frau gestorben war, führte er Prēmavatī, die junge und schöne Witwe eines anderen gelehrten Brahmanen, in sein Haus; und ihre Liebe zu ihm steigerte sich zu ungewöhnlicher Leidenschaft. Um's kurz zu machen: die gegenseitige Neigung des Paares wuchs in kurzem so, wie es sonst nur in einer Ehe der Fall zu sein pflegt.

Mit unbegrenztem Vertrauen übertrug ihr der Brahmane die Bereitung seiner Mahlzeiten, seines Bades, seines Bettes und alle anderen häuslichen Verrichtungen. Als er aber eines Tages in des Königs Hofversammlung seine Geliebte pries, sagte der König zu ihm:

„Mein lieber Trivikrama! Selbst angetrauten Frauen soll man nicht trauen, wieviel weniger solchen, die einem aus fremdem Hause zugelaufen sind. Denn:

> Den Frauen und den Strömen, mein Freund, darf man nicht trauen. Beide entwurzeln: jene die Männer, diese die Bäume."

Der Brahmane aber ließ nicht ab, sie zu preisen; so völlig eins schien sein Wesen mit dem ihrigen zu sein.

Einige Zeit darauf schützte der König eine Krankheit vor und verweilte eine Reihe von Tagen in seinem Harem, und als er ihn wieder verließ, sagte er zu dem Gelehrten:

„Mein Leib, lieber Trivikrama, ist jetzt wieder gesundet. Für diesen Fall ist vorgeschrieben, daß man die Hausgott-

heit mit einem Opfer ehrt, welches in einem Finger von der Hand der Frau eines gelehrten Brahmanen besteht, und ich halte Ausschau nach solcher Opferspende. Nun lebt aber in dieser ganzen Stadt nur eine Frau, welche aufs Wort gehorcht, und das ist die deine. Darum sorge du dafür."

Tiefbekümmert ging Trivikrama nach Hause, und es bedurfte vieler Bitten seiner Geliebten, bis er ihr gestand, was der König ihm aufgetragen hatte. Aber Prēmavatī zauderte keinen Augenblick; sie ließ sich sofort mit einem Messer einen Finger abschneiden und gab ihn dem Gelehrten. Dieser aber brachte ihn dem König und sagte zu ihm:

„Sieh nun selbst, o König, mit welch tiefer Neigung mir meine Geliebte ergeben ist!"

Aber der König blieb ungläubig und sprach: „Beständigkeit wohnt in keines Weibes Herzen. Denn:

> Die Ohren eines Elefanten, die Grashalme und die Gewässer, die Linien, die der Blitz am Himmel zieht, und die Frauenherzen kennen keinen Bestand."

Der Gelehrte aber hörte das an und versicherte: „Prēmavatī, Majestät, ist nicht wie die andern."

Nach einiger Zeit redete der König unter ähnlichem Vorwand wiederum Trivikrama an und sprach zu ihm:

„Lieber Trivikrama! Heute habe ich gelobt, die Göttin meines Hauses mit dem Kopf der Frau eines gelehrten Brahmanen zu verehren, und suche nun einen solchen."

Wieder ging Trivikrama von heftigem Kummer gepeinigt nach Hause, und als Prēmavatī den Grund desselben aus ihm herausgefragt hatte, ergriff sie ein Schwert und schlug sich selbst das Haupt ab.

Weinend hüllte der Brahmane ihren Kopf in ein Tuch von feinster Seide und übergab ihn dem König. Dann aber ließ er sogleich die Leiche seiner Geliebten auf einem Scheiter-

haufen verbrennen, der aus Sandelholz geschichtet war.[1] Und so heftig war die Leidenschaft, welche ihn für sie beseelte, daß er sich nach keinem anderen Weibe umsah.

Um ihn zu belehren, gab ihm der König ein Gefäß, welches Amṛta[2] enthielt, und sprach zu ihm:

„Wenn du begehrst, daß Prēmavatī zu neuem Leben erstehe, so besprenge den Ort, an dem ihr Scheiterhaufen stand, mit diesem Amṛta."

Man kann sich denken, wie der Brahmane lief, um des Königs Weisung zu befolgen, und wirklich ward seine Geliebte wieder lebendig.

Als sie aber aus dem Munde des Brahmanen von der Wunderkraft des Amṛta hörte, dachte sie:

„Wenn das Schicksal es gewollt hat, daß ich heute wieder lebendig werden sollte, so will es das ein andermal vielleicht nicht. Und wer weiß, wie es mir dann ergeht."

Und mit diesen Gedanken nahm sie das Amṛta, besprengte mit ihm den Ort, an dem der Scheiterhaufen ihres ersten Gatten gestanden hatte, nahm, als dieser lebendig geworden war, das Amṛtagefäß und flüchtete mit ihrem ersten Mann bei Nacht und Nebel in ein anderes Land.

Auf die Kunde von diesem Ereignis hin aber sagte der König zu dem Brahmanen:

> „Trivikrama, trau ihr nicht, wenn sie sich auch den Kopf abschneidet, um ihn zu verschenken. Eines Tages spült der Fluß ja doch die Bäume mit ihren Wurzeln samt dem Ufer hinweg."

Als der Brahmane das hörte, war auch er vollständig von der Liebe zu den Frauen geheilt.

1. Das Sandelholz ist ungeheuer kostbar, so daß diese Bestattung den Aufwand eines Vermögens erforderte. Vgl. 79. 2. S. 20,5.

108. Erzählung

Der Lehrer Hēmacandra
oder
Man muß zu antworten wissen

In der Stadt Pattana las einmal der berühmte Lehrer Hēmacandra – der einzige Allwissende in diesem Kali-Zeitalter [1] – einer großen Versammlung reicher Kaufherren das Leben des großen Mönches Sthūlabhadra vor. Davon hörten die Brahmanen, welche den Jainamönchen feind waren, und sagten zu König Jayasiṃha Siddharāja: [2]

„In dieser Stadt, Majestät, erzählt ein Mönchlein den Bürgern folgendes Märchen: „In Pāṭalipura wurde Sthūlabhadra, der Sohn des Ministers Śakaṭāla, Mönch, worauf er vier Monate lang im Hause einer Hetäre saß, die er vorher geliebt hatte. Obwohl er sich nun dort fortwährend an Speisen delektierte, welche den verwöhntesten Feinschmecker befriedigt hätten, wahrte er doch seine Keuschheit. Das ist doch wirklich reichlich ungereimt!"

Der König war der gleichen Meinung, ließ seinen verehrten Lehrer kommen und sagte zu ihm:

„Was wird denn gegenwärtig den Kaufleuten vorgetragen, hochwürdiger Herr?"

Hēmacandra sagte:

„Das Leben des erhabenen Sthūlabhadra." –

„Was wird denn darin erzählt?" –

Da sagte der Gelehrte:

> „Ehre dem hehren Mönche Sthūlabhadra! Eine in Leidenschaft erglühte Hetäre, die ihm immer diente, Sättigung an Speisen, welche dem verwöhntesten Gaumen Rechnung trugen, ein Palast als Wohnung, ein schöner Leib, dazu ein jüngst erreichtes Jüng-

1. S. 5,1 und 12,1. 2. S. 12,1.

lingsalter und diese wolkentrübe Jahreszeit[3] — und trotzdem bezwang er seine Leidenschaft mit festem Sinn und brachte es fertig, das junge Weib zu bekehren."

Als das die beim König stehenden Brahmanen hörten, welche auf Hēmacandra immer neidisch waren — freilich ohne, daß sie damit etwas erreicht hätten — sagten sie:

„Selbst Viśvāmitra, Parāśara und die andern großen Heiligen,[4] die sich von Riedgras nährten, verloren die Besinnung, sobald ihnen das liebliche, lotusgleiche Antlitz einer Frau zu Gesichte kam. Wie sollten da Menschen ihre Sinne zu zügeln imstande sein, welche Speisen zu sich nehmen, die mit Butter, saurer und süßer Milch bereitet sind? Ei, seht doch diesen Schwindel!"

Hēmacandra war natürlich nicht so dumm, daß er nicht gemerkt hätte, worauf sie es mit ihrer Ohrenbläserei abgesehen hatten, und da er nie um eine Antwort verlegen war, so sagte er:

„Ob man keusch oder unkeusch leben kann, erhabener Fürst, das hängt nicht davon ab, was man verzehrt und nicht verzehrt, sondern von der Beschaffenheit des Charakters. Denn:

Der starke Löwe, der sich vom Fleisch der Elefanten und der Eber nährt, gattet sich im Jahr ein einzig Mal; ist der Tauber dagegen, der nur von hartem Sand und Körnern lebt, nicht Tag für Tag verliebt? Woran mag das liegen?"

Als die Brahmanen das hörten, war es ihnen, als hätte ihnen jemand all ihren Besitz gestohlen; sie bekamen schwarze Köpfe[5] und schlichen davon.

Unserm großen Lehrer aber bezeugte der König seine Huld; er kehrte gleichfalls heim und gereichte dem Ort, da er wohnte, zur Zierde.

3. Frühling. 4. Berühmte brahmanische Asketen. 5. S. 92,7.

109. Erzählung

Der Brahamane Bhurkaṇḍa

oder

Das rechte Wort zur rechten Zeit

In der Stadt Mahānandi, welche im Lande Kaschmir liegt, lebte einst ein König, welcher Bhūdhava hieß, in verschiedenen Wissenschaften bewandert war und die Gelehrten liebte.

In einer Nachbarstadt aber wohnte Bhurkaṇḍa; das war ein Brahmane, der die Dichtkunst beherrschte, aber infolge seines bösen Schicksals mit dem Laster des Diebeshandwerks behaftet war. Als dieser Brahmane nachts in der Stadt Mahānandi umherging, um zu sehen, wo es etwas zu stehlen gab, ward er von den Häschern des Polizeimeisters festgenommen, gefesselt und vor den König geführt. Eingedenk des Grundsatzes der Staatslehre, der für Diebe die Todesstrafe fordert, befahl der König, ihn hinzurichten.

Die Beamten des Königs führten den Brahmanen auf die Richtstätte; dort aber sagte er zu ihnen:

„Gute Leute! Führt mich doch noch einmal dem König vor!"

Da er ein Brahmane war, beachteten sie seine Bitte, und als sie den König benachrichtigt hatten, ließ dieser ihn kommen.

Der Brahmane trat in des Königs Audienzsaal und sagte folgendes zu ihm:

> Bhaṭṭi ist hin, Bhārgava ist gestorben,
> Bhikṣu und Bhīmasēna sind verdorben;
> Bhurkaṇḍa heiß' ich, Bhūdhava heißt Ihr,
> Und das B – h ist jetzt des Tods Revier. [1]

1. Wörtlich: „in die Reihe der Bh ist der Tod eingedrungen". Das indische Alphabet ordnet die Vokale so an: a, ā, i, ī, u, ū. Wenn

Als der König diese Strophe vernahm, die die Kenner in ihrem Herzen bewunderten, freute er sich, da er Ohren hatte zu hören.[2] Er verbot Bhurkaṇḍa, wiederum zu stehlen, schenkte ihm viel Gold, Gewänder und andere Ehrengaben und entließ ihn nach Hause.

110. Erzählung

Der Räuber Kharpara und die Göttin Harasiddhi
oder
Vor gemeinen Menschen wird es sogar den Göttern angst

In der Stadt Ujjayinī, welche dem Lande Mālavā seinen Glanz verleiht, lebte ein gewaltiger Räuber namens Kharpara. Einst hatte er, der dem Spiele und anderen Lastern ergeben war, sich mit Hilfe von Kohlen des Leichenverbrennungsplatzes kleine Kuchen gebacken. Dann stieg er dem Standbild der Göttin Harasiddhi[1] auf die Schultern, welches am Ufer der Siprā unter einem heiligen Feigenbaum stand, und schickte sich eben an, die Kuchen mit dem Öle zu verzehren, welches die sehr hoch hängende Lampe enthielt: da streckte die Göttin ihre Zunge weit aus ihrem Munde heraus, um ihn zu schrecken. Als er aber diese Zunge gewahrte, sagte er: „Ei, Göttin! Du hast wohl Hunger?" und nahm aus seinem Munde den Rest eines Bissens, legte ihr ihn auf die Zunge, aß das übrige selbst

nun in die Reihe der Bh der Tod eingedrungen ist, so muß er, wenn er weiter so alphabetisch vorgeht wie bisher, nach Bhurkaṇḍa zu Bhūdhara kommen. 2. Wörtlich: „da er Ohren hatte", d. h. da er einen in zierlicher Strophe vorgetragenen Witz zu würdigen wußte.
1. Name der grausigen Göttin Durgā, Sivas Gemahlin, die ihren Tempel auf dem Verbrennungsplatz hat, von Gespenstern und Unholden umgeben ist und Seuchen verursacht. Der Name bedeutet Haras (= Sivas) „wirkende Kraft".

und entfernte sich. Die Göttin dachte: „Wie könnte ich meine Zunge wieder in meinen Mund nehmen, da sie durch einen von einem Menschen übriggelassenen Speiserest besudelt ist!" Und so ließ sie denn ihre Zungen hängen. Als die Leute dies sahen, packte sie die Angst; denn sie dachten, die Göttin grolle ihnen aus irgendeinem Grunde, und sie bezeigten ihr ihre Verehrung durch Blumen, Kampfer, Safran, Krähenschnabel[2] und Speiseopfer: aber die Göttin blieb stehen, wie sie war. „Wehe! Die Göttin zürnt uns! Die Göttin zürnt uns! Sie wird großes Elend über die Bürger dieser Stadt verhängen" — so verbreitete sich die Nachricht. Und aus der Leute Mund vernahm sie bis ins kleinste der immer hilfsbereite König Vikramāditya.[3] Da ließ er unter Trommelschall in der Stadt verkünden: „Wer die Göttin besänftigt, dem lohnt es der König mit hundert Goldgulden." Während die Trommel so umging, berührte sie der Räuber Kharpara. Darauf begab er sich im Auftrag des Königs in das Heiligtum der Göttin. Als er drin war, schloß er die Tür und redete die Göttin also an: „Zieh deine Zunge in den Mund, du Hure![4] Oder ich schmeiße dich [oder: sie] mit diesem Stein in Stücke!"

Da erschrak die Göttin vor den Worten des Bösewichts und zog im Nu ihre Zunge in ihren Mund. Die Leute aber priesen ihn, indem sie sagten: „Was für kräftige Zaubersprüche muß der Mann besitzen!" und der König gab ihm das Gold, welches er ihm verheißen hatte.

2. kāka-tuṇḍa, „eine schwarze Spezies von Agallochum", zum Räuchern verwendet. 3. S. 35,1. 4. Durgā ist die Schutzgöttin der Hetären und anderer unzüchtiger Weiber; daher ihr Tempel zum Ehebruch benutzt (s. 101,2), und darum wendet sich in Vaṭārāma, wo sie direkt den Namen „Kupplerin" führt, die Ehebrecherin mit ihrem frechen Gebet an sie.

III. Erzählung

Der König Vikramāditya
oder
Entschlossener Mut

In der Stadt Ujjayinī lebte ein steinreicher Kaufmann namens Vittadatta. Dieser hörte einst aus dem Munde eines Astrologen, daß ein Haus Glück bringe, wenn es beim Durchgang der Sonne durch das Sternbild Puṣya gegründet wird. Denn alles, was man unter dem Sternbild Puṣya unternimmt, gelingt.

> Ein Unternehmen, außer einer Weihe oder einer Hochzeit, soll man unter dem Sternbild Puṣya beginnen, selbst wenn ein Komet oder der Mond seine Kraft ausübt; denn der Puṣya vernichtet die Kraft der anderen, die andern aber vermögen die Kraft des Puṣya nicht zu vernichten.

Da er also gelernt hatte, daß die Stärke des Puṣya außerordentlich groß ist, ließ er lauter funkelnagelneues und einwandfreies Bauholz und sonstiges Material beschaffen und sich damit von Baumeistern, welche die Architektur studiert hatten, unter Aufwand einer beträchtlichen Summe einen Palast bauen. Und als alle Zeiten zugleich günstig waren, der lunare Tag, das Sternbild, das Karaṇa[1], der Wochentag und der Augenblick, zog er unter großem Festesgepränge ein und legte sich auf einen Diwan. Da hörte er eine Stimme: „Gleich fall' ich!"

Da er fürchtete, sein Palast werde einstürzen, so sprang er entsetzt auf und legte sich an einer andern Stelle schlafen.

Als sich dieser Vorgang am zweiten Tage wiederholte, ging der Kaufherr am nächsten Morgen zu dem Manne, der seine Freude daran fand, der ganzen Welt zu helfen

1. In der Astronomie $^1/_{11}$ Tag.

und der zugleich der Kühnen Kühnster war, zu König Vikramāditya[2] nämlich, und erzählte ihm, daß er sich einen Palast gebaut hatte und was ihm in demselben während der Nacht zugestoßen war.

Der König erwarb das Gebäude für sich, indem er dem Besitzer die aufgewendete Summe nebst Zinsen dafür zahlte, legte sich am Abend wie jener schlafen, hörte dieselbe Stimme, verließ den Diwan und rief: „So fall' doch!"

Und kaum hatte er das gesagt, so stürzte ein goldener Mann hernieder, der ganz aus Strahlenbündeln zu bestehen schien, nur infolge eines großes Schatzes guter Werke zu erlangen und für den Genuß des Kaisers[3] bestimmt war, der die ganze Erde beherrschte.

Als der Kaufherr von diesem Ereignis erfuhr, riefen er und alle anderen Leute: „Wie mutig ist doch Vikramāditya!"

So von ihnen gepriesen nahm der König den goldenen Mann, und indem er reiche Goldspenden verteilte, zog er unter großen Festlichkeiten in sein Königsschloß zurück.

112. Erzählung

Der König Balasāra
oder
Selbst Helden erschrecken, wenn ein Feind sie anruft

In Tilakapura regierte einst ein König Balasāra, und in derselben Stadt wohnte ein Schmied, welcher Dhūraṇa hieß, mit seiner Frau Kariṇī.

Eines Tages ging dieser Schmied in die Fremde; denn der König hatte ihn dorthin gesandt, damit er die Kunst erlernte, Panzer zu fertigen, welche selbst für die furchtbarsten Hiebe und Stöße eines mächtigen Schwertes, einer

2. S. 35,1. 3. D. i. zu Vikramādityas Genuß.

Lanze, einer Streitaxt oder irgendeiner anderen Waffe undurchdringlich wären.

Nach einiger Zeit erwarb sich der Schmied wirklich diese Kunst, kehrte nach Hause zurück, verwendete manchen lieben Tag darauf, einen Panzer von äußerst hartem Metall zu fertigen und überreichte ihn dem König.

Dieser wollte den Harnisch prüfen, befestigte ihn an einem Pfosten und hieb ihn mit einem einzigen Schwertstreich entzwei. Und der Schmied mochte so viel Panzer fertigen, als er wollte, immer hieb sie der König in Stücke.

Da bemächtigte sich des Schmieds eine tiefe Niedergeschlagenheit; und als seine Frau ihn fragte, was ihm fehle, erzählte er ihr, wie er immer Panzer fertigte, welche der König zerhieb, kurz, alles, was ihn bedrückte.

Sie aber sagte zu ihm: „Fertige nur noch einen Panzer, o Herr! Und wenn du ihn nimmst und in des Königs Hofversammlung gehst, so will ich dich begleiten.“

Da machte er noch einen Harnisch und trug ihn in des Königs Hofversammlung, und mit ihm ging seine Frau und blieb ihm auch im Königssaal auf den Fersen. Der König befestigte auch diesen Panzer an einem Pfeiler und wollte eben einen Schwertstreich dagegen führen, als Kariṇī plötzlich ein blitzendes Schwert aus ihrem Gürtel zog und dem König mit lauter Stimme zurief: „Was willst du hier!“

Obwohl nun der König seinen Schwertstreich führte, blieb der Panzer unversehrt.

Da sagte Kariṇī: „Du bist ein Tor, Majestät!“ Und als der König sie fragte: „Wieso denn?“ gab sie zur Antwort:

„Mit diesem Panzer auf dem Leibe, Majestät, mag in die Schlacht ziehen, wer will: gewiß aber wird er kein Pfeiler sein. Er wird vielmehr einer der trefflichsten Helden sein, mit zornfunkelnden Augen. Wenn nun dich schon mein Zuruf so erschreckt hat, daß du diesen Panzer nicht

hast zerhauen können, obwohl ich nur ein schwaches Weib bin, wie wäre es möglich, auf jenes Helden Körper auch nur einen Hieb zu führen, da er doch eine Krone aller Helden ist? Weil du dir das nicht überlegt hast, darum bist du ein Tor."

Der König war über die Klugheit dieser Frau so erfreut, daß er sie wie eine Schwester ehrte, indem er ihr Gewänder und andere Gaben zum Geschenke machte. Dann entließ er sie, und sie kehrte mit ihrem Manne nach Hause zurück.

113. Erzählung

Der Gelehrte Kēśava

oder

Wer Toren belehrt, hat den Schaden

In der Stadt Ghanāvāsa wohnten viele Rinderzüchter; und einer von ihnen, der an Geld, Getreide und sonstigen Schätzen schwerreiche Sūraṇa, hatte eine sehr einfältige Mutter, welche Suramā hieß.

Einst zur Regenzeit las vor Suramā ein Gelehrter namens Kēśava, der sehr viele Wissenszweige beherrschte, von Tagesanbruch bis zur ersten Wache mit lauter Stimme das Bhāgavata.[1] Da sie aber einfältig war, so verstand sie davon gar nichts, freute sich nicht darüber, gab ihm auch nichts, sondern sagte schließlich zu ihrem Sohne: „Dieser Gelehrte, mein Sohn, muß von einer schweren Krankheit befallen sein, weil er vom Morgengrauen an schon eine ganze Wache lang so brüllt!"

Als der Sohn diese ihre Worte hörte, dachte er: „Ich hatte seinerzeit einen Büffel, der genau so brüllte. Den habe ich durch Brennen kuriert. Also paßt auf diesen die-

1. S. 88,4.

selbe Kur!" Darum ließ er ihn durch seine Leute an den Beinen und an seinen andern Gliedern packen und brandmarkte ihn wie den Büffel auf dem Scheitel und auf den übrigen Körperteilen.

Als er den Gelehrten endlich losließ, dachte dieser: „Ei, das ist die Belohnung, die mir die Belehrung der Dummen eingebracht hat, daß mein ganzer Körper versengt ist." Und damit ging er nach Hause.

114. Erzählung

Der Yōgin Sūranātha
oder
Wenn man Toren auch etwas ihnen Heilsames sagt, so hat man selbst den Schaden davon

In dem Dorfe Pūraṇa waren die Leute durch salziges Wasser übel geplagt. Denn:

> Ein schlechter Sohn, ein dummer Lehrer, ein Brunnen, in dem salziges Wasser ist, im Dorf ein schlechter Herr, im Haus ein schlechtes Zimmer:[1] diese fünf brennen den Leib.

Darum taten sich die Bewohner zusammen und ließen für schweres Geld einen wunderschönen Teich herstellen; aber das Wasser stand in ihm so wenig wie im Wüstensand. In großer Aufregung brachten sie der Göttin des Teiches allerlei Speiseopfer dar und beteten zu ihr, aber das Wasser blieb im Teiche nicht, wie ein Geheimnis nicht im Herzen eines schlechten Menschen bleibt.

Sie fragten viele Kundige, wie Beschwörer, Kenner von Zaubersprüchen und von Diagrammen und Geisterbanner,

1. So die Handschrift; die ursprüngliche Lesart der Strophe aber ist: „ein böses Weib".

bis die Bürger endlich irgendwo einen großen Yōgin[2] namens Sūranātha entdeckten. Diesen fragten sie nach der Ursache ihres Leides, welches sie darüber empfanden, daß sich in ihrem Teiche das Wasser nicht hielt. Er sagte zu ihnen: „Das Wasser wird sogleich darinnen bleiben, wenn ihr einen lebendigen, mit den 32 Körperzeichen versehenen Menschen in ihm begrabt.“[3]

Als sie das vernommen hatten, dachten sie: „Er trägt ja selbst die 32 Zeichen an sich, und außerdem ist er schutzlos.“ Und da sie in der Überzahl waren, begruben sie den Yōgin mit vereinten Kräften lebendig dort im Innern des Teiches.

So pflückte der Yōgin in Gestalt des Todes die Frucht des guten Rates, den er Toren gewährt hatte, und nach seinem Tode fuhr er zur Hölle.[4]

115. Erzählung

Der Brahmane Dāmōdara

oder

Nur im Herzen der Guten schreit eine Sünde

In der Stadt Pēṭapadra herrschte ein König Puṇyaraṅga; dem hatte ein ihm befreundeter Rinderzüchter ein Kälbchen geschenkt, welches so allerliebst aussah, als wäre es ein Töchterchen der Wunschkuh[1] gewesen. Es war weiß wie der Mond im Herbste, und wie sein eigenes Töchterchen nährte er es mit Milch und anderen Leckerbissen und ließ in der ganzen Stadt ausrufen, daß er jeden strafen werde, der es mit einem Stocke oder sonstwie schlagen würde. Dann ließ er es frei in dem Orte umherlaufen.

Eines Tages hatte es sich in der Markthalle eines Kauf-

2. S. 10,4. 3. S. 26,8. 4. S. 46,5.
1. S. 24,1.

manns namens Gaṅgadāsa über dessen Getreidekörner hergemacht und verzehrte sie eifrig; da schlug dieser es im Jähzorn mit einem Stocke und traf es an eine gefährliche Stelle, so daß es starb. Als der König ihn verhörte, erzählte er, wie sich die Sache zugetragen hatte. Da sagte der König: „Was kann er dafür?" und entließ ihn, da er die Wahrheit gestanden hatte. Aber der Kaufmann konnte den Gedanken nicht loswerden, daß er des Kuhmordes[2] Schuld auf sich geladen, und als er nach Hause gekommen war und schlafen wollte, da brüllte dieser Kuhmord in seinem Leibe.

Da sich nun dieses Gebrüll immer vernehmen ließ, sooft er einschlafen wollte, so floh ihn der Schlaf vollständig, und er beschloß, die Sünde des Kuhmordes auf einen anderen zu übertragen. Er ging in die Stadt Dēvaka zu dem Brahmanen Dāmōdara, welcher an dem heiligen Badeplatz Prabhāsa wohnte, gab ihm 1000 Goldgulden, goß ihm Wasser in die Hand und händigte ihm so diese Sünde ein.[3]

Als der Kaufmann sich entfernt hatte, und sich das Gebrüll ebenso in Dāmōdaras Leib vernehmen ließ, befreite dieser einen Steuereinnehmer namens Kanthara, welchen der König mit dem Kopfe nach unten hatte fesseln lassen, dadurch aus diesen Banden, daß er ihn bewog, die Sünde auf sich zu nehmen, und daß er obendrein für ihn jene 1000 Gulden als Buße erlegte. Da der Tag nun bereits zur Rüste ging, begleitete der Brahmane Kanthara in sein Haus und legte sich neben dessen Bett schlafen. Weil er aber nicht einschlief, fragte ihn Kanthara: „Weshalb schläfst du nicht, Brahmane?" Dieser antwortete: „Ich bin noch wach, weil ich dachte: Ob wohl auch im Leibe dieses Brahmanen die Sünde des Kuhmords schreit, wie sie in dem

2. Dieser ist in den Augen der Inder die größte Sünde. — Dieser Mord wird, wie der Inder ja in seiner schrankenlosen Einbildungskraft alles personifiziert, als Dämonin gedacht. 3. S. 106,1.

meinen geschrien hat?" Der andere aber sprach: „In deinem Leibe, Brahmane, befindet sich keines anderen Mordes Sünde; darum hat darin dieser Kuhmord wie ein Haustier geschrien, weil er sich einsam fühlte. In meinem Leib dagegen sind eine ganze Menge Mordtaten. Zu denen ist diese nun gekommen, und darum verhält sie sich hübsch ruhig, wie eine zahme Kuh, die sich zu ihresgleichen gesellt hat."

Als das der Brahmane gehört hatte, ging er nach Hause, überzeugt, daß sich die Grausamen in ihrem Herzen weder vor einem Mord noch vor sonst etwas fürchten.

116. Erzählung

Siddhi

oder

Sei nicht zu habsüchtig!

In der Stadt Śrāvasti wohnten einst zwei miteinander befreundete alte Frauen, welche Buddhi und Siddhi hießen, einander sehr liebten, aber infolge der dürftigen Verhältnisse, in denen sie lebten, recht unglücklich waren.

In derselben Stadt befand sich ein Yakṣa,[1] welcher Bhōlaka hieß, und einem Zaubertopf[2] gleich alle Wünsche erfüllte, die die Leute von ihm begehrten.

Da ging Buddhi hin und säuberte sein Heiligtum, indem sie es scheuerte, den Fußboden mit Kuhdung[3] bestrich, es weißte und schmückte und mit bunten Farben bemalte, ihm selbst Opfergaben an Speisen, Blumen, Blättern und Früchten brachte und ihm sonst noch viele Beweise ihrer Liebe gab, um ihn zu erfreuen.

1. S. 29,4. 2. S. 57. 3. In Indien allgemein zum Bestreichen des Fußbodens verwendet.

Der Yakṣa freute sich wirklich darüber und sprach zu Buddhi:

„Sag' mir, gute Alte, was du begehrst!"

Da wünschte sie sich Tag für Tag einen Goldgulden, und der Yakṣa schenkte ihr täglich einen.

Nun füllte sich ihr Haus gar bald mit Geld, mit Getreide und mit anderen Vorräten an. Als Siddhi diese Fülle sah, fragte sie Buddhi nach deren Ursprung. Buddhi erzählte ihr alles getreulich, wie es sich begeben hatte.

Da verehrte Siddhi den Yakṣa genau in derselben Weise und erbat sich dafür von ihm das Doppelte alles dessen, was Buddhi besaß.

Als Buddhi diese Geschichte erfuhr, erbat sie sich das Dreifache, und Siddhi erbat sich das Vierfache. Und so trieben sie es wetteifernd so weit, bis eine von ihnen das Zehnfache erbat; und der Yakṣa, der sich über ihre Dienste freute, gewährte es auch.

Da aber zeigte es sich, daß von allen boshaften Geschöpfen, die darauf ausgehen, andere zu schädigen, Buddhi das boshafteste war. Denn eines Tages bat sie den Yakṣa, ihr auf einem Auge die Sehkraft zu rauben, und der Yakṣa erfüllte ihre Bitte.

Als Siddhi aber hörte, daß Buddhi wiederum den Yakṣa verehrte, und dieser ihr dafür irgendeine überreiche Gabe gespendet habe, ließ sie sich von der Habsucht übermannen und betete zu ihm: „Gib mir das Doppelte von dem, was du der Buddhi geschenkt hast!"

Kaum hatte sie das gesagt, so blendete der Yakṣa sie auf beiden Augen.

Sie aber erntete die Blindheit als Frucht ihrer allzu großen Habsucht.

117. Erzählung

Die Kaufmannsfrau Kusumaśrī

oder

Verlier' dein Geld, und du verlierst auch der Deinigen Liebe

In der Stadt Balabhadrāvāsa lebte ein Kaufherr Kusuma, dessen Hausfrau Kusumaśrī hieß.

Eines Tages zog dieser Handelsherr mit reichem Gut in die Fremde; da aber bei ihm das Karman[1] aufging, welches Verlust bedingt, so büßte er sogar sein Kapital ein.

Nach einer langen Reihe von Tagen kehrte er nach Hause zurück. Seine Frau aber freute sich sehr in ihrem Herzen; denn sie dachte: „Mein Liebster wird mir etwas mitgebracht haben, Kleider und Geschmeide und andere Kostbarkeiten." Und da ihr Gatte nach so langer Zeit zurückgekehrt war, so diente sie ihm mit dem Bad und anderem besonders liebevoll. Während sie ihm am Abend mit lauwarmem Wasser die Füße wusch, trat einer seiner Freunde herein, welcher Candradatta hieß, erkundigte sich, ob die Heimreise gut vonstatten gegangen sei und fragte ihn dann, ob er gute Geschäfte gemacht habe.

Kusuma erwiderte: „Lieber Freund, ich habe draußen in der Fremde mit Silber, Gold, Perlen, Rubinen und anderen Edelsteinen und sonstigen Gütern gehandelt; aber ich habe nur mein Vermögen eingebüßt, ohne das geringste zu verdienen. Der Verlust meines Kapitals veranlaßte mich, dort länger zu verweilen, als ich beabsichtigt hatte; aber ich hatte kein Glück und bin darum mit leeren Händen heimgekehrt."

Als seine Frau hörte, was ihr Gemahl sprach, da sank ihr der Mut, denn sie dachte: „O weh! Da hat mein Mann mir gar nichts mitgebracht!" Und während sie ihm den

1. S. 10,3.

einen Fuß mit Hingebung gewaschen hatte, ließ sie den zweiten ungewaschen.

Da dachte der Kaufmann: „Was für ein jämmerliches Ding ist doch das Geld! Denn wenn es schwindet, dann lassen selbst Ehefrauen aus guten Familien die Liebe zu ihrem Gatten fahren."

Und sein Herz faßte einen Widerwillen gegen die Frauen, und er richtete an seinen Freund eine selbstgedichtete Strophe:

> Eine erbärmliche Dirne ist hier; das Armband ist unecht, leider! Weil sie kein Geld bekommt, läßt die Frau aus guter Familie meinen Fuß fallen.

Dieser Vorgang verleidete ihm das Familienleben, und er ward Mönch.

118. Erzählung

Der Kanzler Dambha
oder
Aufschub bringt sicher Glück

In der Stadt Dhanavatī herrschte König Aśōkacandra. Seine Königin hieß Aśōkaśrī, sein Kanzler Dambha und des Kanzlers Gemahlin Dambhavatī. Die Gemahlin des Königs und die des Kanzlers waren Freundinnen, und als sie einstmals beide guter Hoffnung waren, machten sie heimlich miteinander aus, falls ihnen Sohn und Tochter geschenkt würde, diese beiden miteinander zu vermählen, um so durch Verschwägerung ihre Freundschaft unvergänglich zu gestalten. Als sie diesen Entschluß gefaßt hatten, teilte ihn jede von ihnen ihrem Gatten mit, und auch diese stimmten mit Freuden zu.

Bald darauf gebar an einem Glückstage die Königin ein Töchterchen, und unter großen Festlichkeiten gab ihm der

König den Namen Kamalamālā.[1] Dies hörte die Gemahlin des Kanzlers, deren Name ihrem Wesen entsprach;[2] und als sie daher im geheimen und von Dienerinnen umgeben, auf welche sie sich verlassen durfte, gleichfalls einem Töchterchen das Leben schenkte, ließ sie draußen das Gerücht verbreiten, sie habe einen Sohn geboren. Als dem Minister, welcher gerade in der Hofversammlung des Königs saß, der Mund einer seiner Sklavinnen die Geburt eines Sohnes verkündete, belohnte er diese mit Gewändern, Geschmeide und anderen Kostbarkeiten; und der König, den die Nachricht von der Geburt eines Schwiegersohnes ebenfalls erfreute, gab der Sklavin seinerseits reiche Geschenke.

Nachdem der Kanzler aber nach Hause geeilt war und die unredliche Handlungsweise seiner Frau erfuhr, sprach er zu ihr: „Schäm' dich, du Schlechte! Was ist das für ein schwerer Betrug, und wie sollen wir uns aus ihm retten?" Sie aber erwiderte ihm ganz dreist: „Fasse nur Mut! Laß deine Ängstlichkeit! Gewinne Zeit und sei nicht ungeduldig. Dann wird sich alles zum besten wenden." Diese Worte veranlaßten ihn, unter ganz besonderem Festesgepränge die Geburt eines Sohnes zu feiern, wobei er diesem den Namen Kamalakēli gab.[3]

Darauf sagte der Kanzler zum König: „Vergangene Nacht, o Herr, hat meine Familiengottheit also zu mir gesprochen: ‚Bis zu seinem zwölften Jahre darfst du niemandem deinen Sohn zeigen; tust du's doch, so werde ich ihn unbedingt entführen.' Darum, Majestät, stellt sich dem Anblick des Schwiegersohnes deiner Majestät ein Hindernis entgegen." Der König sprach: „Hüte nur meinen Schwiegersohn sorgfältig und laß ihn nicht aus dem Hause."

Der Kanzler teilte seiner Gemahlin mit, was seine Klugheit ersonnen; dann ließ er ganz im geheimen das Mädchen in den Künsten unterrichten, welche ein Mann können

1. Lotuskranz. 2. Dambhavatī heißt „Betrügerin". 3. Lotusspiel.

muß. Als es zwölf Jahre alt war, teilte er ihm seinen Streich mit, ließ es Männerkleider anlegen und führte es vor den König. Und der König schenkte seinem vermeintlichen Schwiegersohn bei diesem ersten Zusammentreffen Elefanten, Rosse und viel anderes Gut; und in der gleichen Weise zeichnete ihn die Königin aus.

Inzwischen kam der Hochzeitstag heran. Da ließ der Kanzler seine Tochter ein verkehrt geschultes Roß[4] besteigen und sprach zu ihr: „Wohin dieses Roß läuft, nachdem du es bestiegen hast, dorthin gehst du auch und kommst mir nicht wieder zurück!" Darauf gab das Mädchen, welches die Kleidung eines vornehmen Mannes trug, dem Pferd die Peitsche, und dieses enteilte nach dem Walde hin.

Da wurden der König und die Königin sehr betrübt und jammerten: „Wehe! Das böse Roß ist auf und davon und hat uns unseren Eidam entführt!" Der Kanzler dagegen und seine Gemahlin freuten sich sehr; denn sie dachten: „In Gestalt unserer Tochter ist das Unglück aus unserm Haus entflohen. Sollten sie aber doch zurückkehren, so sagen wir zum König: ‚Ein böser Dämon hat unsern Sohn betrogen und ihn zum Mädchen gemacht.'"

Die Jungfrau war inzwischen in den großen Wald hineingeritten; da sah sie, wie an einer Badestelle eines großen Sees Äffinnen, welche hineinsprangen, zu Affen wurden. Als sie so die Wunderkraft jener Badestelle vor Augen sah, sprang auch sie, bekleidet wie sie war, hinein und ward zum Manne. Dann sprang sie wieder auf ihr Roß und ritt nach Hause zurück.

„Warum zeigst du mir dein Antlitz, du Elende! Scher' dich in Yamas Haus!"[5] so schalt sie ihr Vater. Sie aber

4. Solche Pferde werden in der Erzählungsliteratur oft erwähnt. Sie reagieren auf Zaum und Schenkeldruck durch das Gegenteil von dem, was ein normal dressiertes Pferd tut. 5. S. 1,8.

zeigte ihm eiligst ihre neue Gestalt und erzählte ihm von der Wunderkraft jener Badestelle.

Der König war hocherfreut über die Nachricht von der Rückkehr seines Schwiegersohns, und der Minister sah ein, daß der Aufschub Segen bringt. Des Kanzlers Sohn aber vermählte sich mit der Königstochter und genoß, was die Sinne zu erfreuen vermag.

119. Erzählung

Die Brahmanentochter Rūpasēnā
oder
Auch ein Vorzug wird zum Nachteil, wenn er Bösen zu Gesichte kommt

In dem Dorfe Ghanārāma lebte ein Brahmane Līlādhara; der hatte eine Tochter, welche Rūpasēnā hieß.

Als diese zur Jungfrau erblüht war, sah sie ein Spieler Dēvadatta, verliebte sich in sie, ließ sich von einem Yōgin,[1] den er sich durch ehrfurchtsvolle Dienste geneigt gemacht hatte, einen Zauberspruch geben, behexte sie mit diesem, nahm sie und ging mit ihr in der Nacht vor die Stadt. Während er voranging und sie ihm folgte, wurde er in der Finsternis im Walde von einer Schlange gebissen und starb.

Als er tot war, verließ ihn die Jungfrau. Da sie sich aber nicht zurechtzufinden wußte, so irrte sie an Ort und Stelle wie eine von ihrer Herde abgekommene Gazelle umher. Da sah sie ein Königssohn, welcher Rūpasōma hieß und in den Wald gekommen war, um zu jagen, und fragte sie: „Wer bist du?“

„Ich habe mit meiner Mutter zusammen deren Wohnung verlassen, um mich mit ihr in meines Vaters Haus

1. S. 10,4

zu begeben, bin aber von unserer Karawane abgekommen und gehe nun hier in der Irre herum."

Der Prinz sah, daß ihr Leib mit den sieben natürlichen Zierden des Weibes geschmückt war:

> Ein Antlitz, leuchtend wie der Mond, zwei Augen, welche die Lotusblumen verachten dürfen, eine Farbe, welche die des Goldes übertrifft, ein Haar, dessen reiche Fülle schwärzer wogt als ein Schwarm schwarzer Bienen, ein Paar Brüste, welche man für Stirnhöcker eines Elefanten halten kann, eine schwere Fülle der Hüften und reizende Sanftmut im Gespräch: das ist der natürliche Schmuck der jungen Mädchen.

Und da der Prinz der Jungfrau mit Bestimmtheit ansah, daß sie unvermählt war, beschloß er, sie dereinst zu seiner Hauptkönigin zu machen und nahm sie mit sich in die Stadt in der Erwägung, daß herrenlose Schätze dem König gehören.[2]

Als er sie aber in seinen Harem gebracht hatte, dachten seine anderen Frauen: „Wenn unser Gemahl diese zur Königin macht, so wird er für uns andere nichts als Mißachtung mehr übrig haben."

Darum verschafften sie sich eine Schlange und ließen sie in die Kissen des Bettes laufen, welches für die Brahmanentochter bestimmt war, und als sie sich in der nächsten Nacht zur Ruhe legte, ward sie von der Schlange gebissen, und das Gift raubte ihr die Besinnung.

Da der Königssohn aber glaubte, sie sei gestorben, so ließ er sie zusammen mit Nimbablättern in eine Lade legen und am Abend in die Strömung des Flusses setzen, an welchem seine Stadt gelegen war.[3]

2. Dies ist nach indischem Recht der Fall. 3. Dasselbe Mittel wird in der Erzählung vom Kaufmann Campaka verwendet: s. meine Übersetzung § 17 und die aus dem Dharmakalpadruma mitgeteilte Version, S. 436, St. 285 ff.

Die Lade schwamm dahin und gelangte am Morgen in die Nähe von Sindhugrāma. Dort hatte sich der Kaufmannssohn Candrabhāga an den Fluß begeben, um seine morgentlichen Reinigungen vorzunehmen, sah die Lade und zog sie ans Land. Er fand in ihr die Jungfrau, merkte, daß sie von einer Schlange gebissen war, belebte sie, indem er sie mit dem Wasser des Edelsteins benetzte, welchen er in seinem Ringe trug, und führte sie in sein Haus, um sich mit ihr zu vermählen.

Seine übrigen Frauen aber dachten ebenso wie die Frauen des Prinzen, führten sie beim Spiel an einen Brunnen, sagten zu ihr arglistig: „Liebchen, sieh mal in den Brunnen hinab" und stürzten sie in diesen hinunter. Da sie aber nur auf eine Plattform im Brunnen fiel,4 so ward sie von einer Magd der Hetäre Kāmasēnā entdeckt, als sie Wasser zu holen kam, wurde von ihr herausgezogen und ihrer Herrin übergeben.

Die Hetäre war hocherfreut; denn sie dachte: „Mit diesem Mädchen ist ein Schatz in mein Haus gekommen!" Und sie wies ihr ihre Zelle an, wo die Brahmanentochter nun tat, was dem Stand einer Hetäre zukam.

Inzwischen zog ihr Vater von Land zu Land, bis er am Abend nach Sindhugrāma kam. Er begab sich in das Haus der Hetäre und genoß in der Nacht das Sinnenglück mit seiner Tochter. Ihre Schönheit, ihre Bescheidenheit, ihr anständiges Betragen und ihre Klugheit gefielen ihm so, daß er ihr zu ihrem Erstaunen mehr gab, als er ihr versprochen hatte. Sie fragte ihn darum nach seiner Heimat und anderem, und er berichtete ihr getreulich über alles, wonach sie fragte. Und als die Angst über sie kam und sie sich bei ihm nach seiner Familie erkundigte, nannte er ihr auch den Namen seiner Tochter und erzählte ihr von seinem Unglück, welches damit begonnen habe, daß diese Tochter ver-

4. S. 91,2.

schwunden sei. Dabei liefen ihm die hellen Tränen über das Gesicht.

Da rief sie: „Ich unseliges Weib! Ich habe mich mit meinem eigenen Vater vereinigt. Welch entsetzliche Sünde hab' ich dadurch auf mich geladen!"

So klagte sie sich wieder und wieder an, und Tränen quollen ihr aus den Augen. Auch sie erzählte ihm nun wahrheitsgetreu alles, was sie erlebt hatte.

Darauf verließen sie beide getrennt voneinander das Haus der Hetäre, traten in den Orden ein, beichteten, welche Früchte jedem von ihnen sein böses Karman[5] gereift hatte und gelangten so auf den Pfad des Heils.

120. Erzählung

Der Brahmane Viśāla

oder

Wer Frauen ein Geheimnis verrät, hat den Schaden

In der Stadt Saṃgara lebte ein Brahmane, welcher Viśāla hieß, mit seiner Hausfrau Varaṇī.

Einst hatte dieser Brahmane eine Wanderung in die Fremde unternommen, hatte auf ihr viel Geld verdient und traf auf dem Heimweg in Kusumapura mit einem Kaufherrn Sundara zusammen, dem er für tausend Goldgulden vier kluge Ratschläge abkaufte.

Der erste Ratschlag lautete: „Wandere niemals deinen Weg allein!"

Der zweite: „Reinige niemals deine Zähne und trinke niemals an einer Badestelle, die sich an einem Fluß oder einem sonstigen fließenden Gewässer befindet!"

5. S. 10.3.

Der dritte: „Tu auch, was verboten ist, wenn die Menge es dich tun heißt!"

Der vierte: „Kommst du aus der Fremde und es hungert dich, so geh' nicht in die Stadt."

Da sich der Kaufmann freute, daß er für seine vier Klugheitsregeln soviel Geld bekam, gab er dem Brahmanen noch eine fünfte: „Teile niemals einem Weibe ein Geheimnis mit!"

Nachdem der Brahmane diese fünf[1] Klugheitsregeln erhalten hatte, kaufte er, da er keine andere Begleitung zu finden vermochte, einem Jäger, der seinen Erwerb dadurch fand, daß er Netze stellte, einen Igel ab und nahm ihn mit. Unterwegs wurde er müde und legte sich unter einem Feigenbaum schlafen. Als er sich wieder erhob, sah er, daß sein Igel eine Schlange erbissen hatte. Da dachte er: „Wie klug ist doch der Kaufmann! Dadurch, daß die Schlange gestorben ist, bin ich am Leben geblieben und habe so bereits all das Gold wieder verdient, welches ich ihm gezahlt habe."

Und wohlgemut schritt er fürbaß. Als er an die Badestelle eines Flusses kam, trank er Wasser und ging weiter. Da merkte er, daß er sein Geld dort hatte liegen lassen, kehrte um, fand es noch vor und freute sich noch mehr, als vorher.

Auf seiner Weiterwanderung kam er in eine Stadt und rastete daselbst. Da befahl ihm die Menge, einen anderen Wanderer, der die Nacht vorher an einem Schlangenbiß gestorben war, hinauszuschaffen, und als er das tat, fand er in dem Geldbeutel der Leiche fünf Juwelen.

Er machte sich wieder auf den Weg und gelangte schließlich in die Nähe seines Wohnortes. Da schickte er sich an, außerhalb desselben zu essen, als er einen früheren Freund traf, der ein Yogin war. Den lud er ein, sein Mahl zu teilen und machte ihm damit eine solche Freude, daß der

1. Der Sanskrittext sagt versehentlich: „vier".

Yōgin ihm Gurkenkerne schenkte, welche sofort, nachdem man sie gesteckt hatte, aufgingen und fruchteten.

Darauf nahm der Brahmane diese Gurkenkerne und begab sich in die Stadt. Unterwegs aber hörte er, daß seine Mutter gestorben war. Da dachte er: „Wie klug ist doch der Kaufmann! Alles ist für mich glücklich abgelaufen!" Und während er weinend seine Mutter betrauerte, trat er in sein Haus.

Er dachte: „Weil ich die klugen Ratschläge des Kaufmanns befolgt habe, ist es mir gut gegangen; wie mag es mir gehen, wenn ich ihnen zuwiderhandele?" Und um dies zu erfahren, erklärte er seiner Frau in der Nacht die wunderbare Eigenschaft der Gurkenkerne.

Seine Frau aber führte einen ausschweifenden Wandel, und darum erfuhr der Herr des Dorfes von den Kernen und der Bewandtnis, die es mit ihnen hatte; und da er sich die Frau anzueignen wünschte, schloß er mit dem Brahmanen folgende Wette ab:

„Wenn diese Kerne aufgehen, dann gebe ich dir alles, was du von mir begehrst; andernfalls soll dasjenige in deinem Hause mein sein, was ich zuerst mit beiden Händen fassen werde."

Darauf bat er die Frau des Brahmanen, diese Körner zu rösten, und sie tat es. Als dann beide Männer gleichzeitig die Kerne steckten und diese nicht aufgingen, bestimmte der Brahmane den Termin, indem er sagte: „Komm' am siebenten Tage, von heute an gerechnet, in mein Haus und nimm dir, was du begehrst!" Dann aber ging er, da er sich nicht zurechtzufinden wußte, zu dem Kaufmann Sundara und erzählte ihm sein ganzes Erlebnis.

Sundara erriet durch seinen Scharfsinn, welcher Art der Wandel war, den die Frau des Brahmanen führte, begleitete diesen in sein Haus, legte Edelsteine, Perlen und alles übrige Gut, jedes einzeln, vor dem Hause nieder,

ordnete an, daß sich die Brahmanin nach dem Obergeschoß begab, ließ den Herrn des Dorfes holen und sagte zu ihm: „Nimm dir, was du begehrst!"

Als der Angeredete sie da oben stehen sah, wollte er sie herabholen und ergriff darum mit beiden Händen die Leiter. Da hielt ihm Sundara die Wetturkunde vor, und der andere ging mit schwarzem Kopf[2] nach Hause.

Sundara aber teilte dem Brahmanen mit, wie seine Frau es trieb, und ging dann gleichfalls heim.

121. Erzählung

Der Schakal Ghōrākāra

oder

Wer die Seinen von sich stößt, stürzt ins Unglück

Im Ghōra-Walde lebte einst ein Schakal, welcher Ghōrākāra hieß.

Während dieser einst am Abend in der Umgegend von Kīrapura umherlungerte, um Fleisch zu suchen, stürzte er in eine große Indigogrube und wurde davon ganz schwarz an allen Gliedern, so schwarz, als wäre er aus Massen von Lampenruß gebildet worden.

Als es tagte, ging er in den Wald. Die wilden Tiere fragten ihn:

„Wie siehst denn du aus! Wer bist denn du?"

Er antwortete:

„Vernehmt, ihr Tiere! Wie unter den Göttern Indra, wie der Mond unter den Gestirnen, wie die Sonne unter den Planeten, so stehe ich unter euch allen als euer Herr und Gebieter!"

2. S. 92,7.

Als er so gesprochen und der Sarabha[1], der Löwe, der Elefant, der Tiger, die Antilope und alle die anderen Waldbewohner in ihm ein Wesen vor sich sahen, dessen Erscheinung ihnen völlig neu und dabei recht grausig vorkam, so huldigten sie ihm, wie man dem König nach altem Brauche huldigt.

Da kamen ihm seine Verwandten, die Schakale, von denen es im Walde wimmelte, als rechte Lumpen vor. Er ging ihnen aus dem Wege, soweit er konnte, und duldete in seiner Umgebung nur noch die Gewaltigen unter den Tieren.

Eines Nachts aber hörte er ganz aus der Ferne die Schakale heulen; und da in ihm die Natur seiner Sippe mächtig ward, so konnte er sich nicht halten, sondern heulte mit aus Leibeskräften.

Als aber die Tiere seiner Umgebung sein Geheul vernahmen, da dachten sie:

„Ei seht doch! Das ist ja nur ein ganz elendes Geschöpf, ein schuftiger Schakal. Und der hat sich erfrecht, uns zu verhöhnen und zu betrügen!"

Und in ihrer Wut vernichteten sie ihn.

Das war der Lohn dafür, daß er von seinen Verwandten nichts mehr hatte wissen wollen.

122. Erzählung

Der Kaufmann Suradatta

oder

Auch wenn man alles ankauft, kann man sein Glück machen

In Vardhanapura lebte der Kaufmann Suradatta. Von dem war es weit und breit bekannt, daß er alles kaufte was ihm irgend jemand zum Kaufe bot.

1. Eine fabelhafte Riesenspinne, die selbst Elefanten und Löwen frißt.

Um ihn auf die Probe zu stellen, trat eines Tages ein Schelm in seinen Laden und bot ihm eine tote Schlange an; und richtig kaufte sie Suradatta für einen angemessenen Preis und ließ sie aufs Dach legen.

Zu derselben Zeit gedachte die Gemahlin des Königs ein Bad zu nehmen und hatte ihr goldenes Halsband abgelegt. Ein Geier hielt es für eine Schlange und holte es, ließ es, als er wieder in der Luft seine Kreise zog, aus seinem Schnabel auf das Dach der Markthalle fallen, nahm dafür die tote Schlange und stieg wieder nach dem Äther empor.

Als der Kaufmann am nächsten Morgen aufstand,[1] fand er an Stelle der toten Schlange dieses kostbare Halsband vor und war ein reicher Mann.

123. Erzählung

Candanaśrī
oder
Nur wenn man Geld hat, wird man von seinen Angehörigen geliebt

In der Stadt Makarāvāsa lebte ein Kaufherr Saraṇa; der hatte eine Schwester, welche Candanaśrī hieß. Deren Gemahl war in schlechte Verhältnisse geraten, und so kam es, daß sie, als ihr Bruder seinen Sohn verheiratete, in ihr Vaterhaus kam, ohne daß sie durch Gewand und Geschmeide und sonstige Zier ein prunkvolles Äußere hätte zur Schau tragen können.

Ihre Schwestern dagegen, mit denen sie dort zusammentraf, trugen Schmuck, welcher seinesgleichen suchte;

1. Er hat, wie das üblich ist, in einem luftigen Zimmer auf dem Dache geschlafen.

waren sie doch alle reich und glücklich verheiratet! Dafür wurde von ihnen auch viel Aufhebens gemacht, während man die Arme kaum beachtete.

Als sie das gewahrte, dachte sie: „Das elende Geld!" Und sie mußte in ihres Mannes Haus zurückkehren, ohne daß selbst ihr Bruder ihr die geringste Ehre erwiesen hätte.

Das Schicksal aber fügte es, daß ihre Armut vorüberging, und daß ihr zweiter Neffe Hochzeit feierte.

Diesmal erschien sie ganz anders zum Feste. Sie trug feinste Seide als Umhang. Ihre Handgelenke waren mit goldenen Reifen geschmückt. Sie hatte den Mund voll Betel, alle Glieder hatte sie mit Sandelsalbe bestrichen. Ringe zierten ihre Fußknöchel. Das Geschmeide, welches sie trug, bestand aus Perlen und Edelsteinen in tadelloser Fassung. Blumen bedeckten ihr Haar, und ein seidenes Mieder legte sich eng um ihren Busen.

Als sie so zum Feste kam, ließ ihr Bruder ihr die besten Leckerbissen reichen und tat ihr auch sonst alle erdenklichen Ehren an.

Da sagte sie diese Strophe:

> Eßt, Nasenschmuck [1] und Ketten am Hals,
> Iß tapfer, mein seidenes Kleid!
> Euch tut man diese Ehren an,
> Die meine Stärk' ihr seid.

Indem sie wieder und wieder so sprach, legte sie Bissen von Konfekt, gewürzter Speise, gekochtem Reis usw. auf ihre Ohrringe, ihre Armreifen und ihr anderes Geschmeide.

Die Anwesenden wunderten sich über ihr unbegreifliches Tun und fragten sie, was das bedeuten solle; sie aber erzählte ihnen von A bis Z, was sie erlebt hatte, bei der ersten Hochzeit wie bei der gegenwärtigen.

Da mißbilligten die Gäste, was der Bruder der Schwe-

1. Die Übersetzung „Nasenschmuck" ist nicht sicher.

ster angetan hatte; diese aber ward von ihrem Lob begleitet, als sie in ihres Gatten Haus zurückkehrte.

124. Erzählung

Der Weber Manthara
oder
Wer eines Weibes Rat befolgt, hat notwendig Schaden

In dem Dorfe Ghaṇapallī lebte einst ein Weber namens Manthara.

Dieser nahm eines schönen Tages auf Geheiß seines Weibes eine scharfe Axt, ging in den Wald und suchte in ihm nach Feuerholz. Da er aber trotz alles Suchens kein anderes dürres Holz zu entdecken vermochte, als ein hölzernes Standbild des Yakṣa [1] Śaṅkara, das sich im Forste befand, so schickte er sich an, dieses zu zerhacken.

Da sagte der Yakṣa zu ihm: „Hacke mich nicht entzwei, guter Mann! Wähle dir lieber irgendeine Gabe; ich will sie dir gewähren."

Nun zeigte es sich, daß der Weber den Ehrenplatz unter den Narren verdiente. Er bat nämlich, erst ins Dorf gehen und dann mit seinem Wunsche wiederkommen zu dürfen.

Im Dorfe erzählte er seinen Freunden sein Abenteuer mit dem Yakṣa. Sie rieten ihm zur Wahl von Juwelen, Gold oder anderen Schätzen; er aber holte erst noch den Rat seiner Frau ein.

Seine Frau aber dachte: „Wenn er im Golde schwimmt, so wird sein Erstes sein, mich zu verstoßen. Denn ein Spruch besagt:

> Wenn ein Mann vorwärts kommt, so mag er von drei Dingen nichts mehr wissen: seinem früheren Freunde, seinem Weib und seinem Haus.

1. S. 29,4.

Darum sagte sie: „Ei, Herr! So bitte dir doch eine Gestalt aus, die es ermöglicht, daß für uns jedesmal zwei Gewebe zu gleicher Zeit fertig werden, sooft du dich an den Webstuhl setzest."

Da nun dieser Narrenkönig gewohnt war, seiner Frau in allem zu folgen, so ging er wieder nach dem Walde und trug dem Yakṣa die Bitte vor, die sie ihm eingegeben hatte.

Der Yakṣa sprach: „Es geschehe, wie du begehrst!" und verschwand.

Und augenblicklich glich des Webers Rückseite seiner Vorderansicht. Er hatte vier Arme, vier Beine und zwei Gesichter, und mit dieser seiner neuen Gestalt kehrte er in sein Dorf zurück.

Als er aber hereinkam und die Leute ihn sahen, da packte sie ein gewaltiger Zorn. Sie riefen: „Aufgepaßt! da kommt ein Piśāca 2 in unsern Ort; der wird uns allerlei Plagen bringen!"

Und sie rotteten sich zusammen, und es hagelte auf den Weber Stockhiebe und Faustschläge und Fußtritte, bis er zusammenbrach.

So erntete er als Frucht davon, daß er den klugen Rat seines Weibes befolgt hatte, den Tod.

125. Erzählung

Der Hund und der Dieb

oder

Ein gemeiner Mensch ist noch verächtlicher, als ein Hund

Im Dorfe Śaṅkarāṇā lebte einst ein Arzt, welcher Kuntala hieß; der war überall zur Hilfe bereit, wo man ihrer begehrte.

2. S. 32,5. – Indische Götter und Dämonen werden bekanntlich oft mit überschüssigen Gliedern dargestellt. Die Piśāca verursachen Krankheiten.

Eines Tages sagte sein Sohn Kandhara zu ihm:
„Lieber Vater, wie das Geschöpf ist, dem man beisteht, so ist der Lohn, den man für seinen Beistand empfängt. Sagt doch ein Spruch:

> Regnet, ihr Wolken, regnet! Gleich nach dem Regen sieht man die Frucht. Im Stechapfel bildet sich Gift; das Zuckerrohr bekommt Amṛtasaft.“ [1]

Auf des Sohnes Rede antwortete der Vater:
„In der Lehre von der Sittlichkeit, guter Sohn, gibt's kein Gesetz, außer dem, welches anderen zu helfen gebietet. Heißt's doch:

> In einem *Halbvers* will ich künden,
> Was zehn Millionen Bände lehren:
> Verdienst ist, anderen zu helfen,
> Und Sünde, andre zu versehren.“

So sagte der Vater und gewährte jedem seine Hilfe, wie bisher.
Eines Tages sang ihm ein Sänger diesen Spruch:

> „Wer darf behaupten, daß ein böser Mensch
> Mit einem Hund sei zu vergleichen?
> Hilf beiden: dieser hütet dann dein Geld;
> Der andre wird mit ihm entweichen.“

Trotzdem beharrte der Arzt auf seinem Entschluß, Würdigen wie Unwürdigen beizustehen.
Da geschah es eines Tages, als er gerade einem kranken Hunde seine Hilfe angedeihen ließ, daß der kranke Sohn einer Sklavin in sein Haus kam, ein gemeiner Mensch. Und allen Warnungen seines eigenen Sohnes und seiner anderen Verwandten zum Trotz behandelte ihn Kuntala mit Heilkräutern, Krankenkost und ähnlichen Mitteln, und der Sohn der Sklavin gesundete. Da er aber gesehen hatte,

1. S. 20,5.

daß der Arzt Geld und sonstige Kostbarkeiten besaß, entfernte er sich zwar zunächst, kehrte aber einige Zeit darauf in der Nacht zurück und trat in Kuntalas Haus, um ihn zu bestehlen.

Der Hund, welcher gleichfalls gesund geworden und im Hause geblieben war, lief auf ihn zu, sobald er ihn erblickte; der Dieb aber durchbohrte das Tier mit einem Pfeilschuß. Dann machte er sich davon, wurde jedoch auf seiner Flucht in der Finsternis von einer Schlange gebissen, stürzte vor dem Dorfe nieder und starb. Der Hund starb gleichfalls infolge seiner Verwundung.

Während am nächsten Morgen die Leute den toten Hund betrachteten, stand dieser vor ihren Augen auf, ging zu dem auf der Erde liegenden Dieb, setzte sich ihm ins Gesich und brach darauf zusammen.

Die Leute waren ganz verwundert und dachten: „Der Hund war doch tot! Wie war es möglich, daß er aufstand, und wie kommt es, daß er auf dem Gesicht des Diebes niederfiel?"

Während sie noch darüber nachsannen, kam auch Kuntala an diesen Ort. Er erkannte den toten Dieb wieder, sah den toten Hund auf dessen Gesichte liegen und sann und sann, ohne sich den Vorgang erklären zu können.

Das Gefühl der Dankbarkeit gegen seinen Herrn aber hatte in dem Hunde bewirkt, daß er mit einem schönen Gedanken gestorben war. Infolgedessen war er zu einem Vyantara-Gott 2 geworden. Dieser Gott, in dem die Seele des Hundes steckte, erschien jetzt schwebend in der Luft, erzählte des Diebes und seine eigene Geschichte und bestattete dann seinen eigenen Leichnam, indem er ihn auf einem Scheiterhaufen von Sandelholz 3 verbrannte. Dem Dieb erwies er Verachtung; Kuntala dagegen huldigte er und kehrte dann nach seinem Göttersitz zurück.

2. Eine Götterklasse nach der Theologie der Jaina. S. meinen Hēmacandra S. 14, Zeile 30. 3. S. 107,1.

Kuntala aber überdachte in seinem Geiste, was sein Sohn und was der fahrende Sänger gesprochen, ließ in Zukunft nur Würdigen seine Wohltat angedeihen und beschritt den Pfad des Heils.

126. Erzählung

Die drei Asketen
oder
Schweigen ist Gold

In der Stadt Viṣṇupura lagen einst drei Asketen, Śivaśarman, Dēvaśarman und Hariśarman mit Namen, schwerer Kasteiung ob. Von denen war es weit und breit bekannt, daß infolge der Macht ihrer Askese die Tücher, welche ihnen als Mäntel dienten, in freier Luft hängen blieben, wenn sie sie da zum Trocknen aufhängten.

Einst waren sie alle drei in einen See gestiegen, um in ihm zu baden, und während nach dem Bade ihre Tücher zum Trocknen in der Luft hingen, sahen sie, wie dort im See ein Reiher einen Fisch fing.

Śivaśarman sah den Fisch, bemitleidete ihn und dachte: „Welche Untat, daß dieser gottlose Vogel den unschuldigen Fisch gepackt hat!" Und darum rief er: „Laß ihn los! Laß ihn los!"

Weil er sich damit dem Reiher gegenüber hartherzig erwies, so fiel sein Gewand aus der freien Luft auf die Erde herab.

Dēvaśarman sah dies und hatte Mitleid mit dem Reiher, denn er dachte: „Wenn der arme Vogel hungert, wird er sterben müssen." Darum rief er: „Behalt ihn! Behalt ihn."

Da er damit aber eine Grausamkeit gegen den Fisch be-

ging, so fiel augenblicklich auch das zweite Tuch herunter, welches ihm gehörte.

Harisarman sah die beiden Tücher daliegen, erkannte, daß die Ursache ihres Herabfallens die Unbarmherzigkeit war, gleichgültig, ob sie sich gegen den Reiher oder gegen den Fisch richtete, und schwieg.

Die Folge war, daß das dritte Tuch, welches ihm gehörte, im Luftraum hängen blieb.

Sechste Woge

127. Erzählung

Der Zuckerbäcker Dharaṇa
oder
Wie man sich durch Trug hilft

Als einst der berühmte König Siddharāja-Jayasiṃha[1] in der berühmten Stadt Paṭan inmitten seines versammelten Hofes saß, traten, von den Bürgern staunend begafft, zwei Yōginī[2] herein, welche Siddhi und Buddhi hießen und sich mit Muschelwerk, Ohrringen, Armringen an den Handgelenken und den Oberarmen, Halsketten und hochgetürmten Zöpfen herausgeputzt hatten und begrüßten den König mit folgendem Segensspruch:

„O König, der am Himmel du der Dynastie
Des hehren Königs Karṇa als die Sonne strahlst;
Lang sei dein Leben, lang sei deine Freude,
Lang deine Herrschaft, die die Erde schirmt."

Der König fragte sie nach ihrem Begehr, und sie antworteten ihm:

„Auf dem Gebirge von Sapādalakṣa[3] lebt unser Meister, ein gewaltiger Yōgin,[4] welcher Siddhanātha[5] heißt. Derselbe hat vernommen, daß du den Titel Siddharāja[6] führst,

1. S. 12,1. 2. S. 47,8. 3. Sapādalakṣa, „die 125000 (Dörfer)", hieß ein Land, das Jeypur, Kishngarh, Ajmîr usw. umfaßte und dessen Hauptstadt Śākambharī (Sāmbhar) war. S. Bühler bei Weber, Prinz Trefflichst, S. 287, N. 3. 4. S. 10,4. 5. „Herr des Zaubers". 6. „Zauberkönig".

und ist darob in Zorn geraten; denn er sagt: ‚Wie kann er Siddharāja sein, da ich doch Siddhanātha bin!' Und da wir seine Schülerinnen sind, so hat er uns beide ausgesandt und hat uns die Weisung gegeben: ‚Gehet hin nach Paṭan und redet also zu König Siddharāja: „Nur wer Erz zu verzehren vermag, ist Siddharāja."' Willst du nun deinen Titel behaupten, o König, so verzehre diese beiden ehernen Armreifen; wo nicht, so verzichte auf den Titel Siddharāja!"

Als der König ihre Worte vernommen hatte, ward er in seinem Herzen betrübt; denn er dachte: „Was soll ich tun?" Er sagte: „Morgen früh will ich über eure Rede entscheiden." Dann begab er sich in seinen Harem, ihm zur Zier zu dienen. Auch die beiden Yōginī entfernten sich und begaben sich in das Gemach, welches ihnen der König hatte anweisen lassen.

Da den König seine Sorge quälte, so legte er, als die Nacht hereinbrach, ein schwarzes Gewand an und ging aus, das Treiben der Bürger zu beobachten. Vor der Tür eines Zuckerbäckers, welcher Dharaṇa hieß, blieb er stehen.

Der Zuckerbäcker erzählte gerade seiner Frau, welche erstaunliche Rede die beiden Yōginī an den König gerichtet hatten. Seine Frau fragte ihn: „Wie wird unser Herr, der König, dieser Sorge ledig werden, o Herr?" „Dafür laß nur mich sorgen," sagte der Bäcker.

Kaum hatte er ausgeredet, so riß der König in seiner Freude die Tür auf und trat ins Haus. Der Bäcker erkannte ihn, empfing ihn als seinen Gast und stellte sich vor ihn hin, die Vorderarme aneinander legend.[7] Der König aber sprach zu ihm: „Ja, ersinne eine List, trefflicher Mann, damit ich meinen Titel behaupten kann!"

Der Bäcker entgegnete: „Gib mir 500 Reiter, Majestät, und 50000 Goldgulden, und dann verweile sechs Monate

7. Geste der Unterwerfung.

lang in deinem Harem. Vor den beiden Yōginī aber laß dich nicht sehen: dann wird alles gut werden."

Der König ließ ihm sofort alles geben, was er verlangt hatte; er selbst aber blieb unter dem Vorwand einer Erkrankung in seinem Harem.

Darauf zog der Bäcker nach der Stadt Kālapī in Madhyadēśa, verfertigte mit der ihm eigenen Kunstfertigkeit zwei Dolche aus Zucker, die er an stählerne Griffe befestigte. Beide Dolche aber waren wie stählerne Dolche imstande, weiche Metalle und irgendwelche anderen Gegenstände zu schneiden.

Diese Dolche nahm er, und als die sechs Monate um waren, zog er, von seinen Reitern umgeben, in Paṭan ein und ließ das Gerücht ausstreuen, er sei der Minister des Königs von Madhyadēśa und sei gekommen, um Siddharāja von diesem Geschenke zu überbringen.

Da nun dieser Tag vorher verabredet war, so erschien an ihm der König wieder in seiner Hofversammlung.

Auch die beiden Yōginī stellten sich ein und sagten zum König: „Es sind viele Tage ins Land gegangen; darum entscheide heute über unseren Auftrag!"

In diesem Augenblick legte Dharaṇa die beiden Dolche vor dem König nieder, fiel vor ihm zur Erde und überreichte ihm ein Schreiben, aus welchem zu ersehen war, welche Bewandtnis es mit den Dolchen hatte. Dann blieb er mit zusammengelegten Vorderarmen vor ihm stehen.

Da sagte der König zu den beiden Yōginī: „Ihr sollt sogleich meinen Bescheid auf eure Botschaft haben."

Und vor den erstaunten Augen aller Versammelten nahm er die beiden Dolche und verzehrte sie bis an den Ort, an dem die Griffe befestigt waren.

Sodann warf Dharaṇa die Griffe beider Dolche in ein Wassergefäß, welches vor dem König stand, so daß die kleinen, ihnen noch anhaftenden Zuckerteilchen im Wasser

zergingen, reichte dann beide Griffe den beiden Yōginī und sagte zu ihnen: „Wenn ihr wirklich Yōginī seid, so eßt jetzt diese auf!"

Die Yōginī aber entgegneten ihm:

„Da der König sogar Stahl zu verzehren vermag, so ist er ein noch größerer Zauberer, als unser Yōgin; denn wir können nur weiches Metall verzehren, nicht aber dieses."

Nach solchen Worten fielen die beiden Yōginī vor dem König nieder und kehrten nach Hause zurück. Den Dharaṇa aber machte der König zum ersten Mann in der Stadt[8] und schirmte wieder sein Reich.

128. Erzählung

Der Weber Kalala
oder
Niemand ist imstande, zu durchschauen, was List gesponnen

In der Stadt Makaranda herrschte einst ein König, welcher Śakra hieß und eine Tochter Kanakamañjarī hatte. Diese war untadelig an allen Gliedern ihres Leibes, wie die Gemahlin des Liebesgottes selbst.

Eines Tages befand sie sich auf einer Wallfahrt nach einem Heiligtume Śivas. An dem Wege aber, auf dem sie dahinwallte, stand ein Weber, Kalala mit Namen. Der sah sie und sagte nach seiner Rückkehr zu seinem Freunde, dem Zimmermann Kuśala:

„Lieber Freund, ich war heute auf einer Wallfahrt und habe dabei des Königs Tochter Kanakmañjarī gesehen. Die Folge ist, daß ich nicht weiterleben kann, wenn ich nicht mit ihr zusammenkomme. Sorg' du für ein Mittel dazu!"

8. Also wohl zum Stadtkaufmann; s. 9,3.

Der Zimmermann erwiderte: „Ich will dir einen Garuḍavogel[1] bauen, der sich durch ineinandergreifende Achsen zu bewegen vermag. Du verkleidest dich als Viṣṇu, besteigst den Vogel, fliegst in ihren Palast und sagst zu ihr: ‚Ich bin Viṣṇu und bin zu dir gekommen, weil deine Schönheit mich bezaubert hat.' Und dann heiratest du sie nach dem Gāndharva-Ritus[2] und kannst mit ihr nach Herzenslust genießen. Ein anderes Mittel wüßte ich nicht zu entdecken."

Er verfertigte also den Garuḍa. Der Weber staffierte sich als Viṣṇu heraus; er legte ein gelbes Gewand an, schwärzte sich mit Ruß, vergaß nicht, das Haar seiner Brust zu dem bezeichnenden Śrīvatsa[3] zu kräuseln, nahm Keule, Wurfscheibe, Muschelhorn und Bogen in die Hände und flog auf dem Garuḍa um Mitternacht durch das Fenster in die Wohnung der Prinzessin.

Die Prinzessin konnte dem Augenschein nach keinen Zweifel hegen, daß ihr Besucher Viṣṇu war. Sie legte die Vorderarme aneinander,[4] trat vor ihn hin und pries ihn mit folgendem Lobgesang:

Der du in inniger Liebeslust
Die Hirtinnen küssest mit heißem Verlangen;[5]
Unaufhörlich an deine Brust
Die Gläubigen ziehest, die an dir hangen:
Den man als König der Götter preist,
Als des Mondes Herrn und den Herrscher der Schlangen:
Höchstes Wesen, erhabenster Geist!
Huldigung sollst du empfangen.

1. Der göttliche Adler, auf welchem Viṣṇu reitet; zugleich der unversöhnliche Feind der Schlangen, von denen er sich nährt. 2. Zu diesem gehört nichts als die Zustimmung der Eheschließenden. 3. Kreuzförmige Haarlocke auf Viṣṇus Brust. 4. S. 127,6. 5. Als Kṛṣṇa. S. 28,2.

Wie sich die Biene nach Wasserrosen,
Dicht sich drängenden, lässet gelüsten,
So verstehst du es, lieblich zu kosen,
Spielend mit Lakschmīs [6] Lotusbrüsten.
Wie sich der Kelch des Lotus erschließt,
Wenn sich der Mondschein darüber ergießt,
So der Götter- und Asura-Frauen [7]
Antlitzlotus, wenn sie erschauen
Dein strahlendes Antlitz, erhabenster Geist,
Den mit Siegeswunsch meine Lippe preist.

Während sie ihn in dieser Weise inbrünstig mit Lobgesängen erhob, vermählte er sich mit ihr, verbrachte diese Nacht an ihrer Seite und entfernte sich wieder, als es dämmerte. Die Prinzessin aber erzählte am nächsten Morgen ihren Eltern alles, was sie in der Nacht erlebt hatte.

In der nächsten Nacht versteckten sich ihr Vater und ihre Mutter in einem Gebüsch und beobachteten: und richtig, der Besucher kam wieder, und sie sahen mit eigenen Augen, daß es Viṣṇu war. Und sie dachten: „Gebenedeiet sei unser Haus, aus welchem eine solche Krone aller Weiblichkeit hervorgegangen ist, mit der sich der heilige Gott vermählt hat, das erhabenste aller Wesen!“

Von nun an kam der Weber jede Nacht, um mit der Prinzessin zu kosen, und kehrte dann jedesmal nach Hause zurück.

So standen die Dinge, als eines Tages dem König gemeldet ward, daß ein feindliches Heer gegen seine Stadt heranrücke. Da er über keine Macht verfügte, so sprach er zu seiner Tochter:

„Sage zu deinem Gemahl, liebe Tochter: ‚Ein feindliches Heer rückt gegen meinen machtlosen Vater an. Darum sorge dafür, daß es abgeschlagen werde!‘“

6. Lakṣmī; s. 3,4. 7. S. 20,5.

Die Prinzessin richtete den Auftrag aus, und der falsche Viṣṇu versprach, die Bitte zu erfüllen.

Das Heer kam näher und näher, und wieder und wieder mahnte sie ihn: „Herr, die feindlichen Streitkräfte sind uns schon ganz nahe und rücken noch weiter vor.“ Und jedesmal sagte er darauf: „Gleich will ich sie vertreiben!“

Aber er ließ immer noch einige Tage verstreichen, bis das Feindesheer die Stadt umzingelte und belagerte. Als sie ihm das mitteilte, bestieg der falsche Viṣṇu, dem es keineswegs an Mut gebrach, seinen Garuḍa und flog in den Luftraum empor. Als er oben schwebte, rief er: „Ich bin Viṣṇu und will augenblicklich diese ganze Feindesmenge auseinandersprengen!“

Während er dies sprach, dachte Viṣṇu, welcher im Milchmeer [8] ruhte: „Wenn dieser Mensch besiegt wird, der meine Gestalt trägt, bin ich selbst besiegt, und wird er getötet, so ist es so gut, als würde ich selbst getötet.“

Darum ging er in des Webers Leib ein und besiegte das Heer der Feinde. Als aber die Feinde den Herrn der Welt mit eigenen Augen sahen, fielen sie vor ihm nieder und zogen ab.

Auch Śakra fiel vor ihm nieder und pries ihn; und indem er sich selig pries, regierte er sein Reich.

Der Weber hingegen genoß mit der Prinzessin von nun an um so unbesorgter die Freuden der Liebe. [9]

8. S. 12,8. 9. Für den Jaina hat diese Erzählung, die natürlich Viṣṇus Ohnmacht dartun soll, um so größeren Reiz, als der Weber einer sehr verachteten Kaste angehört.

129. Erzählung

Die Diebe Catura und Vāsaṇa

oder

Die Künste der Verbrecher vermögen nur Verbrecher zu durchschauen

In der Stadt Kēśavapura regierte ein König Puruṣadatta. Dieser war ein Śivaït und hatte auf der Spitze eines von ihm selbst erbauten Śiva-Tempels einen Pfau anbringen lassen, welcher aus einer halben Last[1] Goldes bestand. In derselben Stadt aber wohnte ein Dieb, welcher in allen Diebeskniffen bewandert war und Catura hieß.

Eines Tages kam ein anderer Dieb dorthin, welcher in Balapura wohnte und Vāsaṇa hieß. Als der den Pfauen sah, schlug ihm gewaltig das Herz. Er verschaffte sich den Leichnam eines kleinen Kindes, umwand sich Hände, Füße, Hals, Bauch und Beine mit einer festen Binde und legte sich, als es Abend wurde, klagend an einem Orte zu geheucheltem Schlafe nieder, wo sich die Wächter in der Nähe des Tempels gelagert hatten. Als aber die Wächter eingeschlafen waren, stieg er vermittelst einer Eidechse[2] auf den Turm und schlug den Pfau durch Meißelschläge ab, die er mit den Stundenschlägen zusammenfallen ließ. Dann brachte er ihn herunter, faßte das tote Kind bei der Hand und erging sich in nicht endenwollendem Gejammer, indem er mit lauter Stimme rief: „Weh! Ich bin ein alter Mann und stehe allein, und nun stirbt mir mein Sohn! O Schicksal, Schicksal!" Von seinem Geschrei erwachten die Wächter und riefen ihm wütend zu: „Scher' dich weg von hier!" Da ging er von dannen, indem er jammerte wie bisher.

1. 1 bhāra = 2000 pala oder 4000 karṣa oder 64000 māṣa oder Bohnen. 2. Ich vermute, daß unter der „Eidechse" ein besonders geformter Haken zu verstehen ist, an dem ein Strick befestigt ist. Vgl. meine „Ind. Märchen" S. 188, Fußnote 2.

Als er so dahinging, hörte ihn der oben erwähnte Dieb Catura, welcher im Hause der Hetäre Rūpasēnā schlief, und sagte zu dieser: „Schönes Kind! Die Tränen dieses Mannes sind Freudentränen, keine Kummertränen.“ Sprach's, stand auf, ging hinter jenem drein und legte sich auf den Verbrennungsplatz unter die vielen dort liegenden Leichen, um die Wahrheit dessen festzustellen, was er selbst behauptet hatte.

Vāsaṇa schickte sich an, den Pfau in die Erde zu vergraben, als er den Schrei eines Schakalweibchens[3] vernahm und daraus mit Sicherheit schloß, daß ihn jemand beobachtete. Er wartete eine Weile; als er dann aber dasselbe tun wollte, hörte er wieder ebenso den Schrei des weiblichen Schakals, vermutete, daß ein lebendiger Mensch in der Nähe war, stand auf und stach den dortliegenden Leichen mit einem Dolch in Hände, Füße, Hälse, Bäuche und andere Körperteile, um die Toten von den Lebenden zu scheiden. Den Catura stach er in die Hand; dieser aber muckste sich nicht, frei von Schmerz wie ein Toter.

Da vergrub Vāsaṇa dort den goldenen Pfau und entfernte sich; Catura dagegen grub ihn wieder aus, übergab ihn der Hetäre und bewies ihr auf diese Weise, daß er die Wahrheit gesprochen hatte.

Als am nächsten Morgen der König seinen Pfauen nicht mehr sah, war er sehr betrübt; Vāsaṇa war gleichfalls tief bekümmert, weil er den auf dem Leichenplatze vergrabenen Pfauen nicht mehr vorgefunden hatte, versprach aber dem König, ihn wieder zum Vorschein zu bringen. Da ihm nämlich plötzlich der Gedanke kam, daß Leute, die an Stichwunden leiden, ohne die Blätter des Betelpfeffers keine Genesung finden können, erwirkte er von dem König einen Befehl, durch den diese Blätter gewaltig im Preise stiegen. Dann wartete er, als Mönch verkleidet, in der Nähe des

3. Der Schrei des Schakalweibchens bedeutet Unglück.

Ortes, wo sie feilgeboten wurden, und als eine Sklavin jener Hetäre die Blätter trotz ihres hohen Preises kaufte, beobachtete er, wohin sie ging, stellte ihre Wohnung fest und meldete dem König, daß sich der Dieb in ihr befände.

Der König ließ das Haus der Hetäre umzingeln, den Dieb festnehmen und sich von ihm die ganze Geschichte erzählen, wie sie sich zugetragen hatte. Da dachte er: „Ei, das sind alle beide kluge Leute!" Und darum mußten sie ihm versprechen, ihr Diebeshandwerk aufzugeben, worauf er sie zu seinen Kammerdienern machte und sie hoch in Ehren hielt.

130. Erzählung

Priyaṅgu, die Frau des Brahmanen
oder
Wer sich betören läßt, hat den Schaden

In der Stadt Kamalapura lebte ein Brahmane Gōvinda mit seiner Gemahlin Priyaṅgu und deren Tochter Yamunā. Die Eltern betrachteten ihre Tochter wie einen Wunschedelstein 1, wie eine Götterliane 2 und liebten sie mehr als ihr eigenes Leben, und eines Tages vermählten sie dieselbe mit Śrīpati, dem Sohne des Brahmanen Śrīdhara, welcher in Maṇipura wohnte. Durch Schicksalsschluß aber starb sie bald darauf.

Priyaṅgu konnte die schwere Trauer um ihre Tochter nicht los werden. Eines Tages fragte sie im Banne der Betörung Cañcu, einen Schelmen, der alle Welt zu betrügen pflegte: „Woher kommst du?" Er antwortete ihr: „Liebe Priyaṅgu, ich bin vom Himmel hierhergekommen." Da sagte sie: „Im Himmel befindet sich meine Tochter

1. S. 79. 2. S. 36,2.

Yamunā; was tut sie dort und was hat sie zu essen? Ist sie glücklich oder unglücklich? Erzähle mir, mein Sohn!" Er sprach: „Deiner Yamunā geht's ganz wohl, darum läßt sie ihren Eltern Gōvinda und Priyaṅgu durch mich alles Gute wünschen und sie fragen, ob sie ihrer noch gedenken. Auch nach dem Wohlergehen ihrer andern Verwandten, die sie mir mit Namen genannt hat, läßt sie sich erkundigen. Leider ist aber im Himmel eine Feuersbrunst ausgebrochen, und dabei sind ihre Kleider, ihr Schmuck und alles, was sie sonst in ihrem Hause hatte, verbrannt. ‚Und deshalb', – so läßt sie dir weiter durch mich sagen – ‚spiele ich hier keine glänzende Rolle; denn es fehlt mir an Kleidern und Geschmeide.'"

Da Priyaṅgu nun im Banne der Betörung war, gab sie dem Schwindler auf seine Worte hin das alles, und als er es genommen und sich damit entfernt hatte, kam Gōvinda nach Hause und erfuhr, was sich begeben hatte. Da bestieg er ein Kamel und ritt dem Betrüger eiligst nach.

Als dieser ihn herankommen sah, stieg er auf einen mächtigen, an der Straße stehenden Feigenbaum. Gōvinda schwang sich auf einen Ast des Feigenbaumes und kletterte gleichfalls hinauf.

Da aber sprang der Schelm von seinem Aste herab auf das Kamel und ritt auf diesem schleunigst davon.

Als ihn aber Gōvinda auf seinem Kamel entfliehen und sich selbst auf diese Weise doppelt betrogen sah, streckte er beide Arme empor, rief ihm nach: „Gib Yamunā auch das Kamel, mein Lieber!", und kehrte nach Hause zurück. Dasselbe tat der Schelm mit seiner ganzen Beute.

131. Erzählung

Die Brahmanin Vaiṣṇavī
oder
Wer eine treffende Antwort gibt, wird selbst von einem Zornigen belohnt

Wer nur antwortet, nachdem er mit scharfem Geiste erkannt hat, was der Augenblick erfordert, der kommt zu Reichtum.

> Wer zu antworten versteht, der erhält selbst von einem Zornigen Reichtum. Vaiṣṇavī erhielt von Viṣṇu den Lohn für ihre schlagfertige Antwort.

Dies verhielt sich wie folgt:

Es gibt eine Stadt, die heißt Gōvindapura, und draußen vor ihren Häusern steht ein Viṣṇu-Standbild, in welchem der Gott selbst zugegen ist und welches der schöne Flötenspieler [1] heißt. Vor diesem nahmen einst viele Brahmanenfrauen am 11. Tage, an dem der Gott zur Ruhe geht, Gelübde auf sich, welche sie bis zu dem 11. Tage zu halten gelobten, an dem er sich wieder erhebt. [2] Eine versprach, nur einmal täglich zu essen; eine andere, nur Früchte zu genießen; eine dritte, alles Getreide zu vermeiden, wel-

1. muralīmanōharā, wörtlich: „Das schöne [Standbild] mit der Flöte". Es stellt also Viṣṇu in seiner Existenz als Kṛṣṇa dar, in der er unter den Hirtenmädchen die Flöte blies. Wenn gesagt wird, daß der Gott in dem Bilde selbst anwesend war, so liegt die Anschauung zugrunde, daß neben dem persönlich gedachten Gotte ein Teil seines Wesens in der Statue steckte. Auch andere Götter werden in ihren Statuen anwesend gedacht S. 153,9. 2. Für fromme Viṣṇuiten ist der 11. Tag jeder Monatshälfte ein Fasttag. Nach ihrem Glauben entledigt sich Viṣṇu während der Regenzeit der Sorge um die Welt und begibt sich mit seiner Gemahlin Lakṣmī nach dem Milchmeer (S. 12,8), um dort vier Monate lang mit ihr vom 11. Āṣāḍha bis zum 11. Kārttika (etwa Juli—Oktober) auf der Schlange Śēṣa oder Ananta zu schlafen.

ches gesät und auf gepflügtem Boden gewachsen war; eine vierte, keusch zu leben; eine fünfte, auf dem Erdboden zu schlafen; eine sechste, nicht zur Nachtzeit zu essen; eine siebente, nur Milch zu genießen usw. Eine kluge Brahmanin aber, welche Vaiṣṇavī[3] hieß, legte ihre Vorderarme zusammen und sprach: „Von der Stunde an, o Viṣṇu, da du dich zur Ruhe legst, bis zu derjenigen, da du dich erhebst, werde ich keine Speise zu mir nehmen."

Die anderen Brahmanenfrauen gingen nach Hause und hielten alle ihre Gelübde ein; Vaiṣṇavī dagegen verzehrte heimlich in der Nacht süße Kullari-Speise.[4] Am Morgen aber wiederholte sie trotzdem vor dem Viṣṇubilde genau so ihr Gelübde, wie alle die anderen Frauen die ihrigen wiederholten.

Als das Viṣṇustandbild aber fortwährend diese Wiederholung ihres Gelübdes anhören mußte, ward es schließlich zornig und rief Vaiṣṇavī zu: „Schäm dich, du Sünderin! Du Lügnerin!" Und als sie fragte: „Weshalb nennst du mich denn eine Lügnerin?" antwortete ihr Viṣṇu: „Nachts verzehrst du Kullari, und am Morgen behauptest du vor meinem Angesicht, du habest gefastet. Deshalb bist du eine Lügnerin." Sie aber entgegnete: „Schöner Flötenspieler, erhabenster Geist! Wie die Herren, so sind notwendigerweise ihre Knechte; das ist eine alte Weisheit. Genau so, wie du ein Lügner bist, bin auch ich eine Lügnerin. Wer darf mich dafür tadeln?"

„Inwiefern soll ich ein Lügner sein?" fragte der Gott, und sie sprach: „Du lässest unter den Menschen das Gerücht verbreiten, daß du vier ganze Monate schlafest; aber wenn's Nacht wird, kommst du in mein Haus und spionierst aus, was ich da tue. Also bist du doch ein Lügner."

3. „dem Viṣṇu gehörig", „Viṣṇu ergeben". 4. = gujarātī kuler, eine Mischung ungebackenen Reis- oder Bājrī-Mehls mit Butter und Sirup.

Über diese treffende Antwort freute sich Viṣṇu, und nachdem er Vaiṣṇavī seines reichen, segenbringenden Anblicks gewürdigt hatte,[5] verschwand er.

132. Erzählung

Der Goldschmied Saraṇa

oder

Die Klugheit

In der Stadt Vasudatta regierte König Dēvarāja, und in derselben Stadt lebte ein Goldschmied namens Saraṇa, welcher in sich alle die vielen Künste seines Gewerbes vereinigte.[1] Im Hinblick auf seine Klugheit hatten ihm die Leute den zweiten Namen Maticandra[2] gegeben. Davon hörte der König, und um seine Klugheit zu prüfen, bestellte er bei ihm einen Elefanten aus 100 Lasten Goldes.[3]

Da der Goldschmied aber in allen Kniffen seiner Sippe wohl bewandert war, so stellte er aus dem vierten Teile des vom König gelieferten Goldes einen inwendig hohlen Elefanten her und füllte die Höhlung mit Blei. Dann übergab er ihn dem König.

Nun erfuhr aber der König, daß der goldene Elefant schwerer war, als das Gewicht des von ihm gelieferten Goldes, worüber er sehr erstaunte. Auf seinen Befehl begab sich die Gemahlin seines Ministers ins Haus des Gold-

5. Er trat also aus der Statue heraus und erschien ihr in seiner eigentlichen Gestalt. Wenn das ein Gott tut, so muß er dem Menschen, dem er erscheint, eine Gnadengabe gewähren.

1. Darunter gehört namentlich auch der Betrug, dessentwegen die Goldschmiede in Indien berüchtigt sind. 2. „Klugheitsmond". Candra „Mond" ist häufig der zweite Bestandteil indischer Männernamen und bleibt in Kurznamen weg (Rāma = Rāmacandra). 3. S. 129,1.

schmieds, und da sie Freundschaft heuchelte, so erfuhr sie von dessen Frau seinen Betrug und teilte dem König mit, daß der Meister den hohlen Bauch des Elefanten mit Blei gefüllt und den größten Teil des Goldes unterschlagen hatte.

Als der König darüber unterrichtet war, stellte er durch Feuersglut 4 fest, daß es mit der Täuschung durch den Elefantenbauch seine Richtigkeit hatte, und um des Goldschmieds Klugheit nochmals auf die Probe zu stellen, ließ er auf der Spitze eines 300 Ellen hohen Holzpfeilers ein 10 Ellen breites Brett befestigen und ließ ihn in der Nacht daraufsetzen, neugierig, wie er wieder herunterkommen würde.

Der Goldschmied aber verknüpfte seine Haare miteinander, zog durch sie einen Faden und durch diesen einen festen Strick herauf, welchen seine Frau ihm gebracht hatte, kletterte mit Hilfe dieses Strickes von dem Pfeiler herab und flüchtete.

Da war der König über seine Klugheit hoch erstaunt, ließ diesen Klügsten der Klugen wiederkommen und machte ihn zum Obermeister der Goldschmiede seiner Stadt.

133. Erzählung

König Madhumathana
oder
Wer immer nur auf seinen Nutzen bedacht ist, tut auch Unerlaubtes

Wer von seinem Eigennutz beherrscht wird, lügt auch. Denn:

> Der Kaufmann, die Hetäre, der Räuber, der Spieler, der Ehebrecher, der Eigennützige und der Schlaf-

4. Wohl, indem er an einer Stelle die Goldhülle durchschmelzen ließ.

süchtige: diese sieben sind die Wohnungen der Unwahrhaftigkeit.

Daher kommt es, daß die Eigensüchtigen reden, was man nicht reden, daß sie tun, was man nicht tun, daß sie denken, was man nicht denken soll. Denn:

Die Amme, der König, die Großkönigin und der Minister gingen unbekleidet und mit verbundenen Augen mit dem Narren, weil sie es eilig hatten, in den Himmel zu kommen. Das tun leider immer die Menschen, welche nur auf ihren Nutzen sehen, selbst wenn sie klug sind.

Dies verhielt sich wie folgt.

In der Stadt Mathurā regierte einst ein König Madhumathana; der hatte eine Königin Vasumatī, einen Minister Dhīdhana und eine Amme Yaśōdā. Auch ein Narr, namens Bhīma, lebte dort, welcher des Königs ganze Gunst besaß und alle Welt zum besten hatte.

Eines Tages sagte der König zu ihm: „Wenn es dir gelingt, mich anzuführen, so gebe ich dir ein Gnadengeschenk von einem Lākh!“ [1]

Der Narr sagte kein Wort und ging nach Hause. Dort zog er die Seinigen ins Vertrauen, und nach einiger Zeit mußten sie das Gerücht verbreiten, er sei an einer Krankheit gestorben, und mußten statt seiner eine Puppe im Scheiterhaufen verbrennen. Der König war betrübt und klagte: „Es tut mir leid, daß Bhīma gestorben ist; denn er hatte viele gute Seiten.“

Nachdem etliche Tage vergangen waren, kam Bhīma aus einem unterirdischen Gemach, in welchem er sich verborgen hatte, wieder zum Vorschein. Er trug einen Schmuck von Schlangen, welche er aus Leder gefertigt, auf der Stirn ein drittes Auge, das er sich mit Speckstein gemalt hatte, in der Faust einen Dreizack, ferner eine künstlich zurecht-

1. S. 13,4.

gemachte Laute, einen diademartigen Haarwulst, den er sich hoch emporgebunden und ein aus einer schwärzlichen Decke gefertigtes Elefantenfell. Seinen schlanken Körper hatte er dick mit Asche bestrichen, und ein Kranz von Schädeln hing ihm vom Halse herab. So setzte er sich auf einen einhörnigen Stier, und als er sich in dieser Weise ganz wie Mahādēva 2 herausstaffiert hatte, begab er sich nächtlicherweile ins Haus der Amme des Königs, welche eine Verehrerin des Śiva war.

Als diese Śiva leibhaftig vor sich stehen sah, pries sie sich selig, bezeugte ihm ihre Ergebenheit, indem sie ihn zum Sitzen einlud und ihm die übrigen gastlichen Ehren erwies, trat mit zusammengelegten Vorderarmen vor ihn hin und sprach zu ihm:

„Erhabener Gott, der das All beherrscht, durch deinen Anblick sind heute alle meine Wünsche erfüllt. Möchtest du mich, deine Magd, dadurch heiligen, daß du alle Tage zu mir kommst!"

Als sie dies zu ihm gesagt hatte, kam er fortan beständig in ihr Haus, und eines Tages redete sie wieder zu ihm und sprach:

„Mein Schirmherr, führe mich, die ich sonst keinen Schirmherrn habe, lebendig in den Himmel ein!"

Er antwortete: „Am siebenten Tage werde ich dich mit Erlaubnis des Götterkönigs 3 in den Himmel holen."

Mit diesem Versprechen entfernte er sich. Die Amme aber erzählte dem König haarklein ihr nächtliches Erlebnis. In seinem Auftrage sagte sie zu jenem, als er wieder zu ihr kam: „Auch der König möchte gern lebendig in den Himmel eingehen." Bhīma entfernte sich mit demselben Versprechen wie vorher, und als die Amme das dem König mitgeteilt hatte, erzählte dieser wiederum alles der Königin. Dadurch ward auch in der Königin und im Minister wie

2. „Der große Gott", d. i. Śiva. 3. Indras.

vorher im König das lebhafte Verlangen rege, in den Himmel einzugehen, und die Amme teilte dies Bhīma mit, als er wieder bei ihr war. Durch ihr inständiges Flehen ließ er sich bewegen, wiederum dieselbe Frist zu bestimmen und entfernte sich.

Am festgesetzten Tage stellte er sich wieder ein und sprach zu der Amme des Königs:

„Vernimm, Yaśōdā! Ihr alle, du, der König, die Königin und der Minister, müßt eure Kleider ablegen und mit siebenfältig gefalteten Tüchern eure Augen fest verbinden; dann sollt ihr mit mir kommen, auf daß ich euch nach der Welt der Götter führe."

Und da sie alle begierig waren, des Himmels teilhaft zu werden, richteten sie sich genau so her, wie er befohlen hatte, ergriffen den Schwanz seines Stieres, verließen den Palast und gingen hinter dem Narren drein.

Bhīma führte sie alle sechs Stunden lang von da aus in der ganzen Stadt umher; dann ritt er bei Tagesanbruch auf den Damm des Sees vor der Stadt und sagte zu ihnen:

„Harret hier vor dem Himmelstor; ich will den Götterkönig um seine Erlaubnis bitten und euch dann alle in den Himmel einführen."

Nach diesen Worten kehrte er nach Hause zurück.

Am Morgen kamen die Bürger heraus,[4] und als sie die vier in dem geschilderten Aufzug erblickten, riefen sie: „Was soll das heißen? Was soll das heißen?"

An ihren Stimmen erkannten die vier, daß sie noch bei ihrer Stadt waren, rissen die Binden von ihren Augen, hielten beschämt die Hände vor ihre Gesichter und flüchteten sich unter ihr Hofgesinde.[5]

4. Um in dem See zu baden, was für die orthodoxe hinduistische Bevölkerung bekanntlich religiöse Pflicht ist. 5. Dieses ist natürlich auch zum Bade an den See gekommen.

Nachdem alsdann wieder einige Tage verstrichen waren, legte der Narr Bhīma ein neues Gewand an, begab sich in die Hofversammlung des Königs und wünschte ihm Sieg und Heil. Der König rief:

„Ei Bhīma! Du warst doch gestorben! Wie bist du denn hierher gekommen?“ Da sagte Bhīma:

„Majestät! Ich bin genau so gestorben, wie Ihr in die Welt der Götter eingezogen seid.“

Als der König das hörte, dachte er:

„Da hat mich der Narr also doch angeführt!“

Und da ihm jetzt sein Versprechen wieder einfiel, erzählte er den Anwesenden, was er dem Bhīma gelobt hatte und spendete diesem das versprochene Gnadengeschenk von einem Lākh, und noch einem halben dazu.

134. Erzählung

Die kluge Alte

> Ob er ein Lahmer oder ein Blinder ist, ob er ein Zwerg ist oder ein Armer, ob ein Erwachsener oder ein Kind: der Kluge ist überall der Erste.

Nur ein Kluger vermag ja selbst bei den schwierigsten Aufgaben eine Lösung zu finden. Denn:

> Die Klugheit zeigt sich unter den Menschen, wenn sie schwer zu vollbringende Aufgaben löst, wie Akkā durch den klugen Einfall mit der Häsin die Kaufmannsfrau von dem Jäger befreite.

Dies verhielt sich folgendermaßen.

In der Stadt Gōrambha lebte ein sehr dummer Kaufmann namens Bharaḍa. Dieser begab sich einst nach dem Hause seines Schwiegervaters, um seine Frau heimzuführen, welche Nāminī hieß. Er wurde von seinem Schwie-

gervater und dessen Angehörigen gastlich aufgenommen und machte sich dann mit ihr auf den Heimweg. Auf ihrer Straße trafen sie einen Jäger namens Karamaṇa; der fragte den Kaufmann: „Ob wohl in dem Baumwollen-dickicht hier am Wege ein Hase steckt?“ Bharaḍa sagte: „Da steckt keiner drin!“ Da wettete der Jäger um seinen Kopf, Bharaḍa um seine Frau, und als sie das Dickicht durchstöbert hatten und wirklich ein Hase herauslief, nahm der Jäger die Frau und entfernte sich mit ihr; der Kaufmann aber ging weinend hinter ihm her.

Da fragte ihn eine alte Frau namens Akkā, und er erzählte ihr alles, was sich begeben hatte. Die Alte fragte den Jäger: „Wie kommst du dazu, dieses Mannes Frau zu nehmen und mit ihr fortzugehen?“ Und vor den Ohren einer Menge von Leuten berichtete er ihr über die gegenseitig verabredete Wette. Da sagte die Frau: „Du dummer Jäger! Das Feld neben dem Dickicht gehört mir. Darum weiß ich, daß in dem Gebüsch nur eine Häsin wohnt und kein Hase. Wenn du's nicht glaubst, ei so bringe sie doch her; dann wird sich's ja zeigen!“

Als die Alte das gesagt hatte, mußte der Jäger die Frau des Kaufmanns loslassen und ging mit schwarzem Kopf[1] nach Hause. Bharaḍa und seine Frau ehrten Akkā wie eine wirkliche Mutter,[2] indem sie ihr Geld, Gewänder und anderes schenkten, und gingen dann gleichfalls heim.

1. S. 92,7. 2. Akkā bedeutet „Mutter“.

135. Erzählung

Der kluge Papagei
oder
Unrecht darf man mit Unrecht vergelten

Wer Gleiches mit Gleichem vergilt, verstößt nicht gegen die Klugheit. 1

> „Gleiches soll man mit Gleichem vergelten," so lautet die Klugheitsregel der körperhaften Wesen, wie der Papagei sich für das Ausreißen seiner Schwungfedern durch Scheren des Kopfes rächte.

Dies verhielt sich folgendermaßen:

In der Stadt Dēvabhadra lebte ein Handelsherr Bhadrasēna. Dieser hatte einen Papageien, welchen er Vidura 2 nannte. Dieser konnte die verschiedensten Strophen auswendig. Er steckte in einem goldenen Käfig, war mit goldenen Glöckchen, Ketten und anderem Schmuck geziert, und der Kaufmann vertrieb sich mit ihm, indem er sich an den verschiedenen Strophen erfreute, welche der Vogel sprach, glücklich die Zeit.

Einst begab er sich in das Haus einer durch Schönheit und Jugend reizenden Hetäre, in welcher der Gott der Liebe selbst zu wohnen schien, 3 und da ihm ihre zarte Anmut den Verstand raubte, war er von da an in ihrem Hause ein stets nach ihr begehrender, ständiger Gast. Manchmal kam sie auch zu ihm. So erfuhr der Papagei von dem Verkehr der beiden und sagte zu dem Kaufmann: „Diese feilen Weiber, o Herr, kennen die wahre Liebe nicht.

1. Die Klugheit, nīti, ist ein Lehrgegenstand der Inder. Die Jaina bekämpfen aber den obigen Grundsatz in ihrer Moral. Darum wählt Hēmavijaya absichtlich den obigen Wortlaut. 2. „Der Kluge". 3. Kāmaharmyā, wörtlich: „die ein Haus Kāmas (s. 1,9) war (oder: ist)"; vielleicht als Eigenname gemeint.

Sie sind Speisereste, die zum Genusse vieler bestimmt sind. Denn:

> Wer wird sich in Huren verlieben, welche dem Steine eines Wäschers gleichen? Denn ihr Mund ist ein Topf für den Speichel, der aus dem Munde unzähliger Lebemänner fällt; ihre Brust wird von den Händen der Straßenkehrer [4] und ähnlichen Gesindels geschlagen; ihr Körper ist verfallen durch die festen Umarmungen der langen Arme vieler.

Und weiter:

> Rati [5] schließt in ihre Arme nur den Gott, welcher eine ungerade Anzahl von Pfeilen führt, [6] nur den Herrn der Tiere [7] die Tochter des Gebirges, [8] nur den Gebieter der Apsarasen Śacī, [9] nur Muras Feind [10] die Tochter des Ozeans, [11] Rōhiṇī nur den Amṛta strahlenden Gott, [12] nur den Helden, der Pulastyas Enkel besiegte, die Tochter der Erde: [13] eine Hure aber umarmt aus Geldgier sogar einen Aussätzigen."

Trotzdem ihm aber sein Papagei so abredete, entsagte er nicht der Liebe zu ihr. Als er sich nun einstmals verspätet hatte, fragte sie ihn nach der Ursache, und er erzählte ihr,

4. janamgama, nach Aptes Wörterbuch = Caṇḍāla (s. 5,5). Die obige Übersetzung beruht auf einer alten Gujarātī-Glosse in unserer Handschrift (ḍ h ē ḍ h). Die Straßenkehrer gehören zur niedrigsten Kaste. 5. S. 1,9. 6. Kāma, der mit fünf Pfeilen bewehrte Gott der Liebe. 7. Śiva; s. 1,9. 8. = Pārvatī oder Durgā, die Tochter des Himālaya, Śivas Gemahlin. 9. Der Gebieter der Apsarasen (s. 9,2) ist der Himmelskönig Indra. 10. S. 1,9. 11. Lakṣmī; s. 3,4. 12. Rōhiṇī, die Lieblingsgemahlin des Mondes, welcher zugleich das Gefäß ist, das den Unsterblichkeitstrank der Götter, das Amṛta, enthält. 13. Sītā („Ackerfurche", „Ackerbau"; s. das Register), Gemahlin Rāmas, wurde von Rāvaṇa, dem Enkel des Weisen Pulastya und König von Laṅkā (Ceylon), geraubt und von Rāma wieder befreit. S. 49,1.

wie der Papagei ihn ermahnt hatte. Da dachte sie: „Dieser schlechte Kerl steht meinem Glücke im Wege"; und listig sagte sie: „Laß mich auch einmal mit ihm spielen!" So ließ sie sich den Papageien von dem Kaufherrn geben, ging mit ihm nach Hause und rupfte ihm beide Flügel. Während sie aber in der Absicht, ihn zu töten, ins Innere des Hauses ging, um ein Messer zu holen, benutzte der Papagei klug die Gelegenheit, kroch ganz langsam in den hohlen Stamm eines Baumes, welcher im Garten ihres Hauses stand und hielt sich darin verborgen. Als sie wieder herauskam, dachte sie: „Irgendein Tier hat den schlechten Kerl gefressen." Sie war deshalb ganz ohne Sorgen; und als sich der Kaufmann nach seinem Papageien erkundigte, antwortete sie ihm: „Er ist auf und davon geflogen."

Nach einiger Zeit, als dem Vogel die Schwungfedern wieder gewachsen waren, machte er sich an die Rache. Er setzte sich zu der Zeit, zu der die Hetäre zu kommen pflegte, hinter ihre Familiengöttin Caṇḍikā,[14] und als sie vor dieser niederfiel, rief er ihr mit vernehmlicher Stimme zu: „Ich freue mich über deine Anhänglichkeit, meine Tochter; wähle dir eine Gnade!" Die Hetäre sprach: „Verleihe mir ewige Jugend, meine Mutter, lautere Anmut, viel Geld und die Gabe, mir alle Männer gefügig zu machen." Da sagte der hinter der Göttin sitzende Papagei: „Verschenke dein Vermögen, lege Schmucksachen von Blei und Glas an, und wenn du völlig arm geworden bist, so schere dein Haupt, setze dich auf einen Esel und reite auf ihm unter Musikbegleitung durch Trommeln und andere mißtönende Instrumente über die Plätze der Stadt, durch die Hauptstraßen, durch die Königsstraße und die übrigen Straßen, lege dann ein grobes, mit Indigo gefärbtes Gewand an und tritt wieder vor mich. Dann will ich alles gewähren, worum du mich gebeten hast." Von Habsucht übermannt,

14. S. 101,2.

hatte die Hetäre nichts Eiligeres zu tun, als dieser Weisung nachzukommen. Der Tempel füllte sich mit Menschen, welche neugierig ihre Augen aufrissen, und während sie vor diesen stand, da flog der Papagei empor, setzte sich auf den Wipfel eines Baumes und deklamierte diese Strophe:

> Gleiches soll man mit Gleichem vergelten: dies ist als gerechtes Vorgehen festgesetzt. Du hast mir beide Schwingen gerupft; ich habe dich veranlaßt, deinen Kopf zu scheren."

Nachdem der Papagei dies gesagt und den Menschen, die dort zusammengeströmt waren, erzählt hatte, was sich zwischen ihm und der Hetäre zugetragen, kehrte er an seinen Ort zurück, und die Hetäre zog unter den Schmähungen der Leute nach einer anderen Stadt.

136. Erzählung

Der König und sein Affe
oder
Ein Dummer bringt seinem Herrn Schaden, auch wenn er's gut mit ihm meint

Besser ist die Feindschaft der Weisen, als die Freundschaft der Dummen. Denn:

> Besser ein Feind, selbst wenn er weise ist, als ein Tor, der uns Gutes tut. Vom Affen wurde der König getötet, die Brahmanen aber wurden von dem Räuber gerettet.

Das ergibt sich aus folgenden beiden Erzählungen.

In der Stadt Gajadhara lebte ein König namens Ripudamana; der wurde eines Tages durch ein verkehrt dressiertes Roß[1] in den Wald entführt. Das Pferd starb; der

1. S. 118,4.

König aber war durstig und lief wassersuchend umher. Da sah ihn ein Affe, und da dieser merkte, daß dem Fürsten Gaumen, Lippen, Zunge und Mund vor Durst vertrocknet waren, so bewirtete er ihn mit frischem Wasser, Mañjula-Feigen,[2] Blumen, Blättern und dergleichen in einer Weise, daß der König ihm mehr Liebe zu schulden glaubte, als seinen Freunden, Söhnen, Frauen und sonstigen Verwandten. Als sein Gefolge, welches ihm nachgeritten war, ihn erreicht hatte, erzählte der König, wie der Affe sich betragen hatte. Er ließ ihn wie ein Götterbild auf einem bequemen Sitze unterbringen, nahm ihn mit nach seiner Residenz, schmückte ihn mit den herrlichsten Kleidern und Geschmeiden und machte ihn zu seinem obersten Kammerdiener, dessen Obhut des Königs Mahlzeiten, Bad, Bett und andere zur Körperpflege gehörigen Dinge anvertraut waren.

Als der König eines Tages auf seinem Schaukelbette schlief, sah der Affe, welcher ihn bewachte, wie ihm eine Schlange auf den Leib fiel. Da geriet er in Angst, daß sie dem König ein Leid antun könnte. Aber so sehr er ihn liebte, so unbedachtsam war er, und daher hieb er mit dem Schwerte, welches er in der Hand hielt, auf die Schlange los. Durch das Schwert aber wurde nicht nur die Schlange, sondern auch der unter ihr liegende König in Stücke gehauen, und alle beide mußten sterben.

137. Erzählung

Der Räuber Sambhara

oder

Besser selbst ein Feind, wenn er weise ist

Die zweite Erzählung lautet, wie folgt.

In einer Stadt, welche Sūrasaṇa heißt und eine Zierde

2. Ficus oppositifolia.

von Madhyadēśa ist, wohnten einst vier Brahmanen. Sie hießen Līlādhara, Lakṣmīdhara, Gadādhara und Bhūdhara und waren arm von Kindesbeinen an. Sie hielten aber die Armut für etwas Schlimmeres, als den Tod. Denn:

> Ein kluger Armer ging auf den Verbrennungsplatz und sagte zu einem Toten: „Steh' einen Augenblick auf, mein Freund, und trage die Bürde meiner Armut; inzwischen will ich müder Mann endlich einmal das Glück genießen, das dir der Tod beschert hat." Der Tote aber dachte: „Der Tod ist besser, als die Armut," und verharrte im Schweigen.

Infolge der Armut herrschte in den Häusern der Vier eitel Streit und Zank. Denn:

> Meine Mutter ist weder mit mir, noch mit ihrer Schwiegertochter zufrieden, die Schwiegertochter weder mit meiner Mutter, noch mit mir, und ich bin's weder mit der einen, noch mit der andern; sprich, König, wer ist schuld daran?

Da ihnen nun die Armut so hart zusetzte, verließen sie ihre Vaterstadt, streiften in Städten, in Bergwerken und anderen Orten umher, an denen sie Schätze zu erlangen hofften und traten schließlich in den Dienst des Königs Naracandra, des Herrn des Rōhaṇa-Gebirges. 1

Eines Tages dachte der König: „Diese Leute sind Brahmanen und haben mir ihre Anhänglichkeit bewiesen." Und aus beiden Gründen ward er ihnen geneigt und gewährte gnädig einem jeden von ihnen eine Elle Boden auf dem Rōhaṇa. Auf diesem Grunde gruben sie nach, förderten jeder einen Edelstein zu Tage, der eineinviertel Lākh 2 Goldes wert war, nahmen ihn und machten sich auf die Rückwanderung nach ihrer Heimat. Als sie in einen großen Wald kamen, dachten sie mit Furcht im Herzen: „Jetzt wird der Weg gefährlich," und jeder von ihnen verschluckte sein Juwel.

1. S. 31,1. 2. S. 13,1.

Ein Räuber aber, welcher Sambhara hieß, hatte sie beobachtet und dachte: „Ich will sie irgendwo an einem wilden Orte ermorden und ihre Edelsteine nehmen." In dieser Absicht gesellte er sich zu ihnen, sprach: „Ich bin ein Wandersmann," und ging selbfünft mit ihnen in den Wald.

Da kamen sie an einen Feigenbaum. Auf dem saß ein Papagei, welcher Avakîra hieß und den Bhilla[3] zurief: „Jetzt kommen fünf Lâkh Goldes!"

Die Bhilla durchsuchten sie und ließen sie laufen. Als die Fünf aber weiter gingen, rief der Papagei nochmals dieselben Worte. Die Bhilla durchsuchten abermals ihre Schuhe, ihre Kleider, ihre Haarflechten, ihren Mund, ihre Ohren und alles, wo sie hätten Schätze verbergen können und ließen sie wieder gehen. Da aber rief der Häuptling: „Wir wollen doch auch einmal die Bäuche der Fünf untersuchen!" Und er sperrte sie alle fünf die Nacht über zusammen in eine Hütte.

Da dachte der Räuber: „Schneiden sie irgendeinem von diesen den Bauch auf, so ist mir der Tod gewiß; schneiden sie dagegen nur mir den Bauch auf, so bleiben die anderen am Leben."[4] So dachte er, und als sich am Morgen der Häuptling der Bhilla anschickte, ihnen die Bäuche aufzuschneiden, sagte Sambhara zu ihm: „Schneide zuerst mir den Leib auf, o Herr! Kommen aus ihm Schätze zum Vorschein, dann magst du den andern dasselbe Schicksal bereiten."

Der Häuptling der Bhilla folgte diesem Rat, und als er des Räubers Leib leer fand, bewirtetete er die vier andern und entließ sie.

Die Brahmanen aber gedachten in ihrem Herzen des

3. Heute Bhîl, räuberische Wald- und Gebirgsstämme. 4. Dem Inder braucht der Verfasser nicht erst zu erzählen, daß sich der Räuber durch dieses Selbstopfer eine gute folgende Existenz sichert.

Dienstes, den ihnen der Räuber erwiesen hatte, und kehrten heim, ein jeder in sein Haus.

138. Erzählung

Der Mönch Sōbhana und Dhanapāla

oder

Selbst die Feindschaft der Mächtigen kann unsere Wünsche erfüllen

In der Stadt Dhārā wohnte einst ein Brahmane Vaikuṇṭha, welcher dem Geschlechte der Nāgara [1] angehörte. Der hatte zwei sehr gescheite Söhne, welche Dhanapāla und Sōbhana hießen.

Eines Tages war ihm ein in seinem Hause befindlicher, aus vielem Gelde bestehender Schatz abhanden gekommen. Er befragte eine Menge Leute, welche sich auf die Auffindung verschwundener Schätze verstanden; das verlorene Gut aber erhielt er nicht zurück. In seiner Bestürzung fragte er den gesegneten Jaina-Lehrer Yaśōbhadra, der gerade in die Stadt gekommen war. Dieser antwortete ihm: „Wenn du mir einen deiner Söhne schenkst, so will ich dir den Schatz zeigen.“ [2] Der Brahmane erklärte sich mit dieser Bedingung einverstanden, und der ausgezeichnete Lehrer wies ihm den Schatz sofort auf Grund der altüberlieferten Lehre vom Schlangenring und vom Rade nach.

Das Schicksal wollte es, daß der Brahmane unmittelbar darauf sein Ende nahe fühlte. Darum teilte er Sōbhana sein Gelübde mit. Da der Vater darüber sehr unglücklich war, daß er es nun nicht mehr zu erfüllen vermochte,

1. S. 17,1. 2. Die Jaina-Mönche erbettelten gern Brahmanenknaben, um sie zu erziehen und auf diese Weise einen geistig hochstehenden Nachwuchs für ihren Orden zu erzielen.

sagte sein Sohn zu ihm: „Ich selbst werde dein Versprechen einlösen!“ So sprach er, und als sein Vater gestorben war, hütete er sich, Abschied von den Seinen zu nehmen, sondern zog mit dem Jaina-Lehrer von dannen und ward von ihm zum Mönch geweiht. Śōbhana sagte: „Wenn sich irgendein Jaina-Mönch in Mālava blicken läßt, so wird ihn mein Bruder umbringen.“ Deshalb verbot der Lehrer allen seinen Mönchen, in dem 92 Lākh[3] großen Mālava zu wandern. Und wirklich war Dhanapāla, seitdem er gehört hatte, was mit seinem Bruder geschehen war, wütend wie Yama,[4] und sein Herz war dermaßen von der Irrlehre erfüllt, daß er es für eine große Sünde hielt, einen Jaina anzusehen, zu berühren oder auch das Wort „Jaina“ nur in den Mund zu nehmen.

In den nun folgenden zwölf Jahren erhielt Śōbhana eine vortreffliche Erziehung und studierte nicht nur die Grammatik, die Wörterbücher und die Poetik, sondern auch die übrigen Wissenschaften. Eines Tages, als er bereits die Weihe empfangen hatte, ging er mit seinen Ordensbrüdern, welche ihm feindlich gesinnt waren, weil ihnen um seinetwillen das Umherwandern im Lande Mālava verboten war, aus, um Nahrung zu holen. Weil er aber wie der Mond leuchtend emporgestiegen war aus dem Meere der Auserwählten, so war sein ganzes Sinnen nur auf den Lobpreis der 24 Jina gerichtet, und als er wieder ins Kloster zurückkehrte, so hatte er statt des Almosengefäßes nur einen Stein in der Hand, und die andern, die ihm feindlich gesinnt waren, lachten ihn aus und sprachen: „Das ist ja eine glänzende Erwerbung!“[5]

Da ging Śōbhana zu dem Lehrer, erbat sich von ihm die Erlaubnis, in Mālava zu wandern, machte sich ganz

3. S. 13,4. 4. S. 1,8. 5. Eine doppelsinnige Stichelrede, da unter der Erwerbung anscheinend der Stein, in Wahrheit Śōbhana gemeint ist.

allein auf den Weg und begab sich nach der Hauptstadt Dhārā. Vor der Stadt begegnete er Dhanapāla, welcher ihn mit der zweideutigen Rede grüßte: „Gardabha-dantabhadanta, namas te!“ Der Mönch aber dachte: „Wenn ich ihn auch erzürne, er ist doch mein Bruder; was wird er mir da tun?“ Deswegen fürchtete er sich nicht, sondern bot auf den Gruß einen entsprechenden Gegengruß: „Markaṭikāsya vayasya, sukham te!“[6]

Als Dhanapāla diesen Gegengruß hörte, der die Fassung seines Grußes nachahmte, staunte er; denn er sah, daß er es mit einem Gelehrten zu tun hatte, und deswegen dachte er nicht an die Feindschaft, die er bisher den Mönchen entgegengebracht hatte, sondern fragte Śōbhana: „Bei wem wohnst du denn?“ – „Natürlich bei dir!“ entgegnete der Asket. Er begab sich in Dhanapālas Wohnung und wartete. Dhanapāla kehrte, nachdem er sich durch seinen Spaziergang erfreut hatte, nach Hause zurück, brachte den Göttern seine Verehrung dar und wollte sich eben zum Mahle setzen, als ihm sein Gast einfiel. Da ließ er ihn bitten, sein Mahl zu teilen.

Gerade an diesem Tage aber hatte irgendein Feind

6. gardabha, m. = Esel, n. (selten) weiße Wasserrose; danta (lat. dens) Zahn; bhadanta Anrede an heterodoxe Mönche; namas te = Verneigung dir. Also etwa: „Euer Diener, Ehrwürden Lotuszahn“ (wörtlich: „mit den Teichrosenzähnen“, mit Zähnen, die so schön sind, wie die Blütenblätter der Teichrose“). Er vermutet, daß der Angeredete die Bedeutung des seltenen Neutrums des Wortes gardabha nicht kennt und darum versteht: „Ehrwürden Eselszahn“. Die Antwort ist ganz entsprechend. Markaṭikāsya = markaṭikā + āsya. Markaṭikā bedeutet „Äffin“ und nach den Lexikographen eine ziemliche Anzahl von Pflanzen. Hier ist wahrscheinlich eine purpurblütige Fuchsschwanzart (Amaranthus) gemeint; āsya = „Mund“ und „Gesicht“; vayasya „Freund“; sukham te „Heil dir“. Dhanapāla muß also zunächst verstehen: „Freund Äffingesicht, Glück zu!“ Ist er in der Botanik bewandert, so findet er die höfliche Bedeutung: „Freund, dessen Mund purpurn ist wie die Fuchsschwanzblüte, Glück zu!“

Dhanapālas in dessen süße Speise Gift gemischt. Als sie gereicht wurde, warnte ihn der Mönch, sie zu essen, weil er merkte, daß sie vergiftet war. Dhanapāla sagte zu ihm: „Warum soll ich sie denn nicht essen? Du tust doch gerade, als enthielte sie Gift!" „Sie enthält auch Gift," erwiderte der Mönch. – „Wie willst du denn das wissen?" – Da warf jener, um es ihm zu beweisen, ein wenig davon in warmes Wasser, und Dhanapāla sah, wie das Wasser das Aussehen einer Papageienfeder [oder: eines Papageienschwanzes] annahm. Er staunte und dachte: „Jetzt hat mir der edle Mann das Leben gerettet!" Und nun war er ihm doppelt zugetan. Er fragte ihn: „Woran habt Ihr denn das Gift darinnen erkannt?" Śōbhana erwiderte:

> „Beim Anblick einer vergifteten Speise entfärben sich bei einem Rebhuhn die Augen, der Schwan schreit [oder: die Gans schnattert], die Atzel speit und der Papagei kreischt unaufhörlich; der Affe entleert seinen Kot, der Kuckuck stirbt auf der Stelle, die Brachschnepfe [oder: der Reiher] wird freudig erregt [oder: trunken], ein Ichneumon freut sich gleichfalls, und ebenso wird eine Krähe froh.

Nun hat beim Anblick dieses Konfekts das Rebhuhn dort in seinem Käfig seine Augen geschlossen, und der Affe da hat seinen Kot entleert. An diesen Zeichen habe ich das Vorhandensein des Giftes erkannt." Das hörte Dhanapāla mit Erstaunen und nahm an diesem Tage nur Speise zu sich, von welcher auch der Mönch aß. Dann suchte er ihn wieder auf, um mit ihm zu plaudern, und dabei fragte er ihn: „Habt Ihr irgendwo einmal meinen Bruder Śōbhana gesehen?" „Der ist ja da!" sagte der Mönch. Da faßte ihn Dhanapāla scharf ins Auge, erkannte seinen Bruder, umarmte ihn und setzte sich dann ihm gegenüber, um die Heilslehre zu vernehmen, die er ihm vortrug.

Der edle Mönch blieb die vier Monate, in welchen er

nicht wandern durfte, in seines Bruders Haus, und als er weiter wanderte, hatte er in Dhanapāla der Jainagemeinde ein Mitglied gewonnen, welches so unerschütterlich im Glauben stand, wie das goldene Gebirge. 7

139. Erzählung

Muñja
oder
Wen nach dem Königtum gelüstet, der schämt sich nicht, Unheil zu stiften

In der Stadt Dhārā regierte einst König Muñja, 1 eine Verkörperung zugleich Sarasvatīs und Śrīs. 2

Eines Tages nahm er den Prinzen Bhōja, seines Bruders Sohn, die Freude der Augen aller Menschen, auf seinen Schoß und fragte einen Wahrsager namens Padmacūla, der sich in der Hofversammlung befand: „Was wird aus diesem Bhōja werden?" Der Wahrsager entgegnete:

> Fünfundfünzig Jahre, fünf Monate und drei Tage lang ist es dem König Bhōja bestimmt, den Dekkhan samt dem Lande Gauḍa zu genießen.

Als Muñja das hörte, dachte er: „Ha! Solange Bhōja lebt, hat mir also das Schicksal keinen Sohn beschieden. Laß ich ihn dagegen hinrichten, so werde ich ohne Zweifel einen Sohn bekommen." Und da ihm das Königtum auch begehrenswert erschien, wenn er es unter Begehung einer schweren Sünde verwaltete, so gab er heimlich einem seiner Diener den Befehl, Bhōja zu ermorden.

7. Der Mēru; s. 12,8. – Über Dhanapāla und Sōbhana, welche historische Personen sind, s. den literarischen Anhang.

1. Über Muñja und Bhōja s. den lit. Anhang. 2. Sarasvatī, s. 8,5; Śrī, s. 3,4.

Der Diener nahm, da er fremder Gewalt gehorchen mußte, in der Nacht den Prinzen, bestieg mit ihm ein Roß, ritt mit ihm in einen großen Wald, setzte ihn unter einem Feigenbaum auf den Erdboden nieder und teilte ihm des Königs Auftrag mit.

Bhōja sagte: „Was mein Vater befohlen hat, das mußt du unverzüglich tun!"

Der Diener fragte ihn: „Hast du noch irgendeine Botschaft an Muñja?"

Da nahm der Prinz, dessen Augen eine blaue Lotusblume beschämt hätten, ein Feigenblatt und schrieb darauf mit dem Milchsaft eines Arka 3 die folgenden beiden Strophen:

„Jener König Māndhātṛ, 4 welcher die Zierde des Kṛta-Zeitalters 5 war, ist dahingegangen. Wo ist Rāma, der Vernichter des zehnköpfigen Rāvaṇa, der den gewaltigen Ozean überbrückte? 6 Und wo die anderen, von Yudhiṣṭhira 7 angefangen bis Ihr König wurdet? Keinen von ihnen hat die Erde begleitet: vermutlich wird sie Dich begleiten.

Nicht hat die Erde die Erdenfürsten begleitet; nicht hat König Nala 8 die Erde mitgenommen. Zugrunde gegangen sind die Kuru 9 und die Söhne Pāṇḍus, 10 die Herren der Erde. Wie kannst Du die Erde Dein eigen nennen?"

Der Diener nahm das mit diesen Strophen beschriebene Blatt und sagte zu Bhōja: „Muñja ist ein fleischgewordener Sündenknäuel. Er mutet mir zu, diese Sünde zu begehen; aber ich begehe sie nicht." Darauf brachte er den Prinzen in sein Haus, nahm die Augen einer frischgetöte-

3. S. 13,6. 4. Alter König aus der Sonnendynastie. 5. Das erste der vier Weltalter, unserem „goldenen" Zeitalter entsprechend. 6. S. 49,1. 7. Berühmter König; s. 5,1. 8. S. 1,9. 9. Aus dem Mahābhārata bekannter König, Stammvater der Kaurava. 10. S. 12,3.

ten Gazelle, ging zu Muñja und sagte zu ihm: „Ich habe Bhōja getötet: da sind seine Augen."

Der König fragte: „Was sagte denn Bhōja, als du ihn umbrachtest?"

Der Diener zeigte ihm das Blatt.

Als der König es gelesen hatte, füllten sich seine Augen mit Tränen, und er dachte: „Ha, welche Sünde hab' ich begangen! Aus Herrschgier hab' ich Bhōja ermordet, der bestimmt war, ein Mannesjuwel zu werden. Diese Sünde muß mir den Aufenthalt in der fürchterlichen Hölle eintragen."

So sprach er wieder und wieder und teilte dann dem Diener seinen Entschluß mit, ohne den Anblick des lieblichen Antlitzes Bhōjas keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen.

Sieben Tage und Nächte waren dahingegangen, und noch hatte Muñja keinen Bissen gegessen. Endlich erzählte ihm der Diener den wahren Sachverhalt.

Da ward Muñja wieder froh. Er ließ Bhōja aus des Dieners Hause holen und setzte ihn noch desselben Tags in einem glückverheißenden Augenblick an seiner Statt zum König ein.

140. Erzählung

Die Schlange Śēṣa
oder
Wer den Frauen Geheimnisse erzählt, hat davon unweigerlich Schaden

Als einst die Welt der Menschen durch die Schlangen hart bedrängt wurde, welche in großer Zahl vorhanden waren, wandten sich die Menschen in ihrer Not an den

König der Götter; und dieser befahl dem Garuḍa,[1] die Schlangen zu vernichten.

Schon hatte Garuḍa acht Schlangengeschlechter ausgerottet mit Stumpf und Stiel und schickte sich an, auch das neunte zu verderben. Śēṣa, der Fürst der Schlangen,[2] erfuhr, welche gewaltige Gefahr ihm von Garuḍa drohte. Deshalb flüchtete er sich aus der Schlangenwelt[3] nach der Stadt Benares, nahm die Gestalt eines Brahmanen an, versammelte viele Schüler um sich und lehrte sie und vermählte sich mit der Tochter eines Brahmanen, welche Surūpā hieß.

So lebte er, sich in einem Hause in Benares bergend, ganz gemächlich, da er sich durch seine Göttermacht alles zu verschaffen vermochte, was er begehrte.

Surūpā aber ließ nicht ab, mit Fragen in ihn zu dringen: „Wie kommt es und woher, Gebieter meines Lebens," so sagte sie, „daß du weder die Einkünfte eines Königs oder Ministers oder eines anderen reichen Mannes besitzest, und doch alle die Annehmlichkeiten genießt, die du nur wünschen kannst?" Da erzählte er ihr schließlich, welche Bewandtnis es mit ihm hatte.

Inzwischen hatte Vinatās[4] Sohn die Gestalt eines Sperlings angenommen und hatte sich aufgemacht, nach ihm zu suchen. Und als Surūpā in die Nähe der Gaṅgā kam, um Wasser zu holen, setzte er sich auf ihren Krug und ließ sich von ihr des Weges dahintragen.

In Surūpās Begleitung befand sich ihre Freundin Ratnāvalī. Diese richtete an jene die Frage: „Wie kommt es, liebe Freundin, daß dein Mann weder im Dienste des Königs steht noch sonstige Einkünfte hat und doch Tag für Tag im Genusse eines Luxus lebt, der seinesgleichen sucht?"

1. S. 128,1. 2. S. 10,5. 3. Die Schlangenwelt liegt unter der Erde. 4. Vinatā, der in einem Weib verkörperte Himmel, Garuḍas Mutter. S. Bf., Indische Märchen, „Das Sauparna" (S. 344 ff.).

Da erzählte Surūpā ihr getreulich, wie es sich mit ihrem Gemahl verhielt.

Als Vinatās Sohn diese Erzählung vernommen hatte, blieb er ruhig sitzen und ließ sich von Surūpā in ihr Haus tragen; dort aber packte er seinen Feind, den Schlangenkönig, bei den Haaren, nahm seine wahre Gestalt an und flog mit ihm nach dem Himmel empor. Er trug ihn in einen dichten Wald und wollte ihn eben töten, als dem Oberherrn der Schlangen ein kluger Gedanke kam zu rechter Zeit. Er sagte nämlich zu Garuḍa:

> „Einem Weibe darf man kein Geheimnis anvertrauen, selbst wenn einem die Lebensgeister schon in die Kehle gestiegen sind. Weil er dies tat, wird der haubengeschmückte Schlangenkönig [5] jetzt vom König der Vögel getötet."

Als aber Garuḍa trotzdem Anstalt machte, ihn zu töten, sagte er wieder zu ihm:

> „Wer denjenigen nicht für seinen Lehrer halten will, der ihm auch nur eine Silbe überliefert hat, der muß erst hundert Existenzen als Hund durchleben, und dann eine Reihe Caṇḍāla-Existenzen. [6]

Ich aber habe dir eine ganze Strophe überliefert. Nun magst du handeln, wie es sich gebührt."

Da dachte Garuḍa: „Er ist mein Lehrer und hat Anspruch darauf, daß ich ihm huldige."

Und indem er ihm seine Ehrfurcht bezeigte, gab er ihn frei.

5. Die mythischen Schlangen stellen sich die Inder immer wie die gefürchtetste Giftschlange, die Haubenschlange (Brillenschlange), vor.
6. Caṇḍāla, s. 5,5.

141. Erzählung

Der Minister Matiśēkhara
oder
Die Klugheit

In der Stadt Datta hatte ein König Narasiṃha einen Minister, welcher Matiśēkhara hieß. Eines Tages fragte der König den Minister: „Wieviel Künste hast du denn studiert?" und der Gefragte entgegnete: „Ich habe 73 Künste gelernt." 1 Und als der Fürst sich nach jener überschüssigen Kunst erkundigte, sagte der Minister: „Ich werde sie dir gelegentlich zeigen." Und damit ging er nach Hause.

Einige Zeit darauf nahm der Minister das Perlenhalsband der gekrönten Königin, 2 die sich ins Bad begeben hatte, und befahl einer seiner Sklavinnen, es anzulegen. Der König erkannte es mit Bestimmtheit wieder und fuhr ihn an: „Dies Halsband gehört mir, und du hast es mir gestohlen!" — „Dieses Halsband", entgegnete der Minister, „hat meinen Vorfahren gehört, nicht aber deiner Majestät." Da sagte der König: „Wenn's so ist, so unterwirf dich einem Gottesurteil, welches darin bestehen soll, daß du dich in den Tempel des Yakṣas Kubēra 3 begibst." Es war nämlich allgemein bekannt, daß dieser Yakṣa einen Lügner, der in seinen Tempel kam, tötete, einen wahrheitsliebenden Menschen dagegen auszeichnete.

Der Minister unternahm das Wagstück und trat vor den Augen der Bürger am Abend in den Yakṣa-Tempel. Da dachte der Yakṣa: „Dieser freche Lügner wagt es, in

1. Die Zahl der „gesellschaftlichen Künste", die ein gebildeter Mann können muß, beträgt 72. 2. D. h. der Hauptgemahlin des Königs. 3. Yakṣa sind niedere Götter, nach der brahmanischen Mythologie Diener Kubēras, des Gottes des Reichtums, der hier selbst unter sie gerechnet wird.

mein Haus zu kommen!" Und lodernd vor Zorn, eine Feuerflamme ausspeiend, den Erdboden erschütternd und eine eherne Keule in der Hand tragend — ein Abbild Yamas[4] selbst — erschien er ihm und rief ihm zu: „Verruchter Lügner! Wart, ich will dich augenblicklich mit meiner Keule zerschmettern!" Der Minister aber ließ ihn gar nicht ausreden, sondern rief: „Kläre mich, König der Yakṣa, zuvor über einen Zweifel auf, der mich seit Beginn meines Menschendaseins quält. Dann magst du tun, wie dir beliebt." Der Yakṣa sagte: „Sprich deinen Zweifel aus!" und der Minister erzählte, wie folgt:

„In dem Ort Kaḍāvāśa lebten zwei Hausväter, Dharaṇa und Karaṇa mit Namen, Vater und Sohn, und beiden waren ihre Frauen gestorben. Mit der Absicht, sich andere Frauen zu suchen, machten sich beide nach der Stadt Manōrama auf. Da erblickten sie die Fußstapfen zweier Frauen, die vor ihnen desselben Weges gingen. Diese Frauen aber waren Mutter und Tochter, und die Mutter war sehr klein, die Tochter aber sehr groß, und der Schwere der beiden entsprach die Tiefe ihrer Fußabdrücke.

Als Dharaṇa die Beschaffenheit dieser Spuren sah, sagte er: ‚Lieber Sohn! Wenn es dem Schicksal gefällt, daß diese beiden Frauen unsere Werbung annehmen, dann sei diejenige, von der die schweren Eindrücke herrühren, meine Hausfrau, die mit den leichten dagegen deine.' Nachdem sie dies gegenseitig verabredet hatten, holten sie die beiden Frauen ein und brachten ihre Werbung vor. Die Frauen waren einverstanden, und Vater und Sohn nahmen sie in der verabredeten Weise als ihre Ehefrauen zu sich. Allen vieren waren Elternfreuden beschieden, und nun quält sich mein Herz mit dem Zweifel herum, in welchem Verwandtschaftsverhältnis ihre Kinder zueinander stehen."

4. S. 1,8.

Da dachte der Yakṣa Kubēra: „Was soll ich dem Manne antworten, der in diesen Strudel des Zweifels gestürzt ist?" Und er dachte dies so lange, bis es Morgen ward.

Als es Tag geworden und der Yakṣa verschwunden war, ohne dem Minister ein Haar zu krümmen, meldete der Tempelpriester dem König, der Minister habe die Wahrheit gesprochen. Der König war sehr erstaunt, bezeigte dem Minister seine Hochachtung und entließ ihn.

Nach Verlauf einiger Tage indessen gab der Minister dem König das Halsband zurück und erzählte, wie er in der Absicht, sein Versprechen einzulösen und anzugeben, worin jene überschüssige Kunst bestände, das Geschmeide gestohlen und den Yakṣa überlistet hatte. Da freute sich der König und zeichnete ihn durch ganz besondere Ehren aus.

142. Erzählung

Der Stallmeister Sāraṅga
oder
Das Glück

Die Göttin des Glücks folgt einem Mann, der gute Werke gesammelt hat,[1] selbst wenn er in Höhlen, Schluchten und an andere unzugängliche Orte gegangen ist.

> Wenn ein Mann, welcher einen Vorrat guter Werke gesammelt hat, auch in die Tiefen der Gebirgsschluchten hinabsteigt, so geht ihm trotzdem die Göttin des Glückes nach, indem sie ein Lichtstümpfchen in der Hand trägt.

Und ferner:

> Die Männer, welche nur danach streben, religiöses Verdienst zu erwerben, werden zu Hauptjuwelen[2]

1. In einer früheren Existenz. 2. S. 1,1.

der Menschen, und glückliche Ereignisse schlingen sich um sie, wie Schlingpflanzen um die Bäume.

Wer sollte darum nicht fest auf gute Werke bedacht sein, wenn er die mächtige Wirkung des in einem früheren Dasein erworbenen Schatzes guter Werke sieht? Denn:

> Wessen Absicht hätte sich nicht fest auf den Pfad der guten Werke gerichtet, wenn er die Geschichte von dem König, dem Brahmanen, dem Minister und dem Stallmeister gehört hatte, welche in Schönheit, Wissen, Klugheit und Glück erstrahlten?

Dies verhielt sich, wie folgt:

In Karmagrāma lebte ein König Rūpacandra; sein Oberhofpriester hieß Buddhidhana, sein Kanzler Subuddhi und sein Stallmeister Sāraṅga. Einst übertrug jeder von diesen Vieren die Fürsorge für seine Familie auf seinen Sohn, und dann verließen sie ihre Vaterstadt, um die Eigenschaft zu prüfen, die einen jeden von ihnen auszeichnete, und wanderten zusammen nach Norden.

Zuerst kamen sie nach einer Stadt, die hieß Siṃhāsana. Da sagten die drei anderen zum König: „Bringe du, o Herr, uns aus der Stadt das Geld, dessen wir zur Bestreitung unserer Ausgaben bedürfen." Der König begab sich in die Stadt, und da deren Bewohner über seine Schönheit staunten, schenkten sie ihm 100 Silberlinge. Mit diesem Gelde bestritten die Freunde an diesem Tage ihren Unterhalt und wanderten dann fürbaß.

Als sie an die Stadt Ratnaratha kamen, sagten die drei andern zum Oberpriester: „Hole du heute aus der Stadt die Mittel, die wir brauchen, um unsere Ausgaben zu decken"; und er begab sich in die Stadt. Zu derselben Zeit war ein Dichter Balabhadra aus der Stadt Pratiṣṭhāna in die Hofversammlung des dortigen Königs Siṃharāja gekommen und hatte die folgende Samasyā aufgegeben:[3]

3. Samasyā ist ein sinnloser oder widersinniger Strophenteil, der zu einer sinnvollen Strophe ergänzt werden muß.

ambhōdhir jaladhiḥ payōdhir udadhir
vārāṃnidhir vāridhiḥ.[4]

Während es 500 Gelehrten nicht gelungen war, sie zu ergänzen, und der König deshalb sehr betrübt war, ergänzte der Oberhofpriester sie sogleich:

Ambā[5] zürnte: „Entlaß diese Gaṅgā, mein Lieber, welche du auf deinem Haupte trägst! Weiser Sechsmund![6] Sprich, welches ist ihres Weges Ziel, nachdem sie lang genug hier geweilt hat?“ Da gab er, weil er entsetzlich zornig war, mit jedem seiner sechs Münder eine Antwort: „ambhōdhir, jaladhiḥ, payōdhir, udadhir, vārāṃnidhir, vāridhiḥ!“

Als der König diese das Herz in Staunen setzende Śārdūlavikrīḍita-Strophe gehört hatte, war er hocherfreut und schenkte ihm 200 Silberlinge.

Nachdem die Freunde dort von diesen gelebt hatten, wanderten sie weiter, kamen nach der Stadt Sambhala, und wie vorher ging im Auftrag der andern wieder einer — diesmal der Minister — in die Stadt. Dorthin hatten dem König Ratnasiṃha diesem feindliche Könige einen Elefanten gesandt mit der Aufforderung, ihn zu wiegen. Während der Fürst in dieser Angelegenheit völlig ratlos war, kam der Minister in seine Hofversammlung und nahm das Wiegen des Elefanten auf sich. Er ließ den Elefanten auf ein Schiff und dieses in das Wasser eines Flusses bringen, an der Grenze, bis zu der das Wasser am Schiff reichte, eine Linie ziehen, ließ dann das Schiff an Stelle des Ele-

4. Sechs Synonyma im Nominativ für das „Meer“, deren jedes „Wasserbehälter“ bedeutet. Zusammen bilden sie eine der vier Zeilen einer Śārdūlavikrīḍita-Strophe von diesem Metrum: — — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ — — — ⏑ — — ⏑ ⏓. 5. „Mutter“ = Durgā, Śivas Gemahlin. 6. Śiva ist hier sechsköpfig gedacht, wie in der im PW zitierten Stelle des Mahābhārata. — Über den Grund von Ambās Eifersucht vgl. 55,7.

fanten mit Steinen beladen, bis es an diese Linie einsank, stellte durch Abwiegen der Steine das Gewicht des Elefanten fest und teilte es dem König mit, und dieser gab ihm 300 Silberlinge.

Wie vorher bestritten die vier davon ihren Unterhalt, gingen dann wieder fürbaß, kamen nach Bhōjapura und schickten diesmal den Stallmeister in die Stadt. Als er hineinging, war der Herrscher derselben, König Guṇasēna, gestorben, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Man hatte das Pañcadivya7 geschmückt, und der weibliche Staatselefant goß aus dem Kruge das geweihte Wasser über den Stallmeister aus.

Als nun der neue König, welcher seine Würde durch sein Glück erhalten hatte, auf dem Throne saß, fielen auch die Bürger vor ihm nieder, welche ihm mit Geschenken in ihren Händen huldigten.

Der König und seine übrigen Freunde ängstigten sich sehr, als er nicht zurückkam; nachdem sie aber von den Leuten erfahren hatten, was ihm zugestoßen war, begaben sie sich zu ihm. Er erhob sich und erwies ihnen die schuldigen Ehren, und der Oberpriester bezeigte ihm seine Freundschaft in einer Weise, welche dem Augenblick entsprach, indem er die Strophe vortrug:

> „Durch Schönheit wurde einhundert gewonnen,
> durch Wissenschaft zweihundert, wie bekannt, durch Klugheit wurde dreihundert gewonnen: für das Glück aber kennt man keine Zahl."

Nachdem dann die drei die Gastlichkeit des neuen Königs

7. „Die fünf göttlichen Dinge", durch deren Willensäußerung in Indien nach Aussterben einer Dynastie ein König gewählt wird: das Roß, welches beim Anblick des zu Erwählenden wiehert, der Elefant, welcher grunzt, der Krug, der ihn mit dem Weiheguß begießt, der Yakschweif-Wedel, der ihn befächelt, und der Sonnenschirm, der sich über ihn stellt. Vgl. Vf., Pañcatantra, S. 373 f.

genossen hatten, kehrten sie mit der Überzeugung nach Hause zurück, daß nichts mächtiger ist als das Glück.

143. Erzählung

Die Brahmanin Hariṇī
oder
Die Schliche der Weiber

In Nāradapurī lebte ein Brahmane, namens Uddhava; dessen Hausfrau hieß Bharaṇī und war das Hauptjuwel [1] unter den ausschweifenden Frauen.

Obwohl der Mann nun Grammatik, Philosophie und die übrigen Wissenszweige studiert hatte, war er doch aller Welt als „gelehrter Narr" bekannt, weil er sich im Treiben der Welt nicht zurechtzufinden wußte. Denn:

> Da schreibt einer kunstvolle Gedichte oder redet in Sanskrit; er lernt alle „Künste", die man zu schätzen weiß; wenn er nicht wie jeder andere das Treiben der Welt kennt, so ist er der Kaiser unter der ganzen Masse der Narren.

Eines Tages dachte seine Frau, wenn das Haus leer sei, so könne sie in aller Gemächlichkeit ihren Freiheitsgelüsten nachgehen, und deswegen sprach sie zu ihm: „Die Leute, Herr, verlachen dich und sagen, du seist ein Narr." Da ging er nach Benares, studierte dort noch viel mehr und kam dann wieder nach Hause.

Da dachte die Unkeusche: „Ach, da ist er schon wieder, um mir die Wonnen des Genusses zu stören!" Und sie sagte wieder zu ihm: „Hast du denn auch die Weiberschliche studiert, o Herr?" – Das mußte er verneinen. Da sagte sie: „Wie der Leib ohne das Leben, wie das Antlitz ohne

1. S. 1,1.

das Auge, so sind ohne diesen Wissenszweig alle übrigen zusammen wertlos, wenn man sie noch so gut studiert hat." Und damit schickte sie den Analphabeten in dieser Kunst wieder fort, und indem er auf der Suche nach ihr umherwanderte, kam er nach Mahēśvarapura und fragte Hariṇī, die Frau eines Brahmanen, welche Wasser holte: „Lebt in dieser Stadt vielleicht jemand, welcher die Weiberschliche lehrt?"

Da dachte sie: „Den hat auch ein zügelloses Weib aus dem Hause gescheucht!" Dann sagte sie: „Komm'! Ich selbst will sie dich lehren!" Und er begleitete sie in ihre Wohnung.

Dort stellte sie ihn ihrem Mann und den übrigen Hausbewohnern als ihren Bruder vor, gewährte ihm, solange es Tag war, Bad und Mahlzeit und die andern gastlichen Ehren, und als es Nacht geworden war und er sich im innern Gemach des Hauses zur Ruhe gestreckt hatte, bat sie ihn um seine Liebe. Er aber schlug sie ihr ab und sagte: „Du bist meine Schwester!"[2]

Da schloß sie die Tür, rief wiederholt: kaṇṭhe lagnaḥ![3] und schrie laut: „Zu Hilfe! Zu Hilfe!" Auf dieses Geschrei hin stürzten die Ihren alle vor die Tür.

Jetzt sagte der Brahmane: „Schönes Kind! Ich will unfehlbar tun, was du gesagt hast; nur zieh' mich Armen aus dieser Klemme!"

Da schüttete sie ein mit den Resten des von ihm genossenen Mahles gefülltes Gefäß auf die Erde, öffnete die Tür, ließ ihre Leute herein und sagte zu ihnen: „Mein Bruder hier ist an Cholera erkrankt, und dabei blieb ihm ein Bissen im Halse stecken. Darum sagte ich ‚kaṇṭhe lagnaḥ' und rief euch zu Hilfe."

Nach dieser Auskunft entfernten sich die Leute, und die

2. S. 14,3. 3. Doppelsinnig: „Er steckt im Halse" und „er hängt an meinem Halse."

Brahmanin fragte ihn, ob er nun die Weiberschliche kenne. Als er das verneinte, klärte sie ihn über das Treiben seiner Hausehre auf. Da kehrte er nach Hause zurück, und als er sah, wie seine Frau es trieb, packte ihn der Ekel am Weltleben, und er ward Mönch.

144. Erzählung

Die fünfhundert Blinden
oder
Wen schlimme Lehrer irregeführt haben, der traut auch keinem guten mehr

In der Stadt Nālakaccha regierte einst ein König Surasēna; der dachte: „Die Tauben, die Lahmen, die Stummen und andere Unglückliche vermögen sich ihren Lebensunterhalt leicht zu verschaffen; den Blinden dagegen fällt das schwer." Und darum ließ er die Trommel rühren, versammelte fünfhundert Blinde und schenkte ihnen Nahrung, Kleidung und andere Dinge, deren der Mensch bedarf. Und weil der König sie geehrt hatte, so bewirteten und beschenkten auch alle Bürger der Stadt die Blinden genau so, wie der König es getan hatte. So wurden sie nach und nach wohlhabend, und weil sie sich sagten, daß es für sie mühsam sei, umherzugehen, so nahmen sie einen sehenden Mann als Diener zu sich.

Dieser Mann aber war ein Schelm und las ihnen eines Tages einen gefälschten Brief vor, in welchem stand: „König Rājacandra, der Fürst von Rājasēnapura, gewährt den Blinden täglich Speisen und dergleichen und schenkt ihnen täglich einen Gulden; und darum lädt er euch alle zu sich." Damit betrog sie der Schelm, und doppelt blind händigten

sie ihm ihr Geld ein und folgten ihm auf dem Wege nach Rājasēnapura.

Als sie nun in einen wilden Wald kamen, sagte er zu ihnen: „Von hier ab wird der Weg sehr schlecht, und Nahrung und andere Bedürfnisse sind nicht mehr zu haben. Ich will euch darum Reisekost holen; geht ihr inzwischen auf diesem geraden Wege weiter. Sollte aber jemand zu euch sagen: „Ihr seid vom Wege abgekommen!" so kann das nur ein Räuber sein, und ihr müßt ihn steinigen."

Nachdem er ihnen diese Weisung gegeben hatte, führte er sie auf einen Weg, auf dem sie nach rechts hin immer um einen Berg herumgingen, und dann entfernte sich der Schelm. Während sie nun in dieser Weise dahinirrten, sagte ein Wanderer zu ihnen: „Ihr habt den Weg verloren." Da hielten sie ihn für einen Räuber und steinigten ihn. Und so warfen sie auch jeden anderen, der so zu ihnen sprach, bis sie an den Qualen des Hungers und des Durstes starben und zur Hölle fuhren. 1

145. Erzählung

Der Hirtenknecht Kūraṇa
oder
Die Klugheit

Im Dorfe Saṇāsaṇa hatte ein Familienvater Balāka einen klugen Knecht, welcher Kūraṇa hieß und einer Hirtenfamilie entstammte. Eines Tages wurde dieser Kūraṇa auf einem Wagen nach der Stadt Rathavartinī gesandt, um die Schwiegertochter seines Herrn aus ihres Vaters Hause zu holen. Die Schwiegermutter bewirtete ihn in der Erwägung, daß er gekommen war, um ihre Tochter zu

1. S. 46,5.

holen, mit Speisen und anderen Dingen, als wäre er selbst ihr Schwiegersohn gewesen, und er verweilte einige Tage in ihrem Hause. Darauf tat der Schwiegervater 108 Stücke [1] Konfekt, welche mit stimulierenden Stoffen versetzt waren, wie Safranknospen, Kampfer, Teufelsdreck, chinesischen Kubeben, Muskatnußschoten, Moschus, Datteln, Walnüssen, Wassermelonen und Kardamomen, in ein irdenes Gefäß, versiegelte dessen Deckel, händigte Kūraṇa einen Brief ein, in welchem die Zahl der Konfektstücke vermerkt war, und dann entließ er seine Tochter nach dem Dorfe Saṇāsaṇa. Kūraṇa band den Topf vorn am Wagen fest, und als er mit der jungen Frau auf dem Gefährt seine Straße dahin fuhr, dachte er: „Wenn ich erst zu Hause bin, so bekomme ich von all diesem Konfekt nicht das kleinste Krümchen ab. Also werde ich gleich jetzt essen." Und während die junge Frau aus Schmerz [über die Trennung] ihr Antlitz bedeckt und sich gelegt hatte, verzehrte er eine Anzahl Stücke des Konfekts. Dann dachte er daran, daß sein Herr ihn schelten würde, wenn er aus dem Briefe die ursprüngliche Anzahl ersehen würde, und darum zerbrach er den Topf, und als er nach Hause kam, gab er seinem Herrn die Krumen des zertrümmerten frischen Konfekts und den Brief. Der Herr las den Brief, sah die Trümmer des Konfekts und merkte nicht, wie sein Knecht ihn betrogen hatte, sondern ward ihm nur noch mehr gewogen.

1. 108 ist eine glückverheißende Zahl.

146. Erzählung

Die Möwe und die Maus
oder
Wer einem Unedlen hilft, schädigt sich selbst

Am Ufer des Flusses, welcher Manōramā 1 heißt, lebte ein Möwenpaar. Als die beiden Möwen einst an diesem spielten, sahen sie, wie die Strömung ein Mäuschen dahintrug. Das Männchen sah, wie die Maus von den Wassermassen hin- und hergestoßen wurde und in Gefahr war, zu ertrinken, und arglosen Herzens, wie es war, ward es von Mitleid ergriffen und sagte zum Weibchen: „Ich will sie herausholen." Das Weibchen aber sagte: „Diese Mäuse, o Herr, haben Zähne, die doppelt so fest sind, wie der Donnerkeil, 2 sind bösen Herzens und unedel; darum kann es uns nicht frommen, wenn wir ihnen beistehen." Trotz dieser Einrede nahm das Männchen, dessen Herz doppelt so rein war, wie sein Gefieder, die im Wasser versinkende und vor Kälte zitternde Maus in seinen Schnabel und barg sie unter seinem Fittich.

Als sich die böse Maus aber dort, vor dem Winde geschützt, wieder erholt hatte, nagte sie mit ihren donnerkeilharten Zähnen dem Möwenmännchen die Schwungfedern durch. Einen Augenblick später glaubte die Möwe, die Maus befinde sich nun wieder wohl, nahm sie in ihren Schnabel und wollte in den Luftraum emporsteigen; da ihm aber die Schwungfedern abgebissen waren, so stürzte es in die starke Strömung des Flusses und ertrank; mit ihm aber starb auch die Maus und kam in die Hölle.

1. „Der Liebliche". 2. Der Donnerkeil ist Indras Waffe und besteht aus Diamant.

147. Erzählung

Der Frosch Karkara und die Krokrodile Varaṇa und Caraṇa
oder
Wer sich an gefährlichem Orte befindet, kann sich nicht anders retten, als durch die Flucht

In einem großen See, welcher Padmākara hieß, lebten ein Frosch namens Karkara, und zwei Krokodile namens Varaṇa und Caraṇa, und alle drei waren miteinander befreundet.

Eines Tages bemerkte der Frosch, daß Fischer an den See gekommen waren, und sagte zu den beiden Krokodilen: „Dieser Ort, liebe Brüder, bringt Gefahr. Darum ist es für uns nicht gut, daß wir hier verweilen." Doch die beiden entgegneten nacheinander auf seine Rede: „Ich habe hundert Listen." – „Und ich habe tausend Listen." Da sagte der Frosch: „Von euch, liebe Freunde, hat jeder hundert und tausend Listen; trotzdem wird euch, wenn diese eure Feinde erst da sind, auch nicht eine List einfallen. Ich dagegen habe nur eine List, nämlich die, daß mir da, wo mein Feind weilt, kein Heil erblüht. Denn:

> Gift ist eines kleinen Mädchens Witwenschaft;[1] Gift ist ein Hustenanfall beim Singen; Gift ist vertrauter Umgang mit Armen; Gift ist der Aufenthalt des Feindes."

Da sagten die beiden: „Ei Frosch, was bist du für ein Hasenfuß!" Aber der Frosch entfernte sich in der Nacht mit den Seinen und wohnte in Sicherheit irgendwo in einem tiefen Gewässer, welches den Fischern unzugänglich war.

Eines Tages nun kamen die Fischer dorthin, zogen die beiden Krokodile aus der Flut und schlugen sie tot. Der

1. Bei den Kinderehen in Indien sind Witwen im zarten Kindesalter nicht selten.

Frosch sah, wie das eine auf dem Kopf, das andere an der Hand hängend davongetragen wurde und sagte zu seiner Frau, welche Bhadrā[2] hieß:

„Hundertwitz liegt auf dem Kopfe, Tausendwitz hängt herab. Ich habe nur einen Witz, o Bhadrā, und darum spiele ich im klaren Wasser.“

Da merkte sie, wie ausgezeichnet der Verstand ihres Mannes war.

148. Erzählung

Das Häslein Bālaka
oder
Die Klugheit

In einem großen Walde, welcher Śvāpadasaraṇya hieß, lebte ein Löwe namens Durdhara und ein kluges Häslein, Bālaka geheißen. Auf die Dauer vermochten die Elefanten, die Eber, die Tiger, die Antilopen, die Śambara[1], die Schakale und die anderen Tiere die Furcht vor jenem Feinde des Wildes nicht mehr zu ertragen, und darum baten sie den Bālaka, ihn umzubringen, und das kluge Bürschchen versprach es.

Eines Tages ging es auf Trug sinnend langsam, langsam zu dem Löwen, welcher sich in seiner Höhle zur Ruhe gestreckt hatte, und rief wieder und wieder: „Guten Tag, Onkel! Guten Tag, Onkel!“ So stellte es sich täglich an diesem Orte ein, bis es der Löwe schließlich fragte: „Wer bist du denn?“ Da sagte es: „Aus Furcht vor dir, Kaiser der Tiere, sind alle Tiere geflohen; nur ich bin hiergeblieben und fürchte mich nicht. Bin ich doch ein Diener deiner Majestät!“ Als

2. „Liebe“, „Holde“.

1. Eine Hirschart.

das Häslein so redete, ließ der Löwe sich's gefallen; und als es ihn durch seine Verstellung gänzlich für sich gewonnen hatte, sagte es zu ihm: „In diesen Wald, o König, ist ein Nebenbuhler von dir gekommen.“ „Wo ist er?“ rief der Löwe, und das Häslein sagte: „Deine Majestät folge mir, damit ich dir ihn zeige!“ Mit diesen Worten hüpfte Bālaka voran, und Durdhara ging hinter ihm drein, und so kamen sie schließlich beide an eine Zisterne. Da sagte Bālaka: „Sieh, o Herr! In dieser Zisterne steckt dein Nebenbuhler.“ Wirklich glaubte Durdhara, da er im Wasser dieser Zisterne sein Spiegelbild sah, einen Nebenbuhler zu sehen, und mit der Absicht, seinen Feind zu töten, stürzte er sich darauf und starb.

Darauf ging das Häslein hin und verkündete des Löwen Tod, und alle Tiere lebten von nun an in Frieden.

149. Erzählung

Der Löwe und die Schakale

oder

Der gute und der schlechte Lehrer

In einem Walde, welcher Bhūribhīṣaṇa hieß, dienten die Elefanten, die Eber, die Schakale und all die übrigen Tiere wie Diener einem Löwen Kṛśōdara.

Einst in der Vollmondsnacht sahen die Schakale den Mond in dem spiegelklaren Wasser einer Zisterne, gingen zu Kṛśōdara und sagten zu ihm: „Soeben, o Herr, ist dem Himmel der Bauch geplatzt, und infolgedessen ist der arme Mond in eine Zisterne gefallen und zittert entsetzlich vor Angst, denn er ist in Gefahr, zu ertrinken.“ „Zeiget mir,“ sagte der Löwe, „in welchen Brunnen der Gott gefallen

ist, der den Hasen trägt;[1] ich will ihn herausziehen." Da gingen sie alle, die Schakale voran und der Löwe hinterdrein, an den Rand jener Zisterne. Die Schakale zeigten ihm den Mond, und als er ihn darin erblickte, dachte er: „Wie einfältig sind diese Burschen, daß sie behaupten, der Mond im Wasser sei in ihm untergegangen." Doch sagte er zu ihnen: „Da muß sich einer von euch an meinen Schwanz hängen, sich daran in den Brunnen hinablassen und das Wasser umrühren. Dann wird der Mond heraussteigen."

Gesagt, getan! Einer von ihnen führte die Weisung aus, und als sie dann den Mond nicht mehr im Brunnen, wohl aber am Himmel sahen, dachten sie: „Unser Herr hat wirklich durch seine Klugheit den Mond aus dem Brunnen geholt." Der Löwe aber zog mit seiner Stärke den an seinem Schweife Hängenden aus der Zisterne empor, und alle kehrten nach Hause zurück.

Als sie nun wieder einmal den Mond im Brunnen sahen, dachten sie: „Warum sollen wir's erst unserm Herrn melden? Wir selbst wollen diesen Mond heraufholen!" Und einer von ihnen faßte den Schwanz, den ein anderer Schakal hinabhängen ließ; als er sich aber daran in den Brunnen hinablassen wollte, vermochte der andere sein Gewicht nicht zu tragen, und beide Schakale, der, der seinen Schwanz hinabhängen ließ, und der, der ihn gepackt hatte, stürzten in die Zisterne hinab und ertranken.

Wie mit dem Löwen und dem Schakal verhält sich's mit dem guten und dem schlechten Lehrer, von denen der erste die Geschöpfe aus dem Brunnen des Daseins errettet, nicht aber der zweite.

1. Die Inder deuten den „Mann im Mond" als Hasen oder als Gazelle.

150. Erzählung

Der Kaufmann Jinadatta
oder
Die Liebe zum Jina

Im Dorfe Karaṇasara lebte der Kaufmann Jinadatta mit seiner Frau Kamalaśrī und seinem Sohne Śyāmalika.

> „Was man auf die aus Jinatempeln, Jinastatuen, Büchern und Gemeinde [1] bestehenden sieben Felder sät, das geht auf und trägt heilbringende Frucht, wahrlich, unendlichfältig."

Solche und ähnliche Belehrungen guter Lehrer hatte der Kaufmann gehört, hatte unter Aufwendung einer großen Geldsumme einen Tempel und ein Bildnis des heiligen Śāntinātha [2] errichten lassen und brachte diesem täglich seine Verehrung dar. Da aber seine Frau einen Teil seines Vermögens mit einem Buhlen verschwendete, einen anderen dagegen sich selbst aneignete, so verarmte der Kaufmann nach und nach und erwarb sich seinen Unterhalt als Ackersmann in dem Ort Nandisara, welcher in der Nähe seines eigenen lag.

Da wankte der Sitz des Yakṣa Garuḍa, [3] weil es diesem Diener seines Herren schlecht ging, und darum nahm er die Gestalt des Schwestersohns des Kaufmanns an und begab sich zu diesem, der sich gerade auf dem Felde befand. Der Kaufmann umarmte seinen Neffen und fragte ihn, ob er eine gute Reise hinter sich habe. Dann verrichtete der Gott die Arbeit, zu der jener viele Tagewerke gebraucht hätte, in einer knappen halben Stunde, hob eine Last von

1. Die Gemeinde besteht aus vier „Feldern", Mönchen und Nonnen, männlichen und weiblichen Laien. 2. Des 16. Jina. 3. Garuḍa, s. 128,1, hier (nicht bei den Brahmanen) als Yakṣa (s. 29,4) bezeichnet.

Körnern und Ähren empor, ging mit ihm nach seinem Hause, begrüßte seine Tante und setzte sich dann mit seinem Oheim zum Mahl nieder.

Als ihr Mann so plötzlich mit seinem Neffen gekommen war, steckte die Frau ihren Buhlen, der sich im Hause befand, unter das Futter vor den Rindern,4 verdeckte und versteckte den Milchreis, das Gebäck und die anderen Delikatessen, mit denen sie ihm ein vorzügliches Mahl bereitet hatte und trug den beiden ein schlechtes Essen auf. Da sagte der Gott: „Hol' doch das verdeckte Essen her, liebe Tante!" Da dachte sie: „Der Kerl muß ein Hexenmeister sein! Wie könnte er sonst wissen, was ich heimlich getan habe?" Dann trug sie den Milchreis und die übrigen guten Speisen auf.

Nachdem der Neffe sich gesättigt hatte, stand er auf, warf das Getreidebündel auf den Buhlen, sonderte die Körner von dem Stroh, wobei er jenen weidlich bleute, ging dann mit dem Kaufmann beiseite und brachte das Gespräch auf die Hochzeit Śyāmalikas. Der Kaufmann sagte: „Ohne Geld, bester Neffe, ist eine Hochzeit eine schwierige Geschichte." Da zeigte ihm der Neffe alles das Vermögen, das jene in der Erde vergraben hatte, und nun konnte er seinem Sohne die Hochzeit ausrichten.

Zum Hochzeitsmahl hatte die Frau auch ihren Buhlen eingeladen. Da er aber nicht so ohne weiteres kommen konnte, so legte er Weiberkleider an und setzte sich unter die Frauen, um mit ihnen zu essen. Der Gott aber sah ihn. Als nun das Konfekt aufgetragen wurde, sagte er zu ihm: „Du bist doch im Futterraum gewesen?" Als er leugnete, sagte der Gott: „Halt! Das Konfekt ist nichts für diese Frau!" Und

4. gamāṇi, wohl = guj. gamāṇ, gabhāṇ „die Stelle vor dem an Pflöcke gebundenen Vieh, an die sein Futter gelegt wird". Also Futterraum, an dem zugleich gedroschen wurde. Der „Neffe" drischt dann auf derselben Stelle sein Getreide aus, wodurch der unter dem Futter versteckte Ehebrecher seine Prügel bekommt.

so sagte der Gott auch beim Gebäck, beim Milchreis und bei den übrigen Gängen, bis die Mutter des Bräutigams ihrem Buhlen zehn Stück Konfekt zusteckte, mit welchem er sich entfernen wollte. Der Gott aber merkte seine Absicht. Er trat an die Tür des Hochzeitszeltes und sagte den Frauen, welche sich entfernten, sie möchten das Hochzeitszelt segnen. Und während sie alle es der Reihe nach taten, fielen dem Buhlen jene Konfektstücken unter der Achselhöhle heraus.[5] Da schlug der Gott vor aller Antlitz den Buhlen mit einem gewaltigen Schlage nieder, offenbarte sich in seiner wahren Gestalt, wies Kamalaśrī zurecht und kehrte an seinen Ort zurück.

Der Kaufmann aber wurde reich, weil der Gott ihm genaht war, und als seine Zeit gekommen war, wurde er selbst zu einem Gotte.

5. Beim Aufheben der Arme.

Siebente Woge

151. Erzählung

Der Kaufmann Dēvasi

oder

Wer etwas tut, wovon er nichts versteht, macht sich lächerlich

Wenn jemand auch zu einer Handlung willig ist, aber nicht weiß, wie er sie vornehmen soll, so macht er sich lächerlich. Denn:

> Wie könnte jemand nicht der Lächerlichkeit verfallen, wenn er etwas unternimmt, von dem er nichts versteht? So ging's vordem dem Kaufmann Dēvasi mit dem Kaufmann Ṣīmasi. Dies verhielt sich wie folgt.

In der Stadt Madhyama lebten zwei Kaufleute Ṣīmasi und Dēvasi, welche jinistischen Glaubens und miteinander befreundet waren. Da aber Dēvasi weder mit Mönchen noch mit Laien seines Glaubens verkehrte, so war er in den Handlungen, die die Laien beim Gottesdienst auszuführen haben, nicht beschlagen und vergaß vollständig, wie man die sechs Āvaśyaka [1] ausführt.

1. Die Āvaśyaka (notwendig einzuhaltende Observanzen) sind sechs; unter sie gehört das Pratikramaṇa (oben der Kürze wegen mit „Beichte" wiedergegeben): reuevolles Bekennen der Sünden, für sich oder vor einem Geistlichen, und Gelöbnis, hinfort diese Sünden zu meiden. Statt devasia-paḍikkamaṇuṃ, „Beichte der am Tage begangenen (Sünden)", versteht Devasi: „Dēvasi, apaḍikkamaṇuṃ": „Devasi, Nicht-Beichte (ist eingetreten)" = „jetzt wird nicht gebeichtet",

Eines Tages ging Ṣīmasi zur Beichte und bestand darauf, daß Dēvasi ihn begleitete. Dieser wandte zwar ein: „Ich habe davon ja gar keine Ahnung!" Aber der andere erwiderte: „Du brauchst mir doch nur alles nachzumachen, wie ich's mache, was ich sage, wie ich stehe und mich setze." Da ging er denn mit und tat, wie ihm geheißen.

Als nun die Beichte der am Tage begangenen Sünden drankam, sagte Ṣīmasi: „devasia-paḍikkamaṇuṃ ṭhāuṃ („Jetzt werden die am Tage begangenen Sünden gebeichtet.") Da dachte Dēvasi: „Er hat mich jetzt etwas gefragt; da muß ich ihn wieder fragen. Und so sagte er denn: „Ṣīmasi, apaḍikkamaṇuṃ ṭhāuṃ?" („Ṣīmasi, jetzt wird nicht gebeichtet?")

Als Dēvasi das sagte, mußten alle lachen, die zugegen waren, die Mönche so gut wie die Laien.

152. Erzählung

Der Hausvater Mūraṇa und Lāṣaṇa

oder

Wenn einer unvernünftig redet und der andere unvernünftig hört

Im Dorfe Būṣāṇā lebte ein sehr dummer Hausvater namens Mūraṇa. Der mietete sich eines Tages einen Tagelöhner namens Lāṣaṇa, um sich von ihm am Feldrain einen Speicher bauen zu lassen. Lāṣaṇa sagte: „Ich habe keine Ahnung, wie das gemacht wird;" aber Mūraṇa belehrte ihn: „Mach nur alles genau so, wie ich." Dann setzte er ihm einen milchgefüllten Krug auf den Kopf, nahm

faßt das ganze als an ihn gerichtete, aber zur heiligen Handlung gehörige Frage auf und fragt nun seinerseits laut den Ṣīmasi. — dēvasia = sanskr. daivasika, „am Tag begangen".

eine Tracht Kuhdung auf den seinen, begab sich nach dem Ort, an dem die Scheune stehen sollte und warf, ohne sich zu bücken, den Kuhdung auf die Erde. Da warf der andere genau so seinen Krug hin. Mūraṇa rief: „Halunke, warum hast du das getan?" und der Tagelöhner rief dasselbe. Da schickte sich Mūraṇa an, ihn zu schlagen; als aber Lāṣaṇa dasselbe tat, lief Mūraṇa davon und Lāṣaṇa hinterdrein. Während sie so dahinliefen, blieb Mūraṇas Gewand an einem Dornen hängen; und als Lāṣaṇa sah, daß Mūraṇa nackt war, zog er sich gleichfalls nackt aus. Darauf liefen sie beide nackt dahin, wie sie vorher gelaufen waren.

Indem kam aus dem Orte Mūraṇas Frau heraus, um Wasser zu holen. Da nahm ihr Mūraṇa ihr Obergewand und legte es um; Lāṣaṇa aber nahm ihr das Untergewand und legte es gleichfalls um.

Als die Leute nun sahen, wie die Frau nackt war und die beiden Männer dahinliefen, waren sie sehr erstaunt, und auf ihre Frage erzählte ihnen Lāṣaṇa, wie sich alles verhielt. Da sagten die Leute: „Ei! Was sind die beiden für Narren!" und gingen nach Hause, und die drei andern gingen gleichfalls heim.

153. Erzählung

König Vikramāditya oder die Freigebigkeit

Wer eifrig zu spenden gewohnt ist, der freut sich, wenn er mit einem Bittenden zusammentrifft. Denn:

> Wenn ein Freigebiger die Silbe „gib!" vernimmt. so leuchtet sein Antlitz auf, als wäre ihm ein Sohn geboren, als sei ihm gewaltiger Zauber geschenkt worden, als habe er ein Königreich erlangt, als sei ihm der Genuß des dauerndsten Glückes zugefallen,

als hätte er ein Goldelixier erworben, als sei er dauernd mit seinen Lieben vereint worden.

Darum gibt es wohl nichts, was ein Freigebiger nicht spenden würde. Denn:

> Obwohl Vikramāditya die schweigende Jungfrau mühsam errungen hatte, gab er sie doch gnädig dem Maler. Was gäbe es, das ein Freigebiger nicht verschenkte?

In dieser Erzählung sind vier andere enthalten. Sie lautet:

In der Stadt Ujjayinī herrschte einst der berühmte König Vikramāditja,[1] den die Furcht nur beschlich, wenn er von der Not anderer Menschen hörte, und der den Frauen anderer ein Bruder war. Als dieser eines Tages ausging, bemerkte er einen Boten, welcher offenbar aus fernen Landen kam; denn seine Kleider waren abgetragen und seine Schuhe zerrissen. Er fragte ihn: „Wo kommst du her?" Und als der Mann ihm antwortete: „Ich komme aus der Stadt Kanakasāra," fragte der König weiter: „Hast du dort etwas Merkwürdiges gesehen?" Der Mann sagte: „Vernimm, o Herr, was sich dort Merkwürdiges zuträgt. In dieser Stadt herrscht König Kanakasundara; der hat eine Tochter Tilakaśrī, welche das Hauptjuwel[2] aller Weiblichkeit ist. Als dieser eines Tages ihre Eltern von der Vermählung sprachen, gab sie zur Antwort: ‚Wer mich in einer Nacht durch Erzählungen viermal zum Reden bringt, der soll mein Herr sein; gelingt's ihm nicht, so sei er mein Knecht.' Überallhin verbreitete sich die Kunde von diesem ihren Entschluß, und viele, die es vernahmen, Söhne von Königen, Ministern, Kaufherren, Karawanenbesitzern, Feldherren und anderen bedeutenden Männern, stellten sich bei ihr ein. Da es ihnen aber nicht gelang, sie zu überwinden, so müssen sie nun alle Tage im Palaste der Prin=

1. S. 35,1. 2. S. 1,1.

zessin mit geschorenem Kopf, trübselig verzogenen Mundes, an den Füßen gefesselt und mit Weiberkleidern und Weiberschmuck angetan, Wasser tragen. Das ist das Merkwürdige, was ich dort gesehen habe."

Als der Mann diese seltsame Geschichte erzählt hatte, entließ ihn der König, nicht ohne ihn vorher beschenkt zu haben, und in der festen Absicht, die Prinzen und anderen Söhne guter Familien aus ihrem Unglück zu erretten und den Hochmut der Prinzessin zuschanden zu machen, gedachte er in seinem Geiste des Vētāla,[3] seines göttlichen Dieners, und begab sich nach jener Stadt. In dieser ging der König als Yōgin[4] verkleidet umher, und als er an das Tor des Palastes kam, schlug er auf den dort hängenden Gong. Die Dienerinnen, welche daran erkannten, daß wieder jemand gekommen war, um ihre Herrin zu überwinden, eilten herbei, sahen den Yōgin und erstatteten ihrer Herrin über ihn Bericht. Sie ließ ihn rufen; er trat ein, und als er sich in ihrem von einer Lampe traulich erleuchteten Schlafgemach in seiner Yōginverkleidung auf einem Polster niedergelassen hatte, sagte er, indem er sich anschickte, der gleichfalls auf einem Polster sitzenden und in all ihrem Schmucke funkelnden Prinzessin eine Geschichte zu erzählen: „Vernimm, o Lampe! Dieses Mädchen da ist viel härter als ein Stein und nicht zu bewegen, auch nur ‚huṃ'[5] zu sagen. Wenn du aber ‚huṃ' sagst, so will ich dir ein Geschichtchen erzählen." Der Vētāla, welcher in der Lampe steckte, ging darauf ein, und der König erzählte, wie folgt:

3. Die Vētāla sind eine Art Dämonen, welche oft in Leichen fahren. Nach der indischen Sage hatte König Vikrama einen solchen in seinen Diensten. Vgl. oben Erzählung 67. 4. S. 10,4. 5. Der Laut, mit dem man zum Erzählen auffordert. S. 17,5 („Vater der Erzählung").

154. Erzählung

[Die vertauschten Köpfe]

Es war einmal ein Brahmane namens Nārāyaṇa, der im Dorfe Kalāśara wohnte. Dieser hatte sich schon siebenmal in seines Schwiegervaters Haus begeben, um seine Hausfrau heimzuführen; aus irgendeinem Grunde aber war sie ihm nicht gefolgt. Als er sich nun zum achten Male — diesmal in Begleitung seines Freundes Kēśava — aufgemacht hatte, sie zu holen, kam er unterwegs an einen Wallfahrtsort, welcher Mrityuñjaya 6 hieß, trat vor den Großen Herrn 7 und sprach: „Wenn ich diesmal, o Gott, meine Geliebte erhalte und mit ihr zurückkehre, so will ich dir einen Lotus weihen."

Als er dies gelobt hatte, erhielt er seine Gemahlin wirklich, und als er wieder vor dem Tempel stand, sagte er zu seinem Freunde: „Lieber Freund, warte hier auf mich, bis ich nach Verehrung des Großen Gottes wiederkomme." Darauf trat er in den Tempel, hieb sich mit seinem Schwerte den Lotus seines Hauptes ab, indem er ihn dem Großen Herrn weihte, und fiel tot vor ihm nieder. Als Kēśava die Zeit zu lange dünkte, ging er gleichfalls hinein und dachte, da er seinen Freund in diesem Zustande erblickte: „Wenn ich mit der jungen Frau nach Hause gehe, so wird unbedingt mein guter Name befleckt werden; denn die Leute werden sagen: ‚Dieser Bösewicht, der sich an seinem Freunde vergangen, hat ihn aus Gier nach seinem Weibe ermordet.' Darum hieb er sich das Haupt ab und stürzte an derselben Stelle tot zu Boden.

Als beide nicht zurückkamen, geriet die junge Frau in große Angst; sie trat ein, und als sie sah, wie es mit den beiden Männern stand, dachte sie: „Wenn ich allein in

6. „Sieg über den Tod". 7. Mahēśvara, d. i. Śiva.

meines Schwiegervaters oder in meines Vaters Haus gehe, so wird man mir wahrscheinlich einen Makel anhängen und wird sagen, ich sei ein zügelloses Weib und habe meinen Gatten und meinen Schwager[8] ermordet. Darum kann auch ich nur tun, was sie getan haben." Und schon wollte sie sich mit demselben Schwerte das Haupt abschlagen, als Śiva, fürchtend, er möchte die Sünde des Frauenmordes auf sich laden, ihr erschien und ihr das Schwert aus der Hand nahm. Sie aber sagte: „Was soll ich mit dem Leben, wenn an mir ein Makel haftet und ich meines Gatten beraubt bin? Darum werde ich nur dann am Leben bleiben, wenn du diese beiden wieder lebendig machst, sonst nicht." Als der heilige Śiva sah, daß dies ihr fester Wille war, sagte er zu ihr: „Wenn du diese beiden mit dem Wasser besprengst, mit dem ich[9] gewaschen worden bin, so werden sie ins Leben zurückkehren." Kaum hatte sie das vernommen, so tat sie es. In ihrer allzu großen Ungeduld aber verwechselte sie die Köpfe, als sie sie an die Körper anlegte, und als sie die beiden besprengte, wurden sie mit vertauschten Köpfen lebendig.

„Gib nun acht, Lampe! Jetzt stritten beide sich um die junge Frau. Wessen Hausfrau wurde sie da?"

Auf diese Frage des Yōgin antwortete der Vētāla, welcher in der Lampe steckte, in der Absicht, die Prinzessin zum Sprechen zu bringen: „Die Frau dessen, der ihres Gatten Haupt trug."

Als die Prinzessin diese ungereimte Antwort hörte, überwältigte sie der Zorn, so daß sie ihre Absicht vergaß und mit lauter Stimme rief: „Lüge nicht, elende Lampe!"

Da ließ der Yōgin auf den Gong schlagen zum Zeichen dafür, daß er die Königstochter einmal zum Reden gebracht hatte.

Die Lampe fragte: „Wessen Gemahlin wurde sie denn,

8. Dies ist bildlich gemeint, da der Freund als Bruder gilt. 9. D. h. das Götterbild, in dem der Gott anwesend gedacht wird. S. 131,1.

König der Yōgin?" Der Yōgin sagte: „Dessen, der des Freundes Kopf trug." „Wieso?" fragte die Lampe. Der Yōgin sagte: „Bei der Trauung reicht man der Braut die rechte Hand. Diese gehört aber doch wohl zum Rumpf."

Die Prinzessin aber dachte: „Einmal hat er mich zum Sprechen gebracht; dreimal sind noch übrig." Daher verharrte sie nun erst recht im Schweigen.

Darauf redete der Yōgin wie vorher die Lampe so jetzt den Ohrring des Mädchens an und begann wieder zu erzählen wie folgt:

155. Erzählung

[Die vier Freier]

In der Stadt Dhanaratha hatte der Kaufmann Balatdatta eine Tochter, die hieß Doppeltschön.10 Diese war einzeln von ihrem Vater, ihrer Mutter, ihrem Bruder und dem Bruder ihrer Mutter je einem Freier versprochen worden. Als die vier Freier nun alle gleichzeitig ankamen, um Hochzeit zu halten und sich miteinander stritten, dachte die Jungfrau bei diesem Anblick: „Ach, ich bin schuld an diesem entsetzlichen Streit!" Und so ging sie lebendig ins Feuer und verbrannte zu Asche. Nun ging einer von den Freiern mit ihr zugleich ins Feuer. Der zweite baute sich auf dem Verbrennungsplatz ein Haus und wohnte dort. Der dritte gelobte, nur noch von erbettelter Speise zu leben, und wenn er etwas erbettelt hatte, so legte er einen Teil davon auf den Scheiterhaufen, und das übrige aß er selbst. Der vierte aber nahm die Gebeine des Mädchens und wanderte mit ihnen nach der Gaṅgā. Unterwegs kam er nach der Stadt Mahānandi, ging hinein, um seine Nahrung zu erbetteln

10. Dvidhārūpavatī.

und kam an das Haus des Kaufmanns Mānadatta. Dessen treue Gemahlin Kamalaśrī wollte ihm Speise geben. Da ihr aber ihr heftig weinendes Söhnchen darin hinderlich war, warf sie es in das Herdfeuer. Als sie nun dem Bettler die Speise reichen wollte, sagte dieser: „Um meinetwillen, Mutter, hast du deinen Sohn gemordet; darum kann ich diese Speise nicht annehmen." So wies er sie ab und wollte gehen; sie aber beträufelte den Knaben mit Amṛta 11, machte ihn dadurch wieder lebendig und trat wieder vor den Mann, um ihm die Speise zu reichen. Da sagte dieser zu ihr: „O Mutter, gib mir etwas von diesem Amṛta!" Sie erfüllte seine Bitte, und mit dem Amṛta, welches sie ihm geschenkt hatte, kehrte er zurück und belebte die Jungfrau samt dem Freier, der sich mit ihr verbrannt hatte.

Nun gib acht, Ohrring! Als sie wieder lebendig geworden war, stritten sich wieder alle drei 12 miteinander um sie. Wessen Gattin wurde sie?"

Als der Yōgin dies gesagt hatte, sprach der Vētāla, welcher in dem Ohrring steckte, um die Prinzessin zum Reden zu bringen: „Die Gattin dessen, der sie wieder lebendig gemacht hatte!"

Kaum hatte die Königstochter diese höchst ungereimte Antwort gehört, ward sie gewaltig böse, so daß sie ganz vergaß, was sie sich vorgenommen hatte und mit lauter Stimme rief: „Lüge nicht, elender Ohrring!"

Da ließ der Yōgin auf den Gong schlagen zum Zeichen dafür, daß er die Königstochter zum zweiten Male zum Reden gebracht hatte.

Der Ohrring fragte: „Wessen Frau wurde sie denn, König der Yōgin, und in welchem Verhältnis stand sie zu den andern?" Der Yōgin gab zur Antwort: „Derjenige, der ihr durch das Amṛta das Leben schenkte, war ihr Vater, derjenige, der sich mit ihr aus dem Scheiterhaufen 13

11. S. 20,5. 12. Es sollte heißen: „alle vier". 13. Der gleichsam er beiden Mutterschoß ist.

erhob, ihr Bruder; derjenige, der sie an dem Orte des Scheiterhaufens bewachte, ihr Diener; derjenige aber, welcher ihr von einem Teile dessen, was er erbettelt hatte, Speise, Kleidung und anderes schenkte, ihr Gatte. Denn das Gewähren von Kleidung, Nahrung, Schmuck und anderen Bedürfnissen ist Sache des Eheliebsten."

Als der Yōgin das gesagt hatte, dachte die Prinzessin: „Zweimal hat er mich zum Reden gebracht, und zweimal sind noch übrig." So verharrte sie nun erst recht in Schweigen.

Darauf begann der Yōgin wieder zu erzählen, indem er sich wie vorher an die Lampe, so jetzt an die Perlenkette der Jungfrau wandte. Er sprach:

156. Erzählung

[Die belebte Puppe]

König Narapāla in der Stadt Narasāra hatte einen Sohn namens Puṇyapāla. Dieser war mit Buddhisāra, dem Sohne des Oberpriesters, mit Guṇasāra, dem Sohne eines Holzbildhauers, mit Rūpasāra, dem Sohne eines Goldschmieds und mit Dhanasāra, dem Sohne eines Webers befreundet.

Eines Tages, als Puṇyapāla auf Befehl seines Vaters das Land verlassen mußte, fragte er seine vier Freunde, ob sie ihn begleiten wollten, und sie sprachen: „Wir weichen so wenig von dir wie deines Körpers Schatten." So verließ er denn von ihnen begleitet seine Vaterstadt und kam in einen dichten Wald. Als es Nacht geworden, legte sich der Königssohn schlafen, während sich die vier anderen abwechselnd in die Nachtwachen teilten. In der ersten Nachtwache nun schnitzte Guṇasāra aus einem Stück Sandel-

holz[14] eine an allen Gliedern liebliche Mädchengestalt, herrlich wie eine Göttin. Als er damit fertig war, legte er sich schlafen, und Dhanasāra stand auf zur zweiten Nachtwache. Dieser kleidete ihren Körper in seidene Unter- und Oberkleider und anderes derart, wie es ihrer würdig war, und als er sich darauf zur Ruhe legte, stand zu Beginn der dritten Nachtwache Rūpasāra auf. Dieser schmückte sie mit Edelsteinen, Gold und anderem Geschmeide und legte sich dann nieder, während sich Buddhisāra erhob, um die vierte Nachtwache zu übernehmen. Buddhisāra zog durch einen Zauberspruch den heiligen Gott herbei, welcher mit einem Strahlenkranz umgeben ist,[15] und als er mit dessen Hilfe die Gestalt belebt hatte, wurde es Tag.

Nun gib acht, Perlenhalsband! Als die vier diese Gestalt sahen, erzählte jeder von ihnen vor Puṇyapāla, was er getan hatte, und alle stritten sich um das Mädchen. Wessen Gattin wurde es?"

Auf diese Frage des Yōgin antwortete der Vētāla, welcher in der Perlenkette steckte, um die Prinzessin zum Reden zu bringen: „Die Gattin dessen, der sie belebt hatte."

Als die Königstochter diese ganz ungereimte Rede vernahm, ärgerte sie sich darüber, so daß sie wieder ihren Vorsatz vergaß und mit lauter Stimme rief: „Elende Perlenkette! Lüge doch nicht so!"

Zum Zeichen dafür, daß er die Prinzessin zum dritten Male zum Reden gebracht hatte, ließ der Yōgin auf den Gong schlagen; und als ihn die Perlenkette fragte: „O König der Yōgin! Wessen Hausfrau wurde sie denn, und in welchem Verhältnis stand sie zu den anderen?" sagte er: „Derjenige, welcher ihr das Leben schenkte, war ihr **Vater**; derjenige, welcher sie gebildet hatte, ihre **Mutter**; derjenige, welcher sie schmückte, ihr **Mutter**-

14. S. 107,1. 15. Die Sonne.

bruder. Ihr Gemahl war der, welcher sie kleidete. Denn nur der Gatte kleidet die nackte Frau."

Als der Yōgin so gesprochen hatte, dachte die Prinzessin: „Dreimal hat er mich jetzt zum Sprechen verleitet; nur einmal ist noch übrig." Nun verhielt sie sich ganz besonders schweigsam.

Darauf begann der Yōgin wieder wie folgt zu erzählen, indem er sich diesmal, wie vorher an die Lampe, an das Mieder der Jungfrau wandte.

157. Erzählung

[Die vier Väter]

In der Stadt Haricandra regierte König Hariṣeṇa. Zu diesem sagte einst ein Brahmane namens Śarikara, welcher eines Diebstahls wegen verhaftet und von ihm zum Tode verurteilt worden war: „Nach der Offenbarung, o König, kann ein unverheirateter Brahmane nach seinem Tode nicht in den Himmel kommen. 16 So vermähle mich denn, bevor du mich töten läßt, für den Preis von fünf Edelsteinen, welche sich in meinem Schenkel befinden, 17 mit irgendeiner Brahmanentochter!" Der König gewährte seine Bitte, gab einem Brahmanen die fünf Edelsteine, verheiratete den Dieb mit dessen Tochter Priyamatī und ließ ihn dann hinrichten. Nach dem Tode ihres Mannes führte Priyamatī ein ausschweifendes Leben, und als sie von irgendeinem Manne ein Söhnchen gebar, setzte sie es vor der Stadt aus und legte ihm einen Ring bei, welcher ihren

16. Nach brahmanischem Glauben kann nur ein Sohn seinen Vater aus der Hölle erretten, indem er für ihn die vorgeschriebenen Totenopfer darbringt. 17. Dort hat er sie in selbstbeigebrachte Wunden gesteckt und einheilen lassen, um sie zu verbergen.

Namen trug. Ein Töpfer namens Dharma aber fand und erzog das Knäblein als seinen Sohn.

Eines Abends lief das Knäblein, welches einen lieblichen Körper hatte, allein in der Nähe der Tongrube umher. Dort erblickte es der König Harisēṇa und dachte: „Der arme Junge soll mein Sohn sein!" Darauf nahm er ihn und übergab ihn der Königin; und als der König gestorben war, ward er selbst unter dem Namen Saraṇasiṃha zum König gemacht.

Einst zur Zeit der Totenopfer begab er sich nach der Gaṅgā, um seinem Vater die Manenspende darzubringen. Infolge der Wunderkraft jener Badestelle streckten sich gleichzeitig vier Hände aus der Gaṅgāflut empor, um die Spende zu ergreifen.

Als der König dieses Wunder gewahrte, war er sehr erstaunt und erfuhr von der Königinmutter, welche er die Wahrheit ihrer Aussage beschwören ließ, den Sachverhalt. Durch die Erwähnung der Tongrube gelang es ihm, die Bestätigung dieser Geschichte zu erhalten. Er fragte die Töpferswitwe, und diese erzählte ihm alles, wie es sich ereignet hatte, und gab ihm jenen mit einem Namen gezeichneten Ring. Als er durch die Schriftzüge des Ringes der Geschichte auf den Grund kam, verhörte er die Brahmanin, welche ihm die Wahrheit gestand. Darauf ging der König nach der Gaṅgā und sprach: „Ich habe vier Väter; derjenige von ihnen halte die Hand empor, welchem die Manenspende gebührt!"

„Nun, Mieder! Wessen Hand schickte sich an, die Spende entgegenzunehmen?" Auf diese Frage des Yōgin sagte der Vētāla, welcher sich in dem Mieder befand, weil er die Prinzessin zum Reden veranlassen wollte: „Die Hand des Buhlen erhält die Spende, weil der König aus dessen Samen entstanden ist."

Als die Königstochter diese ganz verkehrte Antwort hörte,

geriet sie in Zorn, so daß sie wieder ihren Vorsatz vergaß, und rief mit lauter Stimme: „Lüge nicht, elendes Mieder!“

Zum Zeichen dafür, daß er die Königstochter zum vierten Male zum Reden gebracht hatte, ließ der Yōgin den Gong schlagen. Und als das Mieder fragte: „Wessen Hand bekommt denn die Spende, König der Yōgin?“ sagte dieser: „Die Hand des brahmanischen Diebes Śaṅkara erhält die Spende; denn er ist der Herr des ‚Feldes‘.[18] Nach seinem Tode erst wurde die Brahmanin liederlich.“

Als es tagte, sagte die Prinzessin: „Ich bin deine Magd, Yōgin, und du bist mein Herr.“ Während sie noch sprach, kam auch ihr Vater herbei, welchem gemeldet worden war, was sich zugetragen hatte. Er neigte sich und blieb vor ihm stehen. Da gab sich Vikramāditya zu erkennen, erzählte, wie sich alles verhielt, befahl, die Königssöhne und die anderen Söhne aus guten Familien freizulassen, vermählte sich mit der Prinzessin und kehrte mit ihr nach seiner Residenz zurück.

Dort hörte der König hinter einer Wand, wie ein Maler zu einem andern sagte, welcher des Königs Audienzsaal ausschmückte und sich mit seiner Kunst brüstete: „Guter Freund! Was bildest du dir alles auf deine Malerei ein! Du denkst am Ende gar, der König ist so davon entzückt, daß er dir die schweigsame Prinzessin schenkt, die er heute hierher gebracht hat!“

Als dies der König hörte, bei dem die Freigebigkeit zur Leidenschaft geworden war, schenkte er sie jenem Maler und machte diesen selbst zum Fürsten eines Landes.

18. Technischer Ausdruck des indischen Rechts, nach dem Vikrama die obige Entscheidung getroffen hat.

158. Erzählung

Der Kaufherr Candra
oder
Nur durch gute Worte erlangt man Heil

Im Dorfe Sārapadra lebte ein Handelsherr namens Candra. Da dieser keinen Sohn hatte, so betete er zur Schutzgottheit des Ortes, welche Sōhī hieß:

„Wenn mir ein Sohn geboren wird, o Göttin, so schenke ich dir einen Büffel, ein goldenes Stirnzeichen und ein Paar Ohrringe."

Als ihm nun wirklich ein Sohn geboren wurde, machte er der Göttin das Zeichen auf die Stirn, hängte ihr die Ringe an die Ohren, band ihr einen brünstigen Büffelstier ans Bein und sagte, nachdem er sie unter Darbringung von Speiseopfern, Blumenspenden und anderen Huldigungen verehrt hatte: „Das Stirnzeichen, o Göttin, gehöre als Reliquie[1] meinem Sohn, die Ohrringe meiner Gemahlin!" So sprach er und nahm das alles zurück, und als dann die Musik einsetzte, begann der an den Fuß der Göttin gebundene Büffel zu brüllen, zog das Standbild der Göttin mit sich fort und zerbrach es beträchtlich an Händen, Füßen und anderen Stellen.

Als der Kaufmann nun nach Hause gegangen war, war sie wütend. Allein aber vermochte sie ihm nichts Böses zuzufügen. Da teilte sie ihren Freunden, den Schutzgöttern Kaḍuā und Baḍuā, und ihrer Freundin, der Schutzgöttin Bōhi, diesen Vorfall mit; und als es Abend ward, saßen alle vier, unsichtbar durch ihre göttliche Kraft, auf dem Dach über der Tür, um des Kaufmanns Sohn zu rauben.

1. Sanskrit śēṣā. Man versteht darunter die Blumen und andere Dinge, welche bei der Verehrung einer Gottheit übrigbleiben und als Reliquien unter die Andächtigen verteilt werden.

Da sagte der Knabe zu seiner Mutter: „Ich habe Hunger!“ Die Mutter sagte: „Iß die Sesamkörner, mein Junge, die dort im Winkel stehen!“ Da sagte der Kleine wieder mit dünner Stimme: „Wie soll ich sie denn essen? Sie sind so bitter!“ Seine Mutter aber rief mit lauter Stimme: „Kaḍuā, baḍuā, sōhī; bōhī khāo! ‚Sie sind bitter, Junge; iß sie nur trotzdem!‘“

Da dachten die vier: „Potztausend! wie ist sie dahintergekommen, daß wir unsichtbar hier sitzen?[2] Sie ist noch stärker als wir, und darum wird uns ihr Sohn sicherlich auffressen.“

Und im Nu machten sie sich alle wie Krähen[3] aus dem Staube.

159. Erzählung

Schelmenstreiche

In der Stadt Lōhāgara lebte der Brahmane Garuḍa mit seiner Frau Vasumatī. Jeder Teil dieses Paares war wohl erfahren in der Kunst der Schelmen.

Einst zur Essenszeit war das Mahl bereitet, als plötzlich in Garuḍas Haus ein Brahmane namens Dharaṇa als Gast trat. Der war ein Meisterschelm.

Als das Schelmenpaar diesen gewahrte, hatten beide denselben Gedanken: „Ei, soll der Schuft dieses gute Essen verzehren?“ Und sogleich brachen sie einen Streit vom Zaun, und Vasumatī rannte zornig davon ins Haus ihres Vaters. Garuḍa wartete eine Weile; dann stellte er diese ganze Mahlzeit unter einen großen Rohrkorb und verließ gleichfalls das Haus, angeblich, um seine Frau zu holen.

2. Sie fassen die Worte Kaḍuā, Baḍuā, Sōhī und Bōhī als ihre Namen auf und verstehen: „Iß die Kaḍuā, die Baḍuā, die Sōhī und die Bōhī!“ 3. S. 103,4.

Als beide fort waren, dachte Dharaṇa: „Sie wollen mich beschwindeln!“ Und darum verzehrte er all das schöne Essen, kroch selbst unter diesen Korb und wartete.

Nach einer Weile kamen die beiden nach Hause zurück.

„Da sieh meine Kunst, lieber Mann! Ich habe den Gast, obwohl er schon da war, hinausgeschwindelt, indem ich ihm einen Zank vorspielte und ins Haus meines Vaters lief!“

„Mit deiner Kunst, meine Beste, wär's nichts gewesen, wenn ich dir nicht nachgelaufen wäre und so selbst den Gast übertölpelt hätte.“

Während beide so ihre Geschicklichkeit im Übertölpeln rühmten, kam unter dem Korbe Dharaṇa zum Vorschein und sagte:

„Da seht meine Kunst, ihr beiden Leutchen; ich bin nur einer und hab' euch beide übertölpelt.“

Da bekamen sie beide schwarze Köpfe. 1

160. Erzählung

Die Hausmutter Kalaśī

oder

Wie man andere vernichtet

In dem Orte Vanapallī hatte die Hausmutter Dattā ihren Sohn Śyāmala mit einem Mädchen namens Kalaśī verheiratet. Wenn sie nun ihre Schwiegertochter unterwies, so dankte diese es ihr stets mit Haß.

Eines Tages bat die alte Dattā ihre Schwiegertochter um Holzscheite und Weizen. Da sagte diese zu ihrem Mann: „Deine Mutter, Herr, ist alt geworden und bittet um Holzscheite.“ Als der Sohn das hörte, fragte er Dattā, was

1. S. 92,7.

sie damit wolle, und Dattā dachte: „Eine Schwiegertochter, welche guter Lehren wegen auf Böses sinnt, wird mich sicher einmal durch Gift oder durch ein anderes Mittel umbringen. Darum ist es besser, ich gehe freiwillig ins Feuer.“ Und so bat sie ihren Sohn eindringlich so lange, bis er es ihr gewährte.

Der Sohn brachte seine Mutter mit dem nötigen Holze an einem vorher sorgfältig bestimmten Tage auf den Verbrennungsplatz und ließ sie im Scheiterhaufen[1] Platz nehmen, als er merkte, daß er das Feuer vergessen hatte. Da ging er wieder in die Stadt, um es zu holen.

Inzwischen dachte Dattā: „Warum soll ich denn so zwecklos sterben?“ und kletterte auf einen in der Nähe stehenden Feigenbaum. Darauf kam der Sohn wieder, brannte den Scheiterhaufen an und kehrte weinend nach Hause zurück.

Nun hatten vier Einbrecher in demselben Orte einen Raubzug ausgeführt, teilten unter demselben Feigenbaume ihre Diebesbeute und sprachen: „Wen nach einem Teil der Beute gelüstet, auf dessen Kopf stürze sich kreischend die Gottheit hernieder, die in diesem Feigenbaume wohnt!“[2]

Kaum hatte Dattā das vernommen, so sprang sie in der gewünschten Weise scheltend auf die Diebe herab. Diese ließen ihren Raub im Stiche und machten sich aus dem Staube; Dattā aber nahm die Schmuckstücke, legte sie an Händen, Füßen, Hals und Brust und andern Stellen ihres Körpers an und begab sich, herrlich wie ein Götterweib gekleidet, am nächsten Morgen nach Hause.

Das junge Paar fragte sie, was das zu bedeuten habe, und sie sprach: „Mein Sohn! Weil ich freiwillig, ohne daß Yama[3] nach mir gesendet hatte, in seinen Palast

1. Dieser umgibt die zu Verbrennende wie eine Hütte. 2. Feigenbäume (ficus religiosa) gelten als Wohnungen von Dämonen, namentlich wenn sie auf Verbrennungsplätzen stehen. 3. S. I,8.

gekommen war, hatte er über mich eine ganz besondere Freude. Er ehrte mich und schenkte mir diese Geschmeide, und dann entließ er mich, und so bin ich wieder heimgekehrt."

Die Schwiegertochter fragte: „Wenn nun irgendein anderer zu Yama geht, liebe Mutter, was tut er diesem?" Dattā sagte: „Dann, liebe Tochter, freut er sich noch mehr über ihn, als über mich, und wird ihm seine Hochachtung beweisen."

Da vermochte die Schwiegertochter ihrer Habsucht nicht länger standzuhalten; sie ging, wie vorher jene, in den Scheiterhaufen und fand in den Flammen den Tod, die Belohnung dafür, daß sie einen Menschen hatte vernichten wollen, dem sie Ehrerbietung schuldete.

Nachdem dann ein paar Tage vergangen waren, fragte Śyāmala seine Mutter: „Wie kommt es, Mütterchen, daß deine Schwiegertochter noch immer nicht zurück ist?" Da sagte sie: „Mein Sohn und Liebling der Götter![4] Für Leute, die ins Feuer gegangen sind, gibt's keine Wiederkehr!"

Darauf erzählte Dattā ihm alles, was ihr begegnet war und verheiratete ihn mit einem anmutigen Mädchen aus guter Familie, und der Sohn lebte weiter, wie es sein Stand erheischte.

161. Erzählung

Maṇimatī
oder
Freundliche Rede bringt Glück schon in dieser Welt

In der Stadt Maṇiśāra wohnte einst ein Kaufmann Maṇicūla mit seiner Mutter Maṇimatī und seiner Gemahlin Maṇiharī.

4. = Dummkopf.

Eines Tages hatte Maṇimatī ihre Schwiegertochter zurechtgewiesen; und obwohl dies in Worten geschehen war, die reichlich mit Amṛta 1 durchtränkt waren, so zürnte ihr diese dafür und wußte Maṇicūla zu überreden, daß er seine Mutter in der Nacht in einem wilden, undurchdringlichen Walde aussetzte. Dort baute sie sich am Ufer eines Sees, welcher Karaṇaśāgara hieß, mit eigenen Händen aus Schilf eine Hütte und wohnte in ihr. Leute, welche Schilf und Brennholz aus dem Walde holten, versorgten sie mit Nahrungsmitteln, und so verbrachte sie ihre Tage in aller Zufriedenheit.

Da geschah es einmal, daß sich die kalte und die heiße Jahreszeit und die Regenzeit in der Welt der Götter um den Vorrang stritten; da sie sich nicht zu einigen vermochten, so begaben sie sich in die Menschenwelt, kamen zu Maṇimatī und priesen vor ihr eine jede ihre Vorzüge, wie folgt:

> Die kalte Jahreszeit besteht für genußfrohe Menschen aus eitel Scherzen und bietet ihnen vollkommenes Glück in Gestalt öliger [fetthaltiger; lieblicher] Nahrung, ungehemmter und inniger Umarmungen rehäugiger Frauen, seidener Gewänder, leuchtenden Sonnenscheins und eines den kühlenden Lüften preisgegebenen Hauses, von Einreibungen mit Öl, einem warmen Reismahl beim Erscheinen des Morgenrots, von molligen Daunenbetten und Betel.
>
> Die heiße Jahreszeit besteht aus Genüssen und Wonnen für den Leib und berauscht die Menschen durch blendend weiße Gewänder, Ausflüge in die Wälder, Verweilen in Brausebädern, Spiele in Teichen, auf deren Oberfläche Lotosblumen ihre lachenden Kelche öffnen und die flutgewordenes Sandelholz sind,2 durch kühlstes Wasser, leichteste Speise, feine und

1. S. 20,5. 2. Das soll heißen: die so kühl sind wie Sandelsalbe.

duftende Blumenkränze, und durch des Mondscheins herabflutende Strahlen.

Die Regenzeit ist voller Lieblichkeit und spendet eitel Freude in Gestalt leichter Speise, roter Kleider, die mit Weihrauchmengen köstlich durchduftet sind, des Verweilens am sicheren Fenster, während die Gewässer der Wolken herniederstürzen, von ungehinderten Spaziergängen in den Wäldern, die im Schmucke überall hervorbrechenden jungen Grüns stehen und von dem überall erschallenden Schrei der Pfauen.

„Nun streiten wir uns, Mütterchen, darüber, welcher von uns der Vorrang gebühre, und nicht einmal die Fürsten der Götter und der Götterfeinde[3] haben diesen Streit zu schlichten vermocht. So sollst du ihn jetzt entscheiden." Die Alte erwiderte: „Eine einzige Zunge, liebe Söhne,[4] ist nicht imstande, eure Vorzüge zu schildern.

Die kalte Jahreszeit besitzt sieben beglückende Dinge: Daunenbetten, Öl, Betel, die leuchtenden Schönheiten der Sonne und junger Frauen, warme Speise und die wärmende Glut des Feuers.

Die Segnungen des Sommers aber sind die folgenden: in ihm erschallen des Kōkila[5] süße Lieder, in ihm duften die Blumen. Der Mangobaum hängt schwer mit Früchten beladen, und liebliche Freuden der Liebe winken im Walde. In voller Schönheit leuchten des Mondes kühlende Strahlen; der Mensch erfreut sich in des Wassers Fluten, und die Bienen, die am Blumenhonig nippen, summen die Festmusik, die die Feiern der Liebe eröffnet.

Du aber, Spender der Regengüsse, erhältst die

3. Titanen, s. 20,5. 4. Die Wörter für „Jahreszeit" sind im Sanskrit Maskulina; darum erscheinen die Jahreszeiten hier als Männer gestaltet. 5. Der indische Kuckuck, der beste der indischen Singvögel.

ganze Erde zu der Zeit, da des Himmels Edelsteine [Leuchten 6] sich in Mengen umherbewegen und die Götterbäume verbrennen,7 da alle Wohlfahrt [übernatürliche Fähigkeiten; Erlösungen] zerstört ist, alle reinen Gebete zugrunde gegangen, alle Unsterblichen gestorben, alle Wunschtöpfe in der Tat verschwunden und alle Götterkühe ausgewandert sind.8

Und ferner:

Jetzt gibt es keine Wunschbäume, keine Wohlfahrt [keine übernatürlichen Fähigkeiten; keine Erlösungen] und nicht einmal mehr segenspendende Götter; auf dich allein, o Wolke, kann sich jetzt die ganze Schöpfung auf dieser Erde verlassen.

Und weiter: wie rechtes Erkennen, rechter Glaube und rechtes Handeln zusammen zur Erlösung führen und wie die Welt aus Himmel, Menschenwelt und Hölle besteht, so müßt ihr alle drei beisammen sein, um das vollständige Jahr zu bilden; und darum seid ihr alle drei in gleicher Weise der Ehre und der Huldigung würdig, und gleich ist eure Herrlichkeit."

Als die Alte so ihren Streit geschlichtet hatte, waren alle drei mit dieser Entscheidung vollkommen zufrieden, schenkten ihr einen Wunschtopf und verschwanden.

Eines Tages hörte ihr Sohn von einem Wanderer oder irgend jemand anderem, wie es seiner Mutter ergangen war und führte sie unter großem Festesgepränge in sein Haus zurück. Die Bürger fragten sie, und sie erzählte alles genau so, wie es sich begeben hatte. Die Bürger fanden, daß ihr die Rede wie Honig 9 von den Lippen geflossen

6. Die Blitze. 7. Gemeint sind wohl die Bäume, unter denen die Bewohner der Dörfer ihre Versammlungen abhalten; s. Apte unter dēvataru. 8. Die Regenzeit ist die opferlose Zeit. Wunschkuh: 24,1. Wunschtopf: 65,6. 9. Im Sanskrittext steht dafür: „Die Bürger sagten: ‚Sie ist eine Lieblich-redende und darum erhielt sie als zweiten Namen den erblichen Namen „Lieblich-redende"'".

war, und so kam es, daß sie als zweiten Namen den Namen Honigmund erhielt und auf ihre Nachkommenschaft vererbte.

Durch die Gunst ihres Wunschtopfs aber wurde sie völlig glücklich.

162. Erzählung

Die alte Nāgiṇī
oder
Bittere Rede bringt Unglück schon in dieser Welt

In derselben Stadt wohnte eine alte Frau, welche Nāgiṇī hieß und Maṇimatīs Nachbarin war. Als diese sah, in welchen glänzenden Verhältnissen Maṇimatī lebte [oder: welche übernatürliche Macht Maṇimatī besaß], beschloß sie, es ihr gleich zu tun, ging hin und schlug ihre Wohnung an dem Gestade desselben Sees auf.

Da kamen einst die kalte und die heiße Jahreszeit sowie die Regenzeit, ihrer Vorzüglichkeit wegen miteinander streitend, wieder in die Menschenwelt, kamen wieder an den See, gingen zusammen zu Nāgiṇi und sagten ihr jede ihre Vorzüge wie vorher: „Die kalte Jahreszeit besteht für genußfrohe Menschen aus eitel Scherzen“ usw.

Als die Alte diese Rede der Jahreszeiten vernommen hatte, sagte sie, da ihr bittere Rede angeboren war wie einer Petze das Kläffen:

„Ihr häßlichen, boshaften Gesellen, die ihr alle Welt betrügt! Zwischen dem Kali-Zeitalter,[1] dieser Verkörperung aller gehäuften Sünden, und euch besteht überhaupt kein Unterschied. Hört nur!

> Dieses Kali-Zeitalter wetteifert an Unerträglichkeit mit der kalten Jahreszeit; denn die Lotos-

1. S. 5,1.

gruppen sind erfroren [die Fundorte der Schätze sind ausgebrannt 2], die Blumen [die Gutgesinnten] verwelkt. Der Mond [der Künstereiche] ist nicht beliebt,3 wohl aber das Feuer [der Bösewicht], und die Guten nehmen sich in acht [den Guten wird die Ehre vorenthalten]; alles freut sich der Kühle [der Dummheit], und selbst die Sonne [der Freund] bleibt kühl, so sehr man sie [ihn] auch verehrt.

Ist es das Kali-Zeitalter, das sich jetzt entwickelt, oder ist es der Sommer? Denn es erfreut, was an Kälte [an Dummheit] gewohnt war; die Sonnenstrahlen [die Hände der Rinderbesitzer] werden heiß [hart], und der Durst [die Habsucht] will durchaus nicht schwinden. Der Anbruch des Abends [der Beginn einer Untat] gereicht auf Erden zur Freude und Gewässer trocknen [Feindschaften treten] ein.

Allenthalben entsprießen der Erde Schößlinge [erhebt sich auf Erden Streit]; die Kühle nimmt stark zu [die Dummen haben das größte Glück]; die Lotusblumen [Kamalā 4] ist überall verschwunden; schwarze Wolken sind emporgestiegen [Scharen von sündhaften (niedrigen, gemeinen) Menschen sind emporgekommen]; von Haus zu Haus kriechen Schlangen [schleichen zweizüngige Menschen] umher, und die Menschen meiden die Straßen [verlassen den Pfad der Pflicht]: jetzt herrscht allenthalben unumschränkt zugleich die Regenzeit und das Kali-Zeitalter.

Drum solltet ihr euch schämen! Denn ihr quält alle Menschen, ob sie arm oder reich, gelehrt oder ungelehrt, jung oder alt oder sonstwie sind."

2. Im Grundtext Wortspiele. – „ausgebrannt", Anspielung auf die Erzgewinnung? 3. Weil er nach indischem Glauben Kälte ausstrahlt. 4. = Lakṣmī, die Göttin des Glücks und der Schönheit.

Als die Alte, die nicht anders konnte, als bittere Worte reden, die drei so geschmäht hatte, packte diese der Zorn, so daß sie ihr einen Unglückstopf spendeten, bevor sie verschwanden.

Sie freute sich sehr, daß sie diesen Topf erhalten hatte. Als sie ihn aber aufforderte, ihr Kleider, Speisen und anderes zu verschaffen, da verprügelte der Unglückstopf sie mit Stöcken, mit Fäusten, mit Keulen und Peitschen und anderem so sehr, daß sie davon starb und nach ihrem Tode in die Hölle fuhr.[5]

163. Erzählung

Arjuna
oder
Die Folgen der Höflichkeit

In Hastināgapura lebte Drōṇa, der Lehrer der Bogenkunde, der, wie Agastya[1] das Weltmeer, so den ganzen Ozean der Bogenkunde in sich aufgenommen hatte. Von diesem lernte Arjuna[2] seine Kunst, und als er sie dermaßen beherrschte, daß er nur eine zweite Gestalt desselben Drōṇa zu sein schien, beschenkte er ihn mit vielem edlen Gestein, mit Perlen und Gold, mit Elefanten, Rossen und andern Kostbarkeiten. Da sagte Drōṇa zu Arjuna: „Pṛthās Sohn,[3] erbitte dir von mir eine Gabe nach Wahl!" „Wenn ich deine Gunst errungen habe, ehrwürdiger Mann, so bitte ich dich, keinen andern so vollkommene Bogenkunst zu lehren, wie du sie mich gelehrt hast."

Drōṇa gewährte ihm diese Bitte, denn er gedachte daran, daß große Lehrer ihr Wort zu halten pflegen.

5. S. 46,5.

1. S. 29,1. 2. S. 5 und 12,3, sowie den lit. Anhang. 3. Pṛthā, eine der beiden Frauen Pāṇḍus und Mutter Arjunas.

Da geschah es, daß ein Bhilla[4] namens Bhīmala, der am Ufer der Gaṅgā in der Nähe des Landes Karṇāṭa wohnte, vernahm, nur Arjuna sei ein echter Bogenschütz und habe seine Kunst von dem Lehrer Drōṇa. Er begab sich also zu Drōṇa und bat ihn um seinen Unterricht. Als dieser ihm aber gesagt hatte, was er Arjuna versprochen, kehrte Bhīmala nach Hause zurück, modellierte ein Standbild Drōṇas aus Ton, huldigte ihm mit Blumen, Sandel und anderen Opfergaben und betete es an, indem er sprach: „Verleihe mir die Bogenkunde, Lehrer Drōṇa!" Und dann studierte er die Bogenkunde angesichts des Standbilds. Und da sein Herz von Liebe zu Drōṇa und vom Glauben an ihn erfüllt war, so ward der Bhilla nach einiger Zeit ein zweiter Arjuna.

Eines Tages hatten Drōṇa und Arjuna in der Gaṅgā gebadet, und Arjuna begleitete seinen in die Stadt zurückkehrenden Lehrer; da gewahrte er, wie sich seinem Hunde das Maul mit Pfeilen füllte, deren keiner doch die Lippen, den Gaumen, die Zunge und die Zähne verletzte. Da er der Meinung war, daß niemand außer ihm solche Wunderkraft besitze, war er sehr erstaunt, ging den Pfeilen nach, die in seines Hundes Maul flogen, bis er den Bhilla Bhīmala vor sich stehen sah, und fragte ihn: „Wer hat dem Hunde die Pfeile ins Maul geschossen?" Bhīmala sagte: „Das war ich." Und als jener ihn nach seinem Lehrer fragte, antwortete der Bhilla: „Meister Drōṇa ist mein Lehrer."

Diese Auskunft teilte Arjuna dem Meister Drōṇa mit und fuhr dann fort: „Wenn Leute wie du sogar, o Herr, die Grenzen überschreiten, in die ihr Wort sie bannt, was sollen dann wir unbedeutenden anderen tun?" Drōṇa fragte ihn, wie er dies meine, und Arjuna teilte ihm die Worte des Bhilla mit.

Nun begab sich Meister Drōṇa zu dem Bhilla und fragte

4. S. 37,1.

ihn: „Wo ist dein Lehrer?“ Da zeigte ihm jener die Statue, die er sich selbst geformt hatte und teilte ihm mit, was er getan. Drōṇa sagte zu Arjuna: „Er hat seinen Erfolg dem Glauben an mich zu verdanken.“ Der verschlagene Arjuna aber sagte — denn

> Der Barbier, der Śvētāmbara, der Goldschmied, der Dhādhak,[5] der Räuber und der Spieler, der Städter, die Hure und der Kaufmann: die sind alle acht als verschlagene Leute bekannt —

„Höre, Bhilla! Da du dem hohen Meister Drōṇa nun von Angesicht zu Angesicht begegnet bist, so mußt du ihm huldigen, indem du ihm den Daumen deiner rechten Hand opferst!“ Der Bhilla tat dies auf der Stelle. Aber der Meister sprach: „Du, Pṛthās Sohn, bist ein Städter und darum verschlagen und hast diesen harmlosen Wäldler betrogen. Doch durch meine Gnade sollen diese Wäldler auch ohne den Daumen ihre Pfeile abschießen können.“

Nachdem der Meister den Bhilla so zu einem Gefäße seiner Gnade gemacht hatte, kehrte er nach Hause zurück.

Daher kommt es, daß die Bhilla selbst heute noch beim Abschießen ihre Pfeile zwischen dem Zeige- und dem Mittelfinger halten.

164. Erzählung

Vikramādityas Gemahlin Tilakaśrī
oder
Die Schliche der Weiber

Selbst kluge Leute kommen nicht hinter die Schliche der Weiber. Denn:

> Die Sterne des Himmels, das Wasser des Meeres, die Güsse der Regenwolken und die Grenze der Erde

5. Bedeutung unbekannt.

vermögen wenige Kluge vielleicht zu kennen, nicht aber das Herz der Frauen [wörtl.: Gazellenäugigen].

Mag man darum die Weiber auch noch so gut bewachen; das ausschweifende Leben, welches in ihrer Natur liegt, geben sie doch nicht auf.

Wie Vikramas Geliebte unkeusch wurde, obwohl sie in einem Palaste untergebracht war, welcher nur auf einer Säule ruhte, so lassen auch die anderen Weiber, mag man sie mit noch so großer Sorgfalt hüten, nicht von ihren Ausschweifungen; denn sie sind allzu unbeständig.

Diese Erzählung lautet, wie folgt.

Der berühmte König Vikramāditya, welcher unter vielen anderen Zauberkräften auch die besaß, in andere Leiber einzugehen, befand sich einst in seinem Audienzsaal in Ujjayinī; da trat ein Weiser vor ihn und rezitierte diese eine Strophe:

„Das Springen der Rosse, Indras Donnern, die Schliche der Weiber und die Zukunft, Regenmangel und übermäßigen Regen erkennen nicht einmal die Götter; woher sollten die Menschen sie erkennen?"

Als der König, welcher Ohren hatte zu hören, dies vernommen, sagte er: „Weiser Mann! Was du von den anderen Dingen allen gesagt hast, trifft zu; aber was du von den Schlichen der Weiber gesagt hast, kann ich unmöglich glauben." Auf diese Worte des Königs erwiderte der Weise: „Dieses Wort, o König, geht so wenig über die Wahrheit hinaus, wie das Meer über seine Ufer." Der König sagte: „Ich will dich belohnen, wenn ich dieses Wort geprüft habe." Mit diesem Versprechen entließ er ihn.

Als es Nacht geworden, besah sich der König das nächtliche Treiben;[1] da hörte er, wie zwei Mädchen, welche

1. König Vikramāditya pflegte nächtliche Rundgänge in seiner Hauptstadt zu machen.

Kanakaśrī und Tilakaśrī hießen, sich vor einem Palast unterhielten. Tilakaśrī fragte Kanakaśrī: „Was wirst du tun, Freundin, wenn du geheiratet hast und ins Haus deines Mannes gezogen bist?“ Sie antwortete:

„Eine Hausfrau muß sich plagen. Sie muß die Betten machen, das Haus fegen, Milch seihen, den Ofen versorgen, die Teller waschen, das Getreide in der Handmühle zerkleinern, die Kühe melken und Butter rühren, und wenn das Essen gekocht ist und sie es auftragen muß, die Töpfe und Schüsseln reinigen und muß ihrem Manne, ihres Mannes Schwester und seinem Bruder immer höflich begegnen.

Nun, und ich werde tun, was meines Mannes Herz begehrt und alles zu seiner Zufriedenheit verrichten.“ Darauf fragte auch Kanakaśrī ihre Freundin, und diese sagte: „Was du gesagt hast, von dem allen werde ich stets das Gegenteil tun.“

Nachdem der König gehört hatte, was die beiden mit einander gesprochen, vermählte er sich am nächsten Morgen mit Tilakaśrī, und um das Wort von den Schlichen der Weiber zu prüfen, führte er sie in einen Palast, welcher auf einer einzigen Säule ruhte,[2] und versorgte sie selbst, indem er ihr mit Hilfe seines Vētāla[3] Speisen, Getränke und alles andere brachte, dessen sie bedurfte.

Eines Tages sah sie den Kaufmann Kāmananda, welcher unter ihrem Palast abgestiegen war, und verliebte sich in ihn; und auch er ward bei ihrem Anblick von der Liebe gepeinigt. Durch einen Tunnel[4] gelangte er zu ihr, und wenn sich der König entfernt hatte, gab sie sich nun mit dem Kaufmann allen Genüssen hin.

2. Die Säule steht unter dem Palast, der also auf ihr ruht, wie ein freistehender Taubenschlag, und zu dem es von dem Erdboden aus keinen Zugang gibt. 3. S. 67 und 153,3. 4. Dieser ist durch die Säule nach oben hindurchgegraben.

Als der König einst von seinem Hofe umgeben war, sah er einen Yōgin namens Dhananātha, welcher auf Plätzen und Straßen umherging, seine Nahrung erbettelnd und dabei jedesmal die Worte sprechend: „Nur die eine ist unberührt, die von der ganzen Welt getrennt ist.“ 5

Da dachte der König: „Gewiß hält dieser Mann seine Frau für die einzige Keusche und spricht deshalb so, wenn er umhergeht. Darum will ich doch sehen, was es mit ihm für eine Bewandtnis hat.“ In dieser Absicht ging er am Abend in eine Fliege ein und flog dem Yōgin nach.

Der Yōgin aber nahm Blumen, Betel, gekochte Speise usw., verließ die Stadt, begab sich unter einen verzauberten Feigenbaum, hob dort einen mächtigen Stein auf und trat in ein darunter befindliches unterirdisches Gemach, und der König in seiner Fliegengestalt flog mit ihm hinein.

Darauf nahm der Yōgin aus seinen Haarflechten eine Trommel, 6 und aus der Asche, welche sich in dieser befand, kam ein jugendliches Weib hervor. Mit diesem ergötzte er sich und schlief dann ein. Als dies geschehen war, nahm das Weib aus einer Trommel, welche es am Halse trug, Asche heraus, aus welcher ein Jüngling entstand, und vergnügte sich mit diesem Jüngling lange Zeit. In dem Augenblick aber, da der Yōgin erwachte, machte die Frau den Jüngling wieder zu Asche, und als der Yōgin munter geworden war, verwandelte auch er das junge Weib in Asche.

Als der König diese Geschichte mit angesehen hatte, war er bestürzt, verwandelte sich am Morgen in einen Papageien und flog Tilakaśrī auf die Hand. Sie tat den Papageien in einen Käfig, setzte eine Kette in Bewegung 7, und

5. sav jag bhīnā ēkj kōrī. Möglich, daß ein Wortspiel beabsichtigt ist und die Worte zugleich heißen sollen: „Für die von aller Welt Getrennte nur eine Kōrī [eine kleine Silbermünze].“ 6. mṛdanga, möglich auch: ein Stück Bambusrohr. 7. Oder: löste eine Kette.

als dadurch Kāmananda zu ihr gelangt war, pflegte sie mit ihm der Liebe und trieb allerlei Kurzweil mit ihm.

Nachdem der königliche Papagei ihrem Treiben lange zugeschaut hatte, dachte er: „Der Weise hatte recht mit dem Worte, welches er gesprochen.“ Darauf flog er davon nach seinem Palaste, verließ den Papageienleib und weilte als König wieder in seiner Hofversammlung.

Als der Yōgin nun abermals in der Stadt umherwanderte, lud er ihn zur Tafel, begab sich mit ihm in Tilakaśrīs Haus, ließ sechs Sitze zur Mahlzeit schmücken und sprach: „Nun, Yōgin, laß deine Gemahlin erscheinen, oder ich töte dich mit meinem Schwerte.“ Der Yōgin tat, wie der König befohlen, und als sie zum Vorschein gekommen war, gab ihr der König einen entsprechenden Befehl, und sie brachte jenen Jüngling zum Vorschein. Darauf befahl der König der Tilakaśrī: „Laß jetzt den Kāmananda kommen!“ Sie setzte die Kette in Bewegung, und als infolgedessen Kāmananda kam, wollte er sich beim Anblick des Königs und der andern Anwesenden wieder entfernen. Aber der König sprach: „Geh nicht fort, Kāmananda! Komm her!“ Und als er gekommen war, wie es der König befohlen hatte, speisten sie alle zusammen.

Darauf schenkte der Yōgin dem Jüngling das junge Weib und ward selbst ein wahrer Yōgin. Der König aber gab Tilakaśrī dem Kāmananda; dem Weisen dagegen verehrte er Edelsteine, Perlen, Gold, Elefanten, Rosse und andere kostbare Geschenke und entließ ihn.

165. Erzählung

Der Minister Vastupāla
oder
Das Glück

In der Stadt Dhavalaka regierte ein König Viradhavala; der hatte einen Kanzler, welcher Vastupāla hieß. Wo der Schatten des Hauptes dieses Ministers auf die Erde fiel, erschien in dieser ein Schatz. Dadurch, daß Vastupāla diesen verschenkte, löste er den Bettlern die Zunge, so daß sie nicht müde wurden, davon zu erzählen; und so kam es, daß eines Tages auch der König von dem Ruhme hörte, in dem sein Minister stand. Da aber des Königs Ohr sehr empfindlich war, sagte er zu diesem: „Höre, Minister! Der Ruf, in dem du stehst, daß nämlich in der Erde da, wo deines Hauptes Schatten sie berührt, ein Schatz zum Vorschein kommt, ziemt sich für Leute, die nichts können als mit Butter, Öl, Teufelsdreck, Salz und dergleichen zu handeln, nicht aber für dich. Darum wehre dieser Bettlerschar!" Der Minister tat es; trotzdem aber verkündeten die Bettler des Ministers Ruhm sogar, als dieser sich in der Hofversammlung befand. Da sagte der König zum Minister: „Morgen früh, Minister, will ich die Berechtigung dieses deines Ruhmes untersuchen. Ist er berechtigt, so mag er dir bleiben; wenn nicht, so lasse ich den Bettlern die Zungen ausschneiden, und von dir ziehe ich dein gesamtes Vermögen ein."

Als er so gesprochen und der Minister sich entfernt hatte, ließ der König in der Nacht an der Stelle des Audienzsaales, auf die der Schatten des Hauptes des Ministers fiel, einen großen Stein vergraben.

Nachdem sich am nächsten Morgen der Minister wieder eingestellt hatte, ward dort der Boden aufgegraben, und

der Stein kam heraus. Da rief der König dem Minister zu: „Ei, Minister! Wie gewaltig ist dein Glück, daß dieser Felsblock zum Vorschein gekommen ist!“ Aber des Ministers Glück veranlaßte einen Höfling, zu sagen: „Laß diesen Stein zerschlagen, o König. Wer weiß, ob nicht vielleicht in ihm der Schatz steckt!“ Und als der König den Stein hatte zerteilen lassen, kam aus ihm eine Schlange heraus, bei deren Anblick alle Mitglieder der Hofversammlung das Weite suchten. Der König aber rief: „Ein schönes Glück für den Minister, wenn ihm sogar aus einem Stein eine Schlange kommt!“ Und er fuhr fort: „Ei, so nimm doch diesen Schatz, Minister, den dein Glück hervorgelockt hat!“ Der Minister aber sah nichts, als eine aus 32 Perlen bestehende Halskette, welche einen Wert von eineinviertel Kōṭi[1] Goldes hatte. Er vollzog im Geiste die Huldigungen[2] und legte seine Hand darauf: da verschwand der Gott, der über das Juwel gesetzt war, und nun sahen es alle. Der Minister legte die Kette um seinen Hals und blieb in der Versammlung. Der König aber sagte wieder und wieder: „Der Ruhm des Ministers lügt nicht;“ dann beschenkte er jene Bettler und überhäufte seinen Kanzler mit Ehren.

166. Erzählung

Die Kunst der Rede
oder
Der Königsbote Ḍāmara

In der Stadt Pattana hatte der König Bhīma einen beredten, zeitkundigen, aber häßlichen Brahmanen zum Boten, welcher Ḍāmara hieß.

1. Ein Kōṭi = zehn Millionen (Goldmünzen). 2. Die Formel: „Verneigung den Arhat [= Jina]; Verneigung den Vollendeten;

Eines Tages beabsichtigte Bhīma, diesen Boten zu Bhōja,[1] dem Beherrscher von Mālava, zu senden und erteilte ihm daher eine schwere Menge Verhaltungsmaßregeln. Als es endlich so weit war, daß der Bote sich erheben konnte, schüttelte dieser den Saum seines Gewandes und sagte auf die Frage Bhīmas, was das bedeuten solle: „Majestät! Die Lehren, die mein Herr mir gegeben hat, mögen nur hier bleiben. Ich werde dort schon selbst sagen, was die Zeit erfordert. Denn wir Boten bauen allzeit unser Glück auf die Kunst unserer Rede."

Als der König das hörte, verbiß er zwar seinen Zorn, beschloß aber in seinem Herzen, Ḍāmara zu vernichten. Darum händigte er ihm vor seiner Entlassung eine goldene, in Seide gehüllte Dose ein, welche ein Häufchen Asche enthielt.

Der Bote trat in Bhōjas, des Königs von Dhārā, Hofversammlung, schwarz, mit vorstehenden Zähnen und dickem Bauche, triefenden Augen, rotem Haar, rissigen Nägeln und einem Buckel, kurz entsetzlich häßlich.

Als König Bhōja ihn so sah, fragte er ihn:[2] „Wieviel Boten im Kriegs- und Friedensdienst, Brahmane, hat denn euer König, die dir gleichen?"

Im Innern lachend gab Ḍāmara zur Antwort: „Es sind eine ganze Menge, Beherrscher von Mālava; und sie werden zu drei verschiedenen Arten von Sendungen verwendet. Je nach der Art des Auftrags nämlich gehen die Klugen, die Mäßigen und die Dummen."

Diese Antwort gefiel dem König von Dhārā. Und da er

Verneigung den Lehrern; Verneigung den Katecheten; Verneigung allen Mönchen in der Welt!"

1. S. 1,3. 2. Die folgenden Worte von „Wieviel" bis „der König von Dhārā" einschließlich bilden im Sanskrittext eine kunstvolle Strophe (Śārdūlavikrīḍita, vier Zeilen von diesem Bau):

— — — ◡ ◡ — ◡ | — ◡ ◡ ◡ — ‖ — — ◡ — — ◡ —

sich darüber freute, fragte Bhōja ihn, ob auf seiner Reise alles gut gegangen sei, und der Bote reichte ihm die Dose zum Geschenk.

Während nun die Höflinge neugierig waren und dachten: „Was wird wohl in dieser goldenen Dose sein?", löste Bhōja das Siegel, welches ihren Deckel verschloß, und als die Asche zum Vorschein kam, und der König noch mit nachdenklichem Gesicht überlegte, was das bedeuten solle, dachte der Bote: „Das hat sicherlich mein schurkischer Herr angestellt, um mich umzubringen." Und indem er dies dachte, fragte ihn schon der König: „Was ist das für Asche?" – „Majestät! Mein Herr hat das große Opfer, das Roßopfer,[3] dargebracht, und von diesem stammt diese Asche. Sie heilt alles gegenwärtige Siechtum, und durch ihre wunderbare Kraft ist man ein halbes Jahr lang vor aller Krankheit gesichert. Daher kommt es, daß es für Götter, Titanen und Menschen gar schwer hält, auch nur das kleinste Stäubchen davon zu bekommen."

Da freute sich Bhōja und verteilte die Asche unter seine Umgebung, und die Höflinge legten sie auf ihr Haupt.[4] Ḍāmara aber kehrte, mit Edelsteinen, Gold, Rossen und anderen Kostbarkeiten reich beschenkt nach Pattana zurück und begab sich in Bhīmas Hofversammlung, wo er auf des Königs Frage alles erzählte, wie es sich ereignet hatte.

Als er ein andermal lächelte, fuhr ihn Bhīma an: „Alberner Mensch! Was bildest du dir ein auf deine Kunst? Dankst dein Leben doch nur meiner Gnade!" – „Majestät! Wir Boten finden überall unser Glück allein durch unsere Redekunst."

Da gab Bhīma dem Ḍāmara einen versiegelten Brief und sandte ihn abermals zu Bhōja, und der Bote trat vor

3. Das kostspieligste, langwierigste und erfolgreichste Opfer. 4. Wohl nicht nur zum Zeichen ehrfürchtiger Entgegennahme, sondern zugleich als Amulett.

den König, obwohl sich dieser eben ins Bad gesetzt hatte. Bhōja fragte ihn, ob seine Reise gut vonstatten gegangen, und sagte dann: „Nun, Bote! Was macht denn dein Herr, der Bader Bhīmaḍa[5] in Pattana?" – „Ach, Bhōja! Er hat so alle Hände voll zu tun, den vielen Königen die Köpfe zu scheren, daß er noch nicht dazu gekommmen ist, ihn dir zu scheren, obwohl du ihn dir bereits mit Wasser befeuchtet hast."

Diese erstaunliche Gegenrede belustigte den König; als er aber in dem Briefe die Bitte las, den Boten zu töten, teilte er diesem den Inhalt des Schreibens mit und fragte ihn, was das bedeuten solle. Und der Erzschelm Ḍāmara sagte: „Tut nur, wie Euch geheißen, Majestät! Denn wenn ich Euch die Ursache dieses Auftrags künden wollte, so würdet Ihr ihn sicher nicht ausführen. Drum duldet die Sache keinen Augenblick Aufschub."

Aber Bhōja ließ nicht nach, ihn mit Fragen zu bestürmen. Da sagte er schließlich: „In meinem Horoskop, Majestät, steht zu lesen: ‚In seinem fünfzigsten Jahre ist eine kleine Linie,[6] und wo er stirbt, da bricht eine zwölfjährige Hungersnot aus.' Darum hat mein Herr, der dir feind ist, mich hierher gesandt. Da ich nun meinem Herrn und den Seinen von ganzem Herzen diene, so ist es auch mein Wille, daß ich hier sterbe."

So rief der Bote und schickte sich schon an, sich eigenhändig das Haupt abzuschlagen, als Bhōjas Leute ihn an der Hand packten und ihn daran verhinderten. Er aber rief: „Warum, Majestät, mißgönnt Ihr mir den Tod? Wenn man das nun einmal vergängliche Leben für seinen Herrn dahingibt, so geht man unfehlbar in den Himmel ein. Drum sollst Du mich nicht hindern!"

Da beschenkte ihn Bhōja sogleich mit tausend Gold-

5. Verächtliches Diminutiv von Bhīma. 6. āvalikā, wohl „Todeslinie".

gulden, mit fünfzig Rossen und anderem reichen Gut und ließ ihn über seines Reiches Grenze bringen.

Dāmara aber zog mit großem Gepränge heim zu seinem König, neigte sich vor ihm und erzählte ihm auf seine Frage wahrheitsgetreu, wie sich alles zugetragen hatte.

Und von diesem Tage an stand Dāmara bei Bhīma und vielen anderen Königen ganz besonders in Ruhm und Ehren.

167. Erzählung

Der Löwe Durdhara
oder
Trau keinem Schwarzkopf

Stärker als die Löwen und andere mächtige Wesen sind die Menschen. Denn:

> Selbst mächtige Tiere, selbst gewaltige Götter werden sicherlich von den Menschen gefesselt; denn die Menschen sind stärker als sie.

Und ferner:

> Ein Löwe wurde trotz seiner Stärke von einem Zimmermann in einen Käfig gesteckt. Deshalb soll man niemals den Schwarzköpfen trauen.

Dies verhielt sich wie folgt:

In dem Walde Bhayaṃkara hatte eine Löwin namens Sāriṇī einen Löwen zum Sohn, welcher Durdhara hieß. Als dieser zum Jüngling herangewachsen war, sagte seine Mutter zu ihm: „Lieber Sohn! Den Schwarzköpfen darfst du nicht trauen; denn nur *sie* sind deine Feinde!"

Das ließ sich der Löwe gesagt sein. Er durchstreifte den Wald und fragte jedes Tier, den Schakal, den Sambar,[1] den Hasen, die Antilope, den Tiger und wie sie alle hießen: „Bist du der Schwarzkopf? Bist du der Schwarzkopf?"

1. Eine Hirschart.

Aber alle zeigten ihm ihre Köpfe, sagten: „Wir sind keine Schwarzköpfe," und begaben sich an ihren Ort.

Eines Tages fragte er einen Zimmermann, der eifrig Bäume fällte: „Bist du der Schwarzkopf?" „Was willst du dem denn tun?" fragte der Mann, und der Löwe entgegnete: „Meine Mutter hat gesagt, nur er sei meinem Haupte feind. Drum will ich ihn töten, und wenn ich diesen Dorn los bin, glücklich leben. Und darum bin ich auf der Suche nach ihm."

Der Mann sagte: „Wenn du tust, wie ich dich heiße, so will ich dir ihn zeigen." Der Löwe war einverstanden, und sogleich baute der Zimmermann einen festen Holzkäfig und sagte zum Löwen: „Geh da hinein, damit ich dir ihn zeige!"

Obwohl dieser Löwe nun ein starkes Tier war, ging er doch hinein; da steckte der Zimmermann ganz feste Eisenbolzen in den Eingang des Käfigs; dann zeigte er ihm durch eine Öffnung des Käfigs seinen Kopf und rief: „Ich bin der Schwarzkopf!" Und dann ging er nach Hause.

Der Löwe dagegen mußte in dem Käfig bleiben, bis er starb und zur Hölle fuhr.

168. Erzählung

Der Brahmane Sūradāsa
oder
Das Glück

Nur durch gute Werke kann man zu den Segnungen des Glückes kommen. Denn:

> Gesundheit, Beliebtheit, Reichtum, führende Stellung
> und Freude winken dem, der gute Werke getan hat,
> in diesem, und die Erfüllung aller seiner Wünsche
> winkt ihm in einem folgenden Dasein.

Kurz gesagt: selbst das Unglück verwandelt sich bei solchen Glücksmenschen immer in Glück. Denn:

> Selbst im Unglück wird den Menschen, wenn sie einen Schatz guter Werke besitzen, alles zuteil, was sie begehren. Durch das Zerschlagen der Kokosnuß gewann der Brahmane im Stadtgraben Reichtum.

Dies verhielt sich wie folgt:

In der Stadt Ghaṇāśaṇa lebte ein Brahmane namens Śūradāśa; der hatte ein bitterböses Weib, welches Kālinī hieß. Kālinī hatte einen bösen Mund, war jähzornig, und ihre Treue ließ alles zu wünschen übrig. Einst aß der Brahmane zur Nacht. Als er aber bemerkte, daß der Mehlbrei, den er erhielt, nicht einmal gesalzen war, begann er heftig zu schelten. Darüber geriet seine Frau in gewaltigen Zorn; sie nahm den Breitopf und zerschlug ihn am Kopfe des Brahmanen. Dann ergriff sie einen zweiten Topf, um ihn gleichfalls an seinem Kopfe zu zertrümmern. Aber kaum hatte der Brahmane das gesehen, so ließ er entsetzt sein Essen stehen und machte, daß er fortkam. Er flüchtete durch die Stadtkloake und stürzte in den Wallgraben.

Darauf kam eine Bande von Dieben, die in derselben Stadt geplündert hatten, in denselben Wallgraben, setzte sich in ihm nieder und machte sich an die Teilung des Raubes. Dabei rollte aus dem Diebesgut eine Kokosnuß heraus. Das bemerkte einer der Spitzbuben, und da er in der Finsternis den geschorenen Kopf des Brahmanen für einen Stein hielt, so versuchte er, die Kokosnuß daran aufzuschlagen. Der Brahmane dagegen hielt den Dieb für seine Frau und glaubte, sie sei ihm nachgelaufen und wolle den Topf an seinem Kopfe zertrümmern. Darum rief er so laut er konnte: „Ich freß ihn! Ich freß ihn!"[1] Wie das die Spitzbuben hörten, glaubten sie, ein Gespenst sei er-

1. Der Brahmane meint natürlich den Brei; der Dieb denkt, er selbst soll gefressen werden.

schienen; sie ließen ihren Raub im Stich und liefen auf und davon.[2]

Als aber der Morgen dämmerte, gewahrte der Brahmane all das reiche Gut: Edelsteine, Perlen, Gold, Silber und andere Kostbarkeiten, nahm es, wanderte in eine andere Stadt, heiratete dort eine andere Frau und lebte von nun an glücklich und zufrieden.

169. Erzählung

Der Esel Saraṭa

oder

Wer eine Aufgabe ausführt, die ihm nicht zusteht, hat den Schaden davon

In der Stadt Parvatasara lebte ein Wäscher namens Pūraṇa; der hatte einen Hund, welcher Būcika, und einen Esel, welcher Saraṭa hieß.

Eines Nachts brachen Diebe in sein Haus ein und stahlen Kleider, Geld und anderes Gut, und Saraṭa sah es und sagte zu Būcika: „Das Haus deines Herrn, mein Lieber, wird von Dieben geplündert. So laufe doch den Spitzbuben entgegen und belle, damit unser Herr erwache, die Diebe flüchten, wenn er aufsteht, und die Liebe zu deinem Herrn sich als fruchtbar erweise!" Als Būcika das gehört hatte, sagte er: „Lieber Saraṭa, der Wäscher gibt mir nichts zu fressen und vernachlässigt mich auch sonst; darum werde ich einmal mein Heldentum von diesem Abenteuer fernhalten."

Als der Hund so auf seiner Ablehnung beharrte, schrie der Esel mit seiner lauten Stimme aus Leibeskräften, um

2. Wörtlich: „verschwanden, wie Krähen verschwinden." Vgl. 103,4, 158,3, 257,2.

den Herrn zu wecken. Die Diebe konnten sich denken, daß der Herr bei seinem Geschrei munter geworden war, und machten sich darum aus dem Staube. Der Wäscher wieder schloß aus seines Esels Stimme, daß der Morgen bereits angebrochen sei, und erhob sich, um ans Waschen der ihm anvertrauten Kleider zu gehen. Als er aber den sternübersäten Himmel sah und merkte, daß es noch tiefe Nacht war, dachte er: „Der verdammte Esel hat mir durch sein Geschrei zur Unzeit den Schlaf gestört," ward entsetzlich böse und gerbte dem braven Saraṭa mit seinen Fäusten und mit einem dicken Knüttel gehörig das Fell.

Būcika aber sagte zu dem Esel, der von den vielen und übermäßigen Schlägen des Wäschers an den Lenden ganz gebrochen am Boden lag:

> Wer ein Geschäft hat, dem kommt es auch zu. Tut es ein anderer, so erntet er Schimpf. An Stelle des Hundes schrie der Esel. Da nahm der Wäscher einen Knüttel und verprügelte ihn.

170. Erzählung

Puṣpavatī

oder

Wer Unglück haben soll, der hat Unglück

In dem Dorfe Varāśaṇa lebte der Kaufherr Dhanatta mit seiner Gemahlin Puṣpavatī und ihrem Sohne Kubērasēna. Eines Tages überfiel Siṃhasūra, der Häuptling eines Räuberdorfes, diesen Ort, wobei ihm Puṣpavatī in die Hände fiel. Er behielt sie für sich und machte sie zu seinem Weibe.

Dhanadatta suchte nach ihr, begab sich nach dem Räuber-

dorfe, mietete sich im Hause des Barbiers ein, und als er erfahren hatte, daß seine Gemahlin jetzt die Frau jenes Häuptlings war, sandte er die Barbiersfrau zu ihr. Von dieser erfuhr sie ihres Gatten Ankunft und ließ ihm durch die Frau des Barbiers Zeit und Ort des Zusammentreffens übermitteln, indem sie sagte: „In der Nacht des vierzehnten Tages werde ich mich im Tempel der Göttin Kālikā[1] einstellen.“ Darauf sagte sie listig zu dem Häuptling des Räuberdorfs: „Weil ich von starken Schmerzen geheilt worden bin, die mich quälten, will ich in der Nacht des Vierzehnten der Kālikā meine Verehrung darbringen,“ und begab sich in seiner Begleitung nach dem Tempel. Dort erschlug sie den Häuptling mit einem Schwert; als sie aber in den Tempel trat, gewahrte sie, daß durch Schicksalsschluß eine Schlange ihren Gemahl gebissen hatte, so daß er gestorben war. Da schwang sie sich auf sein Roß und ritt in die Nacht hinein.

Als es aber tagte, ward sie unterwegs von Räubern ausgeplündert; und die Räuber brachten sie nach der Stadt Ṣaṇṭāyana und verkauften sie in das Haus der Hetäre Kāmarūpā.

Während sie nun, jung und schön, wie sie war, das tat, was Hetären eben tun, kam ihr Sohn Kubērasēna zu ihr, und sie gewährte ihm den Genuß. Sie fragte ihn heimlich nach seinen Verhältnissen, nach dem Namen seiner Mutter, seines Vaters, seines Dorfes, und als er ihr alles erzählt hatte, sagte sie: „Wehe! Ich Sünderin habe mich mit meinem Sohn vereinigt!“ Und in ihrer Verzweiflung ließ sie sich von dem ganzen Schwarm der Hetären nicht abhalten, lebend den Scheiterhaufen zu besteigen.

Da aber fügte es das Schicksal, daß der im Oberlauf aus seinen Ufern getretene Fluß den Scheiterhaufen hinwegschwemmte. Sie selbst ward von einem großen Holz-

1. = Durgā, Sivas Gemahlin.

stück dahingetragen, als ein Hirte, namens Sāraṇa, sie bemerkte, sie herauszog und als sein Weib bei sich behielt.

Eines Tages begab sie sich nach der Stadt Mathurā, in ein Wollentuch gekleidet, wie es sich für Leute aus dem Geschlecht der Rinderhirten ziemt, und wollte Buttermilch verkaufen. Als sie auf den Markt kam, ritt der Königssohn vorüber; da stieß dessen Pferd sie an, so daß sie hinfiel. Sie erhob sich, und obwohl ihre Gefäße zerbrochen waren und die Buttermilch herausgeflossen war, erheiterte ihr Gesicht ein frohes Lachen. Da fragte sie ein Mann, der keine Ahnung hatte, wer sie war: „Schönes Kind! Deine Buttermilch ist weggeflossen. Das betrübt dich aber gar nicht. Wie kommt das?" Und sie erzählte dem Manne, den sie gleichfalls nicht erkannte, wie es ihr ergangen:

> „Ich erschlug den König, mußte sehen, daß eine Schlange meinen Gemahl erbissen hatte und ward durch Schicksalsschluß in einem andern Lande zur Hetäre; ich vereinigte mich mit meinem Sohne und bestieg den Scheiterhaufen: wie sollte ich mich jetzt als Hirtenfrau um Buttermilch grämen?"

Als ihr Sohn Kubērasēna — denn er war es — dies gehört hatte, erzählte auch er ihr seine Geschichte und führte sie dann zu Nonnen, bei denen sie sich der Askese ergab. Sie stellte Betrachtungen über die Folgen ihres bösen Karmans[2] an, kasteite sich in der verschiedensten Weise und gelangte so auf den guten Pfad.

2. S. 10,3.

171. Erzählung

Mahābala

oder

Die Macht des Schicksals

In der Stadt Tilaka regierte ein König namens Tilakasāra, und seine Königin hieß Tilakaśrī.

Während der König einst neben der Königin in seinem Schaukelbette schlief, brach nächtlicher Weile Mahābala, der Sohn des in derselben Stadt wohnenden Kaufherrn Dhanabala, in den Palast des Fürsten ein, um zu stehlen. Da sah er, wie eine Schlange an einer Kette des Bettes herabglitt, die Königin biß und sich durchs Fenster entfernte. Mahābala stieg hinter ihr drein gleichfalls schnell hinab, und als er sah, wie sich die Schlange darauf in einen Stier und darauf wieder in einen Mann [1] verwandelte, wunderte er sich sehr, faßte den Mann an der Hand und fragte ihn: „Was ist da geschehen?" —

„Dieser König war im vorigen Dasein mein Feind; darum habe ich, der ich jetzt ein Gott bin, in Schlangengestalt seine Lieblingsgemahlin gebissen."

„Sage mir, bester der Götter, wie ich dereinst ums Leben komme."

Auf diese Frage antwortete der Gott: „Du wirst dadurch sterben, daß du an einem Aste dieses Feigenbaumes hängst." Darauf verschwand er.

Um die Verheißung des Gottes zu vereiteln, ward Mahābala Asket und bezog eine Klause im menschenleeren Wald.

Eines Tages hatte ein Dieb in Tilaka gestohlen und war geflohen. Des Königs Beamte aber waren ihm hart auf den Fersen. Als er nun am Abend merkte, daß die Polizei in der Nähe war, verbarg er seinen Raub in Mahābalas

1. Vgl. 140.

Wohnung und legte sich irgendwo anders schlafen. Die Beamten fanden das Diebesgut am Morgen in Mahābalas Hütte, hielten ihn für den Dieb und führten ihn vor den König. Als dieser ihn aber zu töten befahl, huschte ein Lächeln über Mahābalas Antlitz. Da fragte ihn der König, weshalb er lache, und jener erzählte ihm seine ganze Geschichte vom Tode der Königin an und fügte hinzu: „Majestät, was ein Gott gesprochen hat, geht in Erfüllung. Weshalb soll ich mich grämen? So dachte ich und mußte lächeln."

Da entgegnete der Fürst: „Solange ich an der Spitze aller Geschäfte stehe, soll die Rede der erbärmlichen Götter zuschanden werden!" Und damit nahm er ihn wie einen Sohn in seinen Schutz auf.

Mahābala sagte zwar zum König: „Majestät! Obwohl ich von Euch mit herrlichen Gewändern, Speisen, Betten, Kutschen und anderen Bequemlichkeiten verwöhnt werde, martert mich doch der Anblick dieses Feigenbaums fortwährend wie ein Speer in meinem Leibe. Darum lasset den Baum umschlagen oder sendet mich an einen andern Ort."

„Wenn ich deine Bitte gewähre, mein Sohn, so geht des Gottes Wort in Erfüllung. 2 Wenn du dagegen hier in Frieden lebst, trotzdem der Baum erhalten bleibt, so hat meine Menschentat gesiegt."

Dabei blieb es, und so gingen die Tage dahin.

Da geschah es, daß der König mit Mahābala zusammen in den Wald ritt, um zu jagen, als er bemerkte, daß er versehentlich sein Schwert in seinem Palaste hatte liegen lassen. Er schickte Mahābala nach Hause, es zu holen; und als Mahābala mit dem Schwerte eiligst zurückgeritten kam und sich unter jenem Feigenbaum befand, schlug er sein Roß mit der Peitsche. Da bäumte sich das Pferd auf

2. So der Wortlaut. Der Sinn ist mir nicht klar. Meint der König, daß dann Mahābala den Tod durch Erhängen an einem andern Feigenbaum finden werde?

seinen Hinterbeinen, und dabei verfing sich der Faden, der in seinem Perlenhalsband durch die Perlen hindurchging, welche so groß waren wie Myrobalanen, an einem Äste des Baumes. Das Roß rannte Mahābala zwischen den Beinen durch; er selbst aber blieb an dem Äste hängen, und da der Faden sich wie eine Schlinge um seinen Hals zusammenzog, so mußte er sterben.

Als dem König dies berichtet ward, gewann auch er die Überzeugung, daß das Schicksal mächtiger ist, als alle Gewaltigen, und wären es selbst die Götter.

172. Erzählung

Der Kaufherr Candra
oder
Die Schrift auf der Stirn entscheidet

In der Stadt Sāvarā lebte der Handelsherr Candra und war reich wie der schätzespendende Gott Kubēra selbst. Als dieser einst den Schwarm der Bürger betrachtete, wie er eifrig damit beschäftigt war, Viṣṇu, Śiva, den Sonnengott Sūra, den Burgenbrecher Indra, den Kriegsgott Skanda, den Zerstörer der Hindernisse Gaṇēśa, Śivas Gemahlin Durgā und alle die übrigen Götter zu verehren, kam ihm der Gedanke: „Wie einfältig sind doch alle diese Leute, daß sie diesen Göttern huldigen, die doch recht jämmerliche Wesen sind. Denn wenn man schließlich auch ihre Gunst gewinnt: vor dem Tode vermögen sie niemand zu schützen. Was soll also dieses mannigfaltige Buhlen um ihre Gunst, das doch in seiner Nutzlosigkeit den Zitzen am Halse der Ziege gleicht? [1] Ich werde Yama [2] verehren, der allein imstande ist, Leben und Tod zu spenden."

1. Sprichwörtlich. 2. S. 1,8.

Gedacht, getan! Er ließ südlich von seinem Wohnort einen Yamatempel errichten und in ihm ein äußerst grausiges, schwarzes Yamastandbild aufstellen, welches den Gott mit seiner Gemahlin Dhūmōrṇā im Schoße auf einem Büffel reitend darstellte, die Hand mit einem Stabe geziert. Dann verehrte er Yama früh, mittags und abends mit Speiseopfern, Blumen und anderen Spenden, bis der Gott zu ihm sagte: „Bitte dir eine Gnadengabe aus!" Da bat der Kaufmann: „Gesetzeskönig, Sonnensohn, Kālindīs[3] Bruder! Bist du mir gnädig, so laß mein Leben unvergänglich sein!" Yama entgegnete: „Allein darf ich dir das nicht gewähren; ich will mich aber dir zuliebe mit den drei anderen Welthütern[4] einigen und dann dein Begehren erfüllen."

So ging Yama nacheinander zu Indra, dem Götterkönig, zu Kubēra, dem Gott der Schätze und zu Varuṇa, dem Herrscher des Meeres, und alle vier begaben sich mit Candra nach dem Amte Citraguptas, des Geheimschreibers Yamas. Und während der Kaufherr dort abseits stehen blieb, sagten die Götter zu Citragupta: „Tilge des Kaufherrn Candra Namen aus deinen Akten, mein Lieber, und mache ihn so unsterblich!"

In diesem Augenblicke brach da, wo Candra stand, die große Last des Hauses zusammen, so daß ihm dieses auf den Kopf stürzte. Als er aber infolge des Zusammenbruchs des Hauses gestorben war, fand sich in Citraguptas Akten dieser Vermerk:

> Wenn Yama, der Fürst der Himmelsbewohner, Kubēra und Varuṇa in Citraguptas Haus gekommen sind, wird der Kaufherr Candra sterben.

3. Anderer Name des Flusses Yamunā. 4. S. 25,3.

173. Erzählung

Die Kaufmannsfrauen Sukhamā und Suramā
oder
Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein [1]

In der Stadt Lakṣmīnivāsa verheiratete sich der Kaufmann Madana der Reihe nach mit drei Frauen, welche Sukhamā, Suramā und Suravamā hießen. Da Suravamā die Jüngste war, so überhäufte er sie mit Beweisen seiner Wertschätzung, und das zog ihr den Haß der beiden andern zu. Denn:

> Einem Fürsten den Gehorsam, einem Lehrer die Achtung und einem Weibe das gemeinsame Lager verweigern, heißt, sie ohne Waffe morden.

Eines Tages kamen dorthin zwei Yōgin, Kamaṭha und Śamaṭha geheißen, welche eifrig beflissen waren, Zaubersprüche, Zauberzettel und andere böse Dinge herzustellen. Einer ging zu Sukhamā, der andere zu Suramā ins Haus, und unabhängig voneinander gewann jede der beiden Frauen ihres Yōgins Gunst, indem sie ihm seine Schüssel mit Milchreis, Zucker, Butter und anderen Leckerbissen füllte, worauf beide Frauen baten: „Mach' unsere Nebenfrau Suravamā blind!"

Als nun Kamaṭha den Namen der Nebenfrau Suravamā auf einen Zauberzettel schrieb, verband er infolge seiner Eilfertigkeit die Köpfe des ra und des va miteinander, so daß der Name seiner Auftraggeberin Sukhamā auf dem Zettel stand,[2] den er ihr mit der Weisung gab, ihn zu verbrennen; dann werde die andere um ihre Augen kommen.

Śamaṭha hatte es gleichfalls eilig; daher ließ er das

1. Wörtlicher: „Wer andere schädigen will, kommt zu Schaden.'
2. Ein zusammengeschriebenes rava gibt im Alphabet der Urschrift kha.

va aus, und so stand auf dem Zettel, den er seiner Auftraggeberin mit der gleichen Weisung wie der andere übergab, deren eigener Name Suramā.

Als sich die Yōgin entfernt hatten, verbrannte jede der beiden Frauen ihren Zettel auf Khadira[3]-Kohlen, und sogleich erblindeten sie beide selber.

174. Erzählung

Die Kaufmannsfrau Vāsinī
oder
Die Keuschheit

In der Stadt Śrīnivāsa wohnte ein Kaufmann Vāsavadatta mit seiner Hausfrau Vāsinī, und beide hatten ein Söhnchen, welches Sundara hieß.

Eines Tages ging sie, welche durch die Anmut ihrer Gestalt selbst Ratis[1] Schönheit übertraf, in die Schule des Brahmanen Nārāyaṇa, um ihr Söhnchen abzuholen, welches seinen Unterricht genoß. Kaum hatte Nārāyaṇa sie erblickt, so war er auch schon liebeskrank; und von Stund ab ging er unter dem Vorwand, den Knaben abholen zu wollen, Tag für Tag in ihr Haus und machte sich mit ihr bekannt. Er unterrichtete und beaufsichtigte ihren Sohn mit ganz besonderer Sorgfalt, und eines Tages machte er ihr gar einen Liebesantrag. Da sie aber keusch war, hinterging sie ihn, indem sie ihn auf eine Mußestunde an diesem oder am folgenden Tage vertröstete, ohne daß es ihr damit ernst gewesen wäre.

Als er sie aber wieder und wieder mit seinem Antrag belästigte, beschloß sie, ihm eine Lektion zu erteilen und

3. Holz von Acacia Catechu.
1. S. 1,8.

gab ihm für die nächste Nacht ein Stelldichein in ihrer Wohnung; und mit Blumen und anderen zu seinem Vorhaben geeigneten Dingen begab er sich am Abend in ihr Haus.

Während er sich nun bei ihr verborgen hielt und sie damit beschäftigt war, Getreidekörner zu zerstoßen, die ihr ihre Schwiegermutter gegeben hatte, kam ihr Mann an ihre Tür. Da sagte sie zu Nārāyaṇa:[2] „Zieh' einstweilen Frauenkleider an und zerstoße die Körner, bis sich mein Mann, nachdem er sich mit mir ergötzt hat, niedergelegt hat. Wenn er dann eingeschlafen ist, wollen wir beide nach Herzenslust im geheimen miteinander scherzen."

Der Brahmane folgte ihrer Weisung, und als der Mann hereinkam und fragte, was das für eine Frau sei, die da Körner zerstoße, gab seine Gattin sie für eine Nachbarsfrau aus.

Dann entfernte sich das Ehepaar, um beglückt zu scherzen, bis die ganze Nacht vorüber war.

Am Morgen aber verließ der Kaufmann sein Haus, und nun konnte auch Nārāyaṇa, tief bekümmert, weil ihm die erhofften Wonnen entgangen waren und ganz ermattet vom Körnerstoßen, nach Hause gehen.

Eines Tages traf Vāsinī den Brahmanen unterwegs und sagte zu ihm: „Was gafft Ihr jetzt und stoßet nicht?" Er antwortete: „Ist denn schon alles alle, was ich das erstemal gestoßen?" Und auf die Frage eines Jugendfreundes erzählte er, was ihm begegnet war:

> „Die Böse tat und ließ nicht tun [oder: Was die Böse tat, das ließ sie mich nicht tun]; die ganze Nacht ließ sie mich stoßen! Zu welcher Arbeit, Mutter, habt Ihr mich nicht gezwungen! Tausend Rupien solltet Ihr mir dafür geben!"[3]

2. So mit dem Druck. In den beiden Hss. fehlt dieses einleitende Sätzchen. 3. Die Rede und die Gegenrede am Schluß, wie die

175. Erzählung

Asōkasrī
oder
Die ungleiche Verbindung

In der Stadt Pūrasthala hatte ein Kaufherr namens Nanda eine Tochter, welche Asōkasrī hieß und alle 64 Künste in sich aufgenommen hatte.[1] Da der Vater aber arm war, so verheiratete er sie nach dem Dorfe Bürasthala an den dummen Bauern Dhanadēva. Während sie nun in dessen Hause auf dem Lande wohnte, kam sie freilich so wenig zur Geltung, wie eine goldene Halskette am Halse einer Krähe; trotzdem hing sie in treuer Liebe an ihrem Manne und genoß mit ihm die Freuden, die die Sinne gewähren. Als Städterin speiste, redete, ging und schlief sie, kleidete und schmückte sie sich nach städtischer Sitte, sang städtische Lieder und lebte überhaupt, wie es in der Stadt üblich ist, zur großen Befriedigung aller Bewohner des Dorfes.

Eines Tages war ihr Mann auf dem Felde mit Pflügen beschäftigt, und sie trug ihm das Essen hinaus. In das Gefäß aber, in welchem sie das Essen trug, hatte sie außerdem eine Betelrolle[2] gelegt, welche ihr aus ihres Vaters Hause zugeschickt worden war. Als sie auf dem Felde angekommen war und nach einem Brunnen ging, um Wasser zu holen, fand ihr Mann diese Rolle und dachte: „Was

Schlußstrophe sind in Altgujarātī geschrieben. Durch die Anrede „Mutter" gibt der Brahmane zu erkennen, daß er von nun an der Vāsinī entsagt. Der indische Druck läßt den Schlußabschnitt einfach weg.

1. S. 57,1. 2. Diese besteht aus dem Blatt des Betelpfeffers, in welches die mit Kalk und Gewürz vermengte Betelnuß, der Same der Katechu-Palme, gewickelt wird. Das Ganze wird als Genußmittel gekaut.

hab' ich doch für eine gescheite Frau! Da hat sie auch für meine beiden Stiere gleich einen Bissen Futter mitgebracht!" Und damit packte der Tölpel die Rolle mit beiden Händen, riß sie entzwei und steckte gleichzeitig jedem der Stiere eine Hälfte ins Maul.

Als aber die Frau zurückkam und die roten Mäuler der Stiere sah, ward sie betrübt und sang auf ihren Mann dieses Liedchen:

Es hat mein Schicksal mich gemacht
Zu eines Bauern Frau;
Es hat mir einen Mann gebracht,
Der alles ist, als schlau.
Der Schöpfer zwar versagte ihm
Die Hörner und den Schwanz;
Und hätt' er diese ihm verliehn,
So wär' der Ochse ganz.
Mich hat, die Allerschönste hier,
Mein Mann mit Schmach bedeckt;
Das Schicksal zürnt; drum sind dem Stier
Die Zähne rot gefleckt. [3]

Als sie das gesagt hatte, kehrte sie nach Hause zurück und schalt auf das Schicksal, weil es gar so gut verstand, gerade das zu vereinigen, was sich nicht zueinander fügen will.

3. Der Betel färbt die Zähne rot.

Achte Woge

176. Erzählung

Die Klugheit der Frauen

oder

Wie die Hetäre Kāmapatākā den Minister Abhaya überlistete

In der Stadt Avantī herrschte vor Zeiten der König Caṇḍapradyōta. Dieser zog einst mit Heer und Wagen gegen die Stadt Rājagṛha heran, und als Śrēṇika,[1] der König dieser Stadt, davon Kunde erhielt, erschrak er gewaltig und fragte seinen Minister Abhaya:[2] „Was sollen wir da beginnen?" Abhaya aber war ein Hort aller Listen, und darum ließ er an Stellen, an denen das Heer lagern mußte, eine Menge Goldes und anderer Kostbarkeiten niederlegen, und als Caṇḍapradyōta dort wirklich sein Lager aufgeschlagen hatte, ließ er ihm nächtlicherweile durch einen Boten folgendes sagen: „Da du der Gatte Śivās, der Schwester meiner Mutter bist, so sehe ich in dir meinen Vater und sende dir deshalb einen nützlichen Rat. Śrēṇika hat dir nämlich alle deine Truppen abspenstig gemacht, so daß sie versprochen haben, dich ihm gefesselt auszuliefern. Drum sieh dir nur die mit Śrēṇikas Namen gezeichneten Schätze an, die auf dem Gelände liegen, welches von den Zelten deiner Söldner umgeben ist, und tu, was dir beliebt."

1. S. 2,2. 2. S. 81,2.

Caṇḍapradyōta nahm eine Besichtigung vor, fand alles, wie Abhaya es angedeutet hatte, glaubte darum seinen Worten und flüchtete noch in derselben Nacht nach seiner Hauptstadt.

Als später seine Soldaten gleichfalls dort eintrafen, erfuhr Caṇḍapradyōta aus deren Munde, daß alles nur ein listiger Anschlag Abhayas gewesen war, und fragte inmitten seines versammelten Hofes: „Kann einer von euch Śrēnikas Sohn, den Minister Abhaya, gefesselt vor mich führen?"

Da nahm seine Fächerträgerin, die Hetäre Kāmapatākā, die Erfüllung seines Wunsches auf sich. Mit zwei anderen schönen Hetären ließ sie sich bei einer Nonne im Verhalten der Frauen der Jainalaien unterrichten und ging dann, als Jainafrau verkleidet mit großem Gefolge angeblich auf eine Wallfahrt nach Rājagṛha.

Es war, als hätte sich der Schwindel in diesen drei Hetären verkörpert, um die Dreiwelt zu betrügen. Denn nun zogen sie in der ganzen Stadt umher, erwiesen zunächst den Mönchen ihre Ehrfurcht, besuchten dann der Reihe nach alle Jainatempel, brachten in dem zum Königspalaste gehörigen Tempel in ganz richtiger Weise den Jina ihre Verehrung dar und wurden dabei von Abhaya gesehen, der sich gleichfalls im Tempel befand. Sofort gaben sie sich mit verdoppelter Inbrunst der Götterverehrung hin.

Indem Abhaya diese rührende Andacht bemerkte, dachte er: „Selig sind diese gläubigen Frauen, die ganz von der Religion durchdrungen sind!"

Als sie nun in richtiger Weise die Götter verehrt und mit Hymnen gepriesen und den Tempel verlassen hatten, redete Abhaya sie an, fragte sie, ob ihre Reise glücklich verlaufen war und dergleichen. Da bedeckte Kāmapatākā ihr Antlitz mit ihrer Hand und erwiderte mit bescheidenen und freundlichen Worten: „Ich bin eine Kaufmannsfrau, mein

Bruder im Gesetz,[3] heiße Śrīmatī, wohne in Kauśāmbī und bin eine Anhängerin der Jainamönche. Diese beiden Frauen aber sind meine Schwiegertöchter, und ihr Gemahl, mein Sohn, ist in der Fremde gestorben. Da sind sie des Weltlebens überdrüssig geworden, beschlossen, sich der Askese zu weihen und teilten mir diesen Entschluß mit. Ich sagte zu ihnen: „Liebe Töchter, lasset mich zu den heiligen Stätten wallfahrten, der Gemeinde meine Liebe beweisen, mein Vermögen für Jinatempel und für fromme Zwecke verwenden und dann mit euch Asketin werden." Und nun bin ich auf meiner Wallfahrt hierhergekommen."

Als Abhaya diesen Bericht vernommen hatte, ließ er sichs nicht nehmen, sie zu Gaste zu bitten und mit sich in seinen Palast zu nehmen; die Frauen setzten sich zum Essen nieder, und der Minister hatte seine Freude daran, wie sie dadurch ihre genaue Kenntnis der vierzehn Beschränkungen[4] bekundeten, daß sie alles zurückwiesen, was aus Lebendem bereitet und mit Zuckerrohrsaft angemacht war, ebenso grünes Gemüse und andere verbotene Speise, und schätzte sich glücklich, daß er sie eingeladen hatte.

Darauf luden auch sie den Minister zu sich zu Tische und kehrten dann in ihre Herberge zurück; und der Minister stellte sich zur Essenszeit bei ihnen ein, ohne an etwas Böses zu denken. Als das Mahl aber seinem Ende nahte, reichten sie ihm statt saurer Milch einen Rauschtrank aus Kockelskörnern, welcher ihn betäubte. Dann legten sie ihm starke Fesseln an, brachten ihn auf einen Wagen und konnten ihn wenige Tage später dem König Caṇḍapradyōta übergeben.

3. Im Gesetz des Jina nämlich. 4. Niyama.

177. Erzählung

Der Karawanenbesitzer Gōvinda

oder

Durch Wasserbäder wird innerer Schmutz nicht beseitigt [1]

In Viṣṇusthala lebte als getreues Mitglied der Jaina-Gemeinde die Karawanenbesitzerin Gautamī; ihr Sohn Gōvinda dagegen war ein ebenso getreuer Anhänger des falschen Glaubens. Obwohl ihn seine Mutter zum Jaina-Glauben zu bekehren suchte, so vermochte er sich von seinem Irrglauben ebensowenig freizumachen wie der Mond von seinen Flecken.

Eines Tages machte er sich fertig, um sich an einer Wallfahrt zu einem heiligen Badeplatze zu beteiligen. Da sagte seine Mutter zu ihm: „Durch eine solche Wallfahrt nach einem Badeplatze, liebes Kind, gewinnt niemand die Frucht seines Daseins, so beliebt und üblich derlei Prozessionen auch sind; nur Geldausgaben und andere Nachteile springen dabei heraus; und wenn man in der Gaṅgā, der Gōdāvarī, der Sarasvatī, der Yamunā und an der Mündung Trivēṇī Wasser-, Darbha-, Ton- und andere Bäder nimmt, so kann man dadurch seinen Seelenschmutz nicht entfernen, der seinen Ursprung im Vernichten fremden Lebens, in unwahrhaftiger Rede und in anderen Sünden hat.“

Doch sie mochte ihn belehren, soviel sie wollte, er ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Da gab sie ihm, in der Absicht, ihn zu belehren, einen kleinen, bitteren Kürbis [2] in die Hand und sagte zu ihm: „Lieber Sohn! An allen Badeplätzen, an denen du baden magst, bade diesen Kürbis in allen den verschiedenartigen Bädern, die du selber nimmst. Unterlaß es nicht, diese meine Bitte zu erfüllen!“

1. Diese Erzählung richtet sich gegen das religiöse Bad der brahmanischen Inder. 2. Gemeint ist eine bestimmte Art.

Der Sohn willigte ein, pilgerte nach allen den heiligen Stätten, die zu besuchen ihn verlangte, führte den Auftrag seiner Mutter aus und kehrte unter großem Festesgepränge, die Arme mit einer Menge von Amuletten geschmückt, in seine Vaterstadt zurück. In der Erkenntnis, daß die heiligste Stätte, heiliger selbst als die Gaṅgā und alle übrigen Wallfahrtsziele, die Stätte ist, an welcher die Mutter schaltet, fiel er, wohlerzogen wie er war, seiner Mutter zu Füßen und berichtete ihr, daß er mit dem Kürbis getan, wie sie es ihm aufgetragen hatte. Dann ließ er sich zum Mahle nieder.

Gautamī bereitete ihm aus dem Kürbis ein Gemüse und setzte es ihm in einer Schüssel vor. Kaum aber hatte er von dem Gemüse gekostet, so rief er: „Ach, das kann ja kein Mensch essen! Das ist ja das reine Gift!"

Seine Mutter antwortete ihm: „Sage das nicht, mein Sohn! Wie könnte Gemüse aus einem Kürbis bitter sein, den du in den Fluten aller heiligen Badeplätze gewaschen hast?"

„Und wenn ich ihn auch in diesen Fluten gewaschen habe, Mutter, wie könnte ihm dadurch die Bitterkeit genommen werden, da sie doch an seinem Inneren haftet!"

„Du siehst, mein Sohn, daß alle Wasserbäder das Gebrechen dieses Kürbisses, das in seinem bitteren Geschmack besteht, nicht haben wegspülen können; wie sollten da solche Bäder die Menge der inneren Gebrechen wegzuspülen vermögen, welche durch Verletzung anderer, durch Unwahrhaftigkeit, durch Diebstahl, Unkeuschheit und andere Sünden entstehen und an der S e e l e haften?"

Da sah Gōvinda ein, daß die Mutter mit ihrer Behauptung recht und er mit der seinen unrecht hatte, ließ sich im Beisein seiner Mutter von dem Geistlichen Dharmaghōṣa in die Jaina-Gemeinde aufnehmen, deren Satzungen er zu befolgen gelobte, hielt zeitlebens, was er gelobt, und ward

nach seinem Tode als Gott in der zwölften Götterwelt wiedergeboren.

178. Erzählung

König Vikramāditya
oder
Die Freigebigkeit

Eines Tages kam die Bürgerschaft der Stadt Avantī zu König Vikramāditya, als dieser inmitten seiner Hofversammlung saß, und klagte ihm, die ganze Stadt sei in Not, weil Einbrecher ihr sehr übel mitspielten.

Da ließ der König seine Polizisten heftig an; sie aber sagten zu ihm: „Majestät, es ist, als ob die Diebe aus Luft beständen; alle unsere Bemühungen, sie festzunehmen, sind vergeblich gewesen."

Darauf entließ der König die Bürger, indem er zu ihnen sagte: „Eurer Beschwerde wird abgeholfen werden." Sobald es aber Nacht ward, verkleidete er sich selbst als Räuber und stellte sich auf dem Schloßplatz auf. Während er dastand, kamen vier schwarzgekleidete und mit allen Diebeswerkzeugen ausgerüstete Räuber herbei, welche Śrīcandra, Guṇacandra, Bhūricandra und Dhīracandra hießen.

Indem sie das Diebeszeichen machten, winkten sie den König heran. Der König folgte dem Wink, stellte sich ihnen als Räuber vor und fragte sie: „Worin zeichnet sich ein jeder von euch Herren aus?"

Da sagte der erste: „Meine Spezialität ist das Durchbrechen der Mauern." Der zweite sagte: „Ich kann trefflich Vogelzeichen deuten;[1] denn ich verstehe die Stimmen aller Vögel und anderen Tiere." Der dritte sagte: „Was sich in

1. Auspizien; dann allgemein = Omina.

Koffern und Kisten befindet, das erkenne ich alles am Geruch." Und der vierte sprach: „Wenn ich die Stimme eines Mannes oder irgendeiner anderen Person höre, die ich nur ein einziges Mal gehört habe, sei es bei Tag oder bei Nacht, so erkenne ich diese Person an ihrer Stimme wieder, sollte ich sie auch erst nach hundert Jahren wieder hören."

Darauf fragten sie den König: „Was ist nun an dir Besonderes und wie heißt du?" Und der König erwiderte: „Eine Räuberbande, in der ich mich befinde, kann niemals der auf ihre Taten stehenden Hinrichtung verfallen. Mein Name aber ist Vikrama."

Nachdem sie sich so miteinander bekannt gemacht hatten, begaben sie sich nach dem Königspalast. Während nun der Mann, dessen Spezialität das Einbrechen war, einen Zugang durch die Mauern bohrte, ließ sich die Stimme eines weiblichen Schakals hören. Vikrama fragte den Kenner der Vogelzeichen: „Was sagt das Tier?" Dieser antwortete: „Sie sagt: ‚Der Hausherr wacht! Der Hausherr wacht!'"

Während sich der König noch wunderte, wie trefflich der Mann seine Kunst verstand, vernahm er den Schrei einer Eule und fragte jenen: „Was will die uns denn sagen?" Der andere sprach: „Sie ruft uns zu: ‚Der Hausherr guckt! Der Hausherr guckt!'"

Darauf drangen sie in das Schloß ein und sahen vor sich einen Hund angebunden, der Laut gab. Auf Vikramas abermalige Frage erklärte der Deuter der Tierstimmen: „Der Hund sagt: Bleibt draußen! Bleibt draußen!" Darauf ließ ein zweiter Hund seine Stimme vernehmen, der sich neben dem ersten befand, und als der König fragte: „Was sagt nun wieder der?", gab ihm sein Genosse zur Antwort: „Er sagt zum ersten: ‚Halt deine Schnauze, Freund! Der Herr kommt ja selbst.'"

Als der König alle diese Erklärungen gehört hatte, war

er sehr erstaunt und dachte: „Der versteht eine herrliche Kunst!“

Als die Räuber weitergingen, stießen sie auf sechs Koffer. Da fragten sie den dritten: „Was ist denn da drinnen?“ „In allen sechs Koffern,“ gab er zur Antwort, „befinden sich Perlen und Edelsteine und Silber und Gold, Rubinen und viele andere Kostbarkeiten.“

Da ließen sie den einen Koffer vor dem Loche stehen, durch welches sie eingebrochen waren. Dann nahm jeder von ihnen einen der übrigen Koffer; sie bestellten einander in weißen, roten, schwarzen, blauen und gelben Gewändern fürs nächste Mal nach dem Rubinhof und kehrten dann zurück, ein jeder in seine Behausung.

Am nächsten Morgen fand der Polizeimeister den sechsten Koffer vor dem Loch in der Mauer des Palastes. Da sagte er: „Ei! Der König spielt sich als Schirmherr auf, und muß nun in seinem eigenen Palast einen Einbruch erleben.“ Damit hob er den Koffer auf und — trug ihn in sein eigenes Haus. Dann erst begab er sich zum König und meldete ihm den Einbruch.

Der König versprach, die Einbrecher in der nächsten Nacht zu fangen. Er sandte seine Beamten aus, nannte ihnen die in der Nacht ausgemachten Kleiderfarben als Erkennungszeichen und ließ sich alle vier Räuber gefesselt vorführen, während er sich inmitten seines versammelten Hofes befand.

Als er aber jetzt rief: „Richtet diese Räuber hin!“, da sagte der vierte von diesen zu ihm:

„In der vorigen Nacht hat deine Majestät sich als fünfter zu uns gesellt. Was wir gesprochen haben, hat sich bewahrheitet; was du dagegen gesprochen hast, das trifft nicht ein.“

Aus diesen Worten ersah der König, daß der Mann wirklich ein Kenner der menschlichen Stimme war, wie er behauptet hatte.

Darauf schenkte er den vieren die von ihnen geraubten Koffer und nahm die Räuber in seine Dienste.

Dem Polizeimeister dagegen nahm er den entwendeten Koffer ab und verbannte den Ungetreuen aus seinem Reich.

Śrīcandra und seine Gefährten hingegen gaben das schimpfliche Diebeshandwerk auf und verdienten sich das Vertrauen, welches der König ihnen entgegengebracht hatte.

179. Erzählung

Die Kaufmannsfrau Rūpaśrī

oder

Die Keuschheit

In der Stadt Vaṇasthala lebte einst ein Kaufherr Ratnasēna; der hatte eine schöne und in ihn verliebte Hausfrau, welche Rūpaśrī hieß.

Als einst ihr Gemahl verreist war, ward ihrer ein junger Mann namens Raṇamalla ansichtig, der den Frauen anderer nachzustellen pflegte, und bat sie um ihre Gunst.

Sie verstand sich trefflich darauf, ihre Keuschheit zu wahren. Und darum wußte sie zunächst Zeit zu gewinnen, indem sie ihn immer von einem Tag auf den andern vertröstete. Er dagegen sandte ihr schöne Kleider, Geschmeide, Blumen, Betel und andere Geschenke ins Haus, und sie war so klug, alles zu behalten, was er ihr schickte.

Sobald ihr Gemahl von seiner Reise zurückgekehrt war, bestellte sie ihren Liebhaber auf die erste Nachtwache zu sich, was der sich natürlich nicht zweimal sagen ließ. Sie schloß hinter ihm die Tür ihres Schlafgemachs und führte mit ihm die liebevollsten Gespräche — obwohl sie gar keine Liebe zu ihm empfand —, als plötzlich ihr Mann, den sie vorher bestellt hatte, vor der Tür erschien.

Da sagte sie zu ihrem Liebhaber: „Da kommt mein Mann, um meine Liebe zu genießen und dann zu schlafen. Kriech du inzwischen in diese Lade!“ Und nackt wie er war, steckte sie ihn in eine Lade und legte vor dieselbe ein mächtiges Schloß. Darauf überließ sie sich mit ihrem Gatten der Lust, worauf das Paar in einen tiefen Schlaf verfiel.

Als das geschehen war, fügte es das Schicksal, daß eine Räuberbande auf den Gedanken kam, da der Kaufmann aus fernem Lande zurückgekehrt sei, so müsse er ohne Zweifel eine Menge Geld in seinem Hause verwahren. Und darum brach die Bande in der nämlichen Nacht ein Loch in seine Wohnung und drang in dieselbe ein.

Aber die Einbrecher vermochten in seiner Behausung nichts von Wert zu entdecken, bis ihr Blick auf die Lade fiel, an der das Schloß hing. Da nahmen sie diese und schleppten sie in ihre Behausung.

Am nächsten Morgen entdeckte der Kaufmann, daß die Lade verschwunden war, und jammerte laut: „Die Lade ist weg! Die Lade ist weg!“ Seine Frau aber sagte vergnügt zu ihm:

„Was er zu tun begann, das unterblieb;
Und was er wirklich tat, das stahl der Dieb.
Gut abgelaufen ist, was *hier* geschehn;
Was *dort* geschehen wird, ist leicht zu sehn.
Man wird umringen ihn, sich lachend freun;
Er aber ringt die Hand und wird bereun.“[1]

1. Da diese Übersetzung etwas frei ist, sei hier die wörtliche Übersetzung gegeben: „Was wir darüber waren, zu tun, ist nicht getan. Was getan, das ist vom Dieb genommen. Gut geworden ist [es] *hier*. Was *dort* werden wird, [ist, daß] sieben [oder] fünf [d. h. einige] zusammenkommen werden. Sie werden lachen, und [er] wird die Hände reiben.“ Letzteres ist eine Geste der Reue. – Daß der Dieb stahl, was getan worden, soll wohl heißen, daß der Getäuschte sich nach seiner Entführung durch die Diebe hüten wird, von seinem Abenteuer zu erzählen. Vielleicht deutet Rūpaśrī damit auch an, daß er

Nach diesen Worten erzählte sie ihm ausführlich ihr ganzes Abenteuer.

Als die Räuber aber die Lade geöffnet hatten und den nackten Mann mit aufgelöstem Haar darin zum Vorschein kommen sahen, klatschten sie in die Hände und lachten und lachten, bis sie nicht mehr lachen konnten.

180. Erzählung

Der König Mṛgāṅka
oder
Laß ab von der Lüge

In der Stadt Śrīpura herrschte einst ein König Mṛgāṅka.

In derselben Stadt wohnten vier miteinander befreundete Mägdlein, Kanakaśri, Yamunā, Śrīmatī und Kāmasēnā, die Töchter eines Handelherrn, des Oberhofpriesters, des Kanzlers und einer Hetäre.[1]

Als der König eines Nachts in seiner Stadt umherstreifte, hörte er, wie diese Freundinnen, ohne ihn zu bemerken, einander fragten, was sie für das beste hielten, und wie Kanakaśrī dem Fleisch, Yamunā dem Schnaps, Śrīmatī dem Ehebruch und Kāmasēnā der Lüge den Preis gab. Da dachte er: „Seltsam! Wie kommen diese Mädchen, die noch so jung sind, dazu, Fleisch, Schnaps und Ehebruch für etwas Schönes zu halten, Dinge, welche in den Familien der Kaufleute, der Brahmanen und der Minister doch verpönt sind! Und wie kommt diese Hetärentochter,

ihr nur Geschenke gemacht und außerdem, da er nackt fortgeschafft wurde, alle Habseligkeiten zurücklassen mußte, die er bei sich trug. In Wahrheit hat so sie selbst ihn bestohlen.

1. Die Hetären sind oft sogar Freundinnen der Königinnen.

trotzdem sie noch ein Mädchen ist, dazu, die Lüge zu verherrlichen?"

Erfüllt von diesen Gedanken kehrte der König heim. Am nächsten Morgen aber beschied er die Tochter des Kaufherrn in seinen Palast und fragte sie: „Inwiefern ist Fleischgenuß etwas Schönes?"

Sie antwortete: „Als ich eines Tages spielend umhertollte, o Herr, da sah ich, wie ein fleischbehaftetes Knochenstück vor einer Tür lag, und wie sich Insekten, Krähen, Hunde, Geier, Falken und viele andere Tiere darauf stürzten. Da dachte ich: „Erst hat der Hausherr das Fleisch gegessen und hat dann das Knochenstück herausgeworfen; und des Fleischrestchens wegen, welches noch daranhängt, laufen die Insekten und alle diese Tiere um den Knochen herum und zanken sich um ihn, und deshalb erklärte ich das Fleisch für das beste.

Da beschenkte der König das Mädchen, entließ es, ließ die Tochter des Hofpriesters kommen und fragte sie: „Inwiefern ist der Schnaps etwas Schönes?" Sie antwortete: „Eines Tages, o Herr, hielten deine Diener ein Schnapsgelage ab und gerieten dabei miteinander in heftigen Streit. Da zog einer, der betrunken war, sein Schwert und erschlug einen deiner großen Diener. Um der Feindschaft, welche er sich dadurch zugezogen hatte, ein Ende zu machen, gab der Totschläger dem Sohne des Getöteten seine Tochter zur Frau, und die Versöhnung wurde inmitten einer großen Gesellschaft wiederum mit Schnaps gefeiert. Da dachte ich: ‚Der Schnaps hat eines Menschen Tod verursacht. Wenn das Schnapstrinken nun wiederum zur Versöhnung führt, so gibt es, wie ich sagte, nichts Besseres, als eben den Schnaps.'"

Das Mädchen ging, und der König ließ des Kanzlers Tochter holen und fragte sie: „Inwiefern ist der Ehebruch etwas Schönes?"

„Deine Polizei, mein Vater", erwiderte das Mägdlein, „hatte in Erfahrung gebracht, daß hier in deiner Residenz ein junger Mann namens Dhanadatta mit Dhanaśrī, der Frau eines Kaufmanns, verkehrte. Da setzte man ihn auf einen Esel, tat ihm Schimpf und Schande an, nahm ihm sein Geld ab und ließ ihn schließlich wieder frei. Nun habe ich bemerkt, daß er trotzdem wieder derselben Dame huldigt. Da dachte ich: ‚Wenn der Mann trotz der angetanen Schmach und der Geldstrafe nicht vom Ehebruch läßt, so muß, wie ich sagte, der Ehebruch das beste sein.'"

Als sich auch dieses Mädchen entfernt hatte, ließ der König die Tochter der Hetäre rufen und richtete an sie die Frage: „Inwiefern ist die Lüge etwas Schönes?"

Das Mädchen erbat sich sieben Tage Bedenkzeit, ging nach Hause und berichtete ihrer Mutter Kāmapatākā, wonach der König sie gefragt hatte.

Die Hetäre steckte ihre Tochter sieben Tage lang in ein unterirdisches Gemach, und als der König am siebenten Tage nach ihrem Kinde sandte, ging sie selbst an dessen Stelle in die Hofversammlung und sagte zum König:

„Meine Tochter, Majestät, muß immer zu dem Götterkönig Indra kommen und vor ihm tanzen und darf nicht eher nach Hause gehen, als bis er sie beurlaubt. So kommt es, daß jetzt schon sieben Tage vergangen sind und sie noch immer nicht zurück ist."

Über diese Mitteilung war der König baß erstaunt, und ehe er die Hetäre entließ, sagte er zu ihr: „Schicke sie schleunigst her, sobald sie heimkommt!"

Einige Zeit darauf verließ Kāmasēnā das unterirdische Gemach, putzte sich mit besonders schönen Kleidern und Geschmeiden heraus und begab sich nach des Königs Audienzsaal. Da sagte der König unter dem Ausdruck seiner Hochachtung zu ihr: „Indra würdigt dich seiner höchsten Gnade, meine Tochter. Darum bitte ich dich, da-

für zu sorgen, daß der Fürst der Götter Uns eine Audienz gewähre." „Majestät," entgegnete sie, „ich will den Götterkönig fragen und Euch seine Entscheidung mitteilen."

Darauf blieb sie abermals sieben Tage lang zu Hause, kam dann wieder in des Königs Hofversammlung und sagte zu ihm:

„Majestät! Ich bestürmte Indra so lange mit Bitten, bis er schließlich mein Flehen zu gewähren geruhte. Er sagte aber, niemand vermöge ihn zu sehen, der von väterlicher Seite nicht reiner Abstammung sei.[2] Laß darum ein schönes geschmücktes Haus im Stile eines Himmelswagens[3] mit vier Eingängen bauen und begib dich in dasselbe: dann wird sich dir der Herr der Götter zeigen." Nach diesen Worten kehrte sie nach Hause zurück.

Außer dem König aber begehrten auch die Königin, der Kanzler und der Hofpriester den Götterfürsten zu sehen, und darum gingen alle vier, mit Huldigungsgaben in der Hand, an dem von dem Mädchen angegebenen Tage nach dem inzwischen gebauten Hause und verharrten daselbst in andachtsvoller Erwartung.

In der Mitte des Hauses befand sich ein prunkvoller Thronsessel; der war mit Yakschweif und Sonnenschirm[4] geziert und mit allerlei herrlichen Juwelen geschmückt, und vor ihm stand ein kostbarer Fußschemel. Neben dem Throne aber saß das Mädchen in seinem besten Schmuck. Plötzlich erhob es sich und rief: „König der Götter, Burgenzerstörer, dessen Hand den Donnerkeil schwingt, ziere, o ziere diesen herrlichen Sitz!" Und während sie den Yakschweif in Bewegung setzte, legte der König seine Huldigungsgabe vor dem Throne nieder und warf sich vor ihm auf die Erde;

2. D. h. der nicht der echte Sohn seines Vaters sei. 3. Die Himmelswagen sind fahrende Paläste der Götter. 4. Den Symbolen der Herrschaft.

und die Königin, der Hofpriester und der Kanzler folgten seinem Beispiel.

Nach einer Weile erhob sich die Tochter der Hetäre wiederum und sprach: „Der Götterkönig entfernt sich wieder." Darauf fragte sie den König: „Hast du den Fürst der Unsterblichen gesehen, o Herr?"

Als der König ihre Worte vernahm, überlegte er: „Wenn ich sage: ‚Ich habe den Herrscher des Himmelreichs nicht gesehen', so erfährt sie, daß es bei mir von Vaters Seite hapert." Darum sagte er: „Durch deine Gnade, liebe Tochter, ward mir heute der Anblick des Götterkönigs zuteil." Die Königin aber und die übrigen sagten dasselbe.

Da aber sprach Dharaṇa, ein Diener des Königs, welcher dabei stand, zu diesem: „Was schere ich mich drum, Majestät, ob ich zwei oder auch vier Väter habe: den Götterkönig hab' ich nicht gesehen!"

Als der König das hörte, antwortete er lächelnden Mundes: „Auch ich nicht, Dharaṇa!" Und als nun auch die Königin und die übrigen mit demselben Geständnis herausrückten, sagte Kāmasēnā zum König:

„Siehst du nun ein, o Herr, was für ein herrlich Ding die Lüge ist? Wenn selbst ein Mann von deiner Weisheit meine faustdicke Lüge für die reinste Wahrheit hielt, was soll man da von den andern mit ihrem beschränkten Verstand erwarten! Darum, o Herr, habe ich die Lüge für das beste erklärt."

Der König war ihr dankbar für die Lehre, die sie ihm gegeben hatte. Er beschenkte die Tochter der Hetäre, bevor er sie entließ, und mied von Stund' ab nichts sorgfältiger als die Lüge.

181. Erzählung

Der Zimmermann Sabala
oder
Die Dummheit

In dem Dorfe Dhanāvāsa lebte ein Zimmermann namens Sabala. Der heiratete nacheinander sieben Frauen; aber alle sieben starben ihm wieder weg infolge von Schlangenbiß, Kolik, Gift, Cholera und anderen Übeln. Da er aber reich war, so gelang es ihm trotz seines hohen Alters, eine achte Frau zu bekommen.

Da er hochbetagt war, so trug er kein Verlangen nach ihr. Die Folge war, daß sie sich keinen Zwang antat, sondern ihre Lust mit anderen Männern büßte. Sagt doch ein Spruch:

> Gift ist ein Wissenszweig, wenn man ihn nicht wiederholt, Gift eine Speise, wenn man sie nicht verdaut, Gift die Gesellschaft für die Armen [oder: Verbindung mit Armen], Gift ein junges Weib für einen alten Mann.

Eines Tages beobachteten Sabalas Angehörige sie, wie sie sich ihren zügellosen Lüsten hingab, und teilten ihm den Streich mit, den ihm seine Frau gespielt hatte. Er aber sagte in seiner Dummheit: „Solang ich das nicht mit eigenen Augen sehe, kann ich es nicht glauben."

Darauf verließ er unter dem Vorwand, er müsse sich nach einem anderen Dorf begeben, am Abend sein Haus. Seine ausschweifende Frau glaubte wirklich, ihr Mann habe sich entfernt, lud auf dieselbe Nacht einen Jüngling zu sich, welchen sie liebte, putzte sich mit ihren schönsten Geschmeiden und Kleidern und setzte sich mit jenem auf ihr Bette.

Das Schicksal aber fügte es, daß sie noch rechtzeitig

ihren Mann bemerkte, welcher durch eine Hintertür wieder ins Haus gekommen und unter das Bett gekrochen war; und darum sagte sie zu ihrem Buhlen, als er seine Hand auf ihren schönen, üppigen Busen legen wollte: „Berühren darfst du mich nicht, schöner Jüngling!“ Und als er zu ihr sagte: „Warum hast du mich dann rufen lassen, du Falsche, und warum wehrst du mich ab?“, da entgegnete sie: „Ich verehre beständig die Göttin Caṇḍikā.[1] Eines Tages, als sie mir eine Gnadengabe freistellte, betete ich zu ihr und sprach: „Laß meinen Gemahl ein Alter von vollen hundert Jahren erreichen.“ Sie aber sprach zu mir: „Am siebenten Tage von heute ab muß dein Gatte sterben; wie soll ich ihm da langes Leben verleihen?“ Trotzdem aber flehte ich sie an: „So wahr du mir eine Gnadengabe zugesagt hast, o Mutter, so wahr erfülle mir diesen meinen Wunsch; denn etwas anderes begehre ich nicht.“ Da sagte sie zu mir: „Wenn du auf deiner Bitte bestehst, meine Tochter, so besteige mit einem fremden und zwar mit einem jungen Mann dasselbe Lager, leide es aber nicht, daß er deine Brust berührt. Wenn du das tust, so wird deines Mannes Lebenszeit auf vollgemessene hundert Jahre verlängert werden. Was ich also getan habe, das habe ich nur auf Befehl der Göttin getan.“

Als der Zimmermann das hörte, dachte er: „Wie unendlich liebt mich diese Frau!“ Und weil er außer sich vor Freude war, so nahm er die beiden auf seine Schultern und tanzte mit ihnen umher.

1. S. 101,2.

182. Erzählung

Surūpā, die Frau des Brahmanen
oder
Über die Habgierigen hat die Liebe keine Macht

In dem Dorfe Kēśavāvāsa lebten Śaṅkara und Surūpā, ein brahmanisches Ehepaar.

Eines Nachts schwuren sich die beiden in gegenseitiger Zuneigung ihre Liebe. Der Brahmane sagte: „Nach deinem Tode, liebe Frau, werde ich nicht wieder heiraten," die Brahmanin aber schwur: „Und du, lieber Mann, darfst dich darauf verlassen, daß ich nach deinem Tode mit deiner Leiche ins Feuer gehe."

Diese Schwüre hörte ein Kaufmann, welcher im Dorfe Puṇyāvāsa zu Hause war, Dēva hieß und vor der Tür des Paares nächtigte. Er dachte: „Die Frauen geben sich keinem zu eigen, und wenn man sie niemals von seinem Schoße ließe. Heißt's doch:

> Entschlossenen Sinnes muß man ein Lehrsystem stets von neuem durchdenken; einen König muß man fürchten, wenn man ihm auch stets mit der größten Hingebung gedient hat; ein junges Weib muß man bewachen, selbst wenn man es auf seinem Schoße hält. Wie könnten Lehrsystem und König und junges Weib beständig sein?

Dieser Dummkopf aber bildet sich ein, die Liebe seiner Frau zu ihm sei unerschütterlich. Ich will sie doch einmal auf die Probe stellen."

Unter solchen Gedanken kehrte er nach Hause zurück. Als er aber einige Zeit darauf erfuhr, daß Śaṅkara in ein anderes Dorf gegangen war, begab er sich mit Getreide, in welches er goldene, silberne und andere Münzen getan hatte, nach dessen Wohnung und machte ein betrübtes Gesicht.

Surūpā nahm das Getreide, fand in ihm das Geld und sagte zu dem Kaufmann: „Was soll das bedeuten?"

„In meinem Hause," erwiderte der, „ist so viel Geld, daß auch in dem Getreidehaufen welches liegt. Als ich das Getreide einsackte und mich hierher auf den Weg machte, war es noch Nacht, und so ist das Geld in das Getreide gekommen."

Als die Frau das hörte, dachte sie: „Muß der aber reich sein!" Dann fragte sie ihn, warum er ein so trübseliges Gesicht machte.

„Ich bin recht bekümmert," sagte er; „mir ist nämlich meine Frau gestorben."

Da sagte die Brahmanin zu ihm: „Wenn ich dir recht bin, so will ich deine Frau werden."

„Wie willst du denn das tun?" erwiderte der Kaufmann; „dein Mann ist ja noch am Leben!"

Sie aber entgegnete: „Ich will's schon so einrichten, daß niemand mir auf meine Schliche kommt!"

Da stimmte er zu und sprach: „Tu das, meine Schöne, so will ich dich zur Herrin meines Hauses machen."

Da brachte sie an ihrer Stelle den Leichnam einer Frau[1] und an Stelle der Stute, die ihr Mann besaß, eine tote Eselin ins Haus, und als es Nacht geworden war, zündete sie das Anwesen an und ließ sich von dem Kaufmann entführen.

Als sie in das Haus des Kaufmanns kamen, trat ihnen dessen Gemahlin entgegen, und er sagte zu ihr:

„Umarme hier deine Schwägerin, liebe Frau, und fall ihr zu Füßen!" Und während Surūpā noch bei sich dachte: „Was redet er da für Unsinn?", sagte er zu ihr: „Bleib nun in meinem Hause, liebe Schwester,[2] und laß dir's bei uns wohl sein!"

1. Ein solcher war vom Verbrennungsplatz leicht zu beschaffen.
2. S. 14,3.

So blieb ihr nichts anderes übrig, als Witwenkleider anzulegen und in seinem Hause zu wohnen.

Am nächsten Morgen aber fanden Surūpās Angehörige in den Trümmern des verbrannten Hauses die verbrannten Leichen des Weibes und der Eselin, betrübten sich sehr darüber, weil sie in ihnen Surūpās und der Stute Leichen sahen und hielten für die Brahmanin die Totenfeier ab.

Als aber Śaṅkara heimkam und erfuhr, was mit seinem Hause geschehen war, dachte er an nichts anderes, als daran, sein gegebenes Wort zu halten, ward ein Yōgin [3] und wanderte davon.

In einem Dorfe traf der Kaufmann mit ihm zusammen und redete ihn an, und der Yōgin erzählte ihm getreulich, was ihm zugestoßen war. Da sagte jener zu ihm: „Die Weisen betrauern nicht, was unwiederbringlich verloren ist. Drum zieh diese Tracht eines Yōgin aus. Ich will dir meine Schwester geben, die Witwe ist, und eine Stute obendrein.“ Und weil ihm der Kaufmann gar so sehr zuredete, so legte Śaṅkara wirklich sein Yōgin-Gewand ab und ließ sich von ihm nach dessen Wohnung führen.

Beim Anblick der Stute, die der andere ihm dort gab, dachte er: „Täusche ich mich? Das muß doch meine Stute sein!“

Während er noch über seinen Zweifeln grübelte, trat der Kaufmann, da der zur Vermählung günstige Augenblick eingetreten war, mit Surūpā vor ihn hin, welche ein schönes Kleid angelegt, sich mit ihrem Geschmeide geputzt und ihr Gesicht mit einem Schleier verhüllt hatte. Als sie ihn in seinem fleckenlosen Gewand erblickte, dachte sie: „O Schreck! Das ist doch mein Mann, der gekommen ist, mich zu holen. Da will ich nur kein Wort reden!“ Und während sie das dachte, wurde sie von ihm ums Hochzeitsfeuer geführt. [4]

3. S. 10,1. 4. Der wichtigste Teil der Trauungszärimonie.

Noch in der Nacht machte sich der Brahmane mit ihr und mit der Stute auf den Weg; und die Stute trug eine große Summe Geldes, die ihm der Kaufmann geschenkt hatte. Als es aber tagte, sah er seine Begleiterin an, erkannte in ihr seine Frau und fragte sie sehr erstaunt, was sich mit ihr zugetragen habe, seitdem sie einander nicht gesehen.

Da beichtete sie ihm aufrichtig, was sie getan hatte, und sagte dann zu ihm: „Wir wollen künftig nicht mehr davon reden, o Herr; in unser Dorf aber können wir unmöglich zurückkehren."

Das war auch seine Meinung. Und deshalb wanderte das Paar nach einem anderen Orte und setzte daselbst sein Eheleben fort.

183. Erzählung

Der Kaufmann Kamala
oder
Ein Gelübde muß man halten

In der Stadt Śrīpura lebte ein Kaufmann Kamala, der war der Sohn des Handelsherrn Śrīpati und seiner Gemahlin. Sein Vater hielt die zwölf Gebote, welche die Wurzeln rechten Glaubens und Handelns sind; soviel er aber auch seinem Sohne zusprach, diesem ging es wie der Fliege mit dem Sandel: er mochte von der wahren Religion nichts wissen.

Eines Tages kam nach der Stadt der erhabene Lehrer Śīlaṃdhara, und da der Vater auf seines Sohnes Wohl bedacht war, so führte er ihn jenem zu. Der Mönch sagte zu Kamala: „Nun sieh mir einmal unverwandt auf den Mund!" Dann trug er ihm die Lehren der Religion vor,

und als er geendet hatte, fragte er ihn: „Hast du etwas gemerkt?" Der andere erwiderte: „Ja! Während Ihr redetet, hat Euch der Kehlkopf 108mal gewackelt. Ob es ihm etwa an seinem Platze nicht gefiel, weil er so sehr gezappelt hat, das konnte ich nicht in Erfahrung bringen."

Indem er so den Lehrer verhöhnte, dachte sein Vater: „Mit dem Jungen ist nichts anzufangen," und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Einige Zeit darauf kam ein anderer Lehrer namens Guṇasāgara dorthin. Zu diesem führte der Vater seinen Sohn. Als der Mönch hörte, wie sich Kamala das erstemal betragen hatte, sagte er zu ihm: „Verwende jetzt deinen Blick nicht vom Boden!" Darauf erläuterte er ihm die Lehren der Religion, und als er damit fertig war, richtete er dieselbe Frage an ihn, die sein Vorgänger an ihn gerichtet hatte. Kamala antwortete ihm: „Aus dem Löchlein hier sind 108 Insekten herausgekrochen." Die andern Anwesenden waren gläubige Leute und schalten ihn heftig, da sie sahen, daß Kamala nur auf Spott bedacht war.

Danach kam der erhabene Lehrer Jñānasāgara dorthin, und als er hörte, was vorgefallen war, beschloß er, Kamala zu belehren und ließ ihn zu diesem Zwecke zu sich kommen. Als er vor ihm stand und ihm der Mönch von der Religion sprach, fragte ihn dieser: „Höre, Kamala, weißt du, was das Heer König Kamas[1] ist?" Kamala verneinte. Da sagte der Mönch:

„Der große Held, welcher dem Herzen entstammt und die Welt besiegt, dankt seinen Sieg seinem unwiderstehlichen Heere. Sein Gefolge bildet ein Schwarm großer schwarzer Bienen, die Kōkila[2] sind seine sangeskundigen Barden, sein Schirm ist der Kühlung strahlende Mond, sein Brunstelefant der Wind, der vom Malaya weht,[3] das schlanke Weib seines

1. = Kāmadēvas; s. 1,9. 2. S. 161,5. 3. Südindisches, seiner

Bogens Ranke4 und der Schauer seiner Pfeile sind des Weibes tändelnd kosende Seitenblicke."

Als Kamala das hörte, ging er nach Hause; bei sich aber dachte er: „Dieser Mönch ist ein gelehrter Mann."

Am nächsten Tag bedurfte es schon keiner Einladung; Kamala kam aus freien Stücken. Der Lehrer aber fragte ihn wie vorher und sprach: „Kennst du die verschiedenen Arten der Frauen, Kamala?"

Kamala mußte abermals verneinen, und der Lehrer sprach:

„Man unterscheidet die Lotusfrau, nächst ihr die Vielgezierte (Citriṇī), dann die Muschelfrau und schließlich die Elefantenfrau. Die beste ist die zuerst genannte; die übrigen werden der gegebenen Reihenfolge entsprechend geringer."

Der Lehrer erörtert nun eingehend durch Zitate aus der erotischen Literatur — vgl. unsern lit. Anhang — an diesem zweiten Tag die Lotusfrau, am dritten bis fünften Tag die übrigen Frauen, worauf Kamala im Nachhausegehen denkt: „Dieser Lehrer ist in der Wissenschaft gut beschlagen". Am sechsten Tage lehrt ihn der Mönch, welche Tage den einzelnen Frauengattungen als Besuchstage angenehm sind, durch welche Geheimmittel und Zaubersprüche man sie sich gefügig machen kann und an welchen Körperzeichen man ihre Zuneigung erkennt. Dann folgen Regeln für die Gewinnung weiblicher Wesen je nach ihren verschiedenen Lebensaltern und für das Erkennen der Zu- und Abneigung am Gebaren der Weiber. Dann fährt der Text fort:

Als nun Kamala beständig diese Reden des Lehrers hörte, die ihn gar lieblich dünkten, weil sie die Liebe behandelten, ward er ihm sehr geneigt. Der Mönch merkte, wie Kamala an ihm hing, und während er ihn vorher in den Empfindungen der Liebe unterrichtet hatte, lehrte er ihn nunmehr die Abkehr von den Sinnengenüssen. Denn:

Wenn weise Männer nicht vorher die Kohlen der Liebe entzündeten, sprich, wie könnte dann das Ge-

Sandelbäume wegen berühmtes Gebirge, wahrscheinlich der südliche Teil der Ghāts. 4. D. h. sein dünner, biegsamer Bogen.

richt der Empfindung der Gemütsruhe gar gekocht werden?

Mit der Abkehr von den Sinnenfreuden aber verhält sich's so:

Das Dasein ist ein fürchterlicher Wald, unser Leib ein Haus mit vielen Öffnungen, die Zeit ein mächtiger Räuber, die Verblendung eine ununterbrochen währende schwarze Nacht. Darum, ihr Menschen, ergreifet das Schwert des Denkens, den Schild der Entsagung, den Panzer der Keuschheit, sammelt euren Geist und wachet mit unerschütterlich festem Blick.

Als dann der Mönch weiterwanderte, begleitete ihn Kamala eine Strecke. Da sagte jener zu diesem: „Nimm irgend eine Entsagung auf dich, o Kamala!" Kamala war stets zu einem Scherz aufgelegt, darum erwiderte er:

„Wohlan, Fürst der Leiter der Mönche! Ich will mir's versagen, zu sterben, wenn ich nicht muß, und die Unwahrheit zu reden das ganze Jahr hindurch, außer in beiden Monatshälften, und eine Kokosnuß in den Mund zu stecken, bevor ich sie zerstückelt habe. Von allem Backwerk will ich niemals essen die Backsteine, von allen Grünwaren die Kuhfladen, und von allen Milchsorten will ich niemals trinken die Milch, die aus der Wolfsmilch, der Mihira-[5] und anderen Pflanzen gemolken ist."

Der Mönch sagte: „Treibst du auch mit mir deinen Scherz?" Kamala erwiderte:

„Selbst mit seinem Lehrer soll man scherzen, aber ohne Falsch. Denn das Leben eines humorlosen Geschöpfs hat seinen Zweck verfehlt."

Als ihn nun der Mönch abermals mahnte, sagte er: „Meinem Haus gegenüber wohnt ein Töpfer; der heißt

5. Calotropis gigantea.

Sīma und hat eine Glatze. Die Entsagung, die ich mir auferlege, soll die sein, daß ich niemals mein Mittagsmahl einnehmen will, bevor ich seine Glatze betrachtet habe."

Der Lehrer wußte Gewinn und Verlust gegeneinander abzuwägen; darum sagte er: „So sei es!" und wanderte davon. Kamala dagegen sah Tag für Tag, wenn er nach Hause kam, die Glatze des Töpfers, der vor dem Hause stand, und nahm darauf sein Mahl ein. So hielt er sein Gelübde, ohne daß es ihm Mühe gemacht hätte.

Eines Tages war der Töpfer in die Tongrube gegangen, um Ton zu holen, und Kamala hatte darum auf seinem Heimweg die Glatze nicht gesehen. Als er sich zum Mahle niedersetzte, fiel ihm sein Gelübde ein. Deshalb sagte er zu seiner Mutter: „Liebe Mutter! Ich habe heute die Glatze nicht gesehen. Ich will also erst tun, was ich zu tun auf mich genommen habe, bevor ich esse." Sprach's, machte sich auf die Suche nach dem Töpfer und ging in dessen Tongrube.

Der Töpfer aber hatte gerade ein mit Gold und Edelsteinen gefülltes Kesselchen gefunden und lief hin und her, um es zu verstecken. Kamala sah von weitem nur seine Glatze, rief: „Gesehen! Gesehen!" und wandte sich zum Gehen. Da rief ihm der Töpfer zu: „Komm her, guter Mann! Die Hälfte sei dein, die Hälfte mein!"[6] Als Kamala das hörte, wandte er sich wieder um, bekam durch die Teilung eine Menge Gut an Gold und edelem Gestein und trug es nach Hause. Dabei dachte er: „Ei wie gesegnet ist doch die Lehre des Jina; denn ihr folgend habe ich dieses kleine Gelübde auf mich genommen, das mir so reiche Früchte gebracht hat." Und als einmal jener selbe Mönch wieder an den Ort kam, ließ sich Kamala bei ihm in die

6. Da alles herrenlose Gut nach indischem Gesetz dem König gehört, so hatte der Töpfer, der die Worte „Gesehen! Gesehen!" mißverstand, allen Grund, sich das Schweigen des Zeugen zu erkaufen.

Gemeinde der Jaina aufnehmen. Nach und nach befolgte er die für die Jainalaien geltenden Gebote, ohne sie zu übertreten, und ward ein Gott im zwölften Kalpa.[7]

184. Erzählung

Der Brahmane Mukunda

oder

Die Menschen sind so geartet, daß sie nachahmen, was sie von anderen sehen

Im Dorfe Śubhāvāsa wohnte einst ein Brahmane, welcher Mukunda hieß. Dieser unternahm einmal eine Wallfahrt nach den heiligen Badeplätzen und kam an die Gaṅgā.

Als er sich dort zu baden anschickte, verbarg er seine kupferne Almosenschale im Sand, und um die Stelle wiederzuerkennen, machte er darauf ein Sandhäufchen und steckte in dieses einen Grashalm. Dann ging er baden.

Die anderen Leute, welche gekommen waren, um zu baden, sahen, wie er, ein gelehrter Brahmane, dies tat. Da dachten sie:

„Wenn er das tut, der ein Brahmane ist, und zwar ein gelehrter und großer Brahmane, so muß ein ganz besonderer Lohn in Aussicht stehen, wenn man es an diesem Badeplatze so macht." Und nun taten alle Leute dasselbe, bevor sie baden gingen.

Als aber Mukunda sein Bad beendet hatte und wieder ans Ufer gestiegen war, da sah er nach allen Seiten hin eine Menge Sandhäufchen, vermochte sein eigenes nicht zu erkennen und war seine Almosenschale los.

7. Ein hoher Himmel; vgl. Jacobi, Jaina-Dogmatik, S. 321.

185. Erzählung

Die Asketen
oder
Was beim Streit herauskommt

In einem Walde, welcher Bhūramaṇīya hieß, lebte Dēvaśarman mit vielen anderen Asketen.

Eines Tages bemerkte Dēvaśarman, das Haupt der Asketen, mehrere Chamäleons, welche miteinander stritten, und sagte zu den anderen Mönchen:

„Allenthalben in diesem Walde sieht man die Chamäleons miteinander kämpfen; darum führt es zu nichts Gutem, wenn wir hier bleiben."

Obwohl er ihnen dies Tag für Tag wiederholte, handelten doch einige von ihnen wie brunsttolle Elefanten; wie diese den Stachel, so verachteten sie seine Mahnung. Andere dagegen verließen den Wald und begleiteten Dēvaśarman nach einem anderen Forste; und das sollte ihr Glück sein.

Am folgenden Tage nämlich kamen brünstige Elefanten in den See, der im ersten Walde gelegen war, und tranken Wasser. Auf dem Ufer dieses Sees wuchs ein Judendornbaum, in dessen oberstem Wipfel zwei Chamäleons miteinander kämpften. Dabei fielen beide herab und gerade in den Rüssel, den einer der Elefanten emporstreckte, nachdem er Wasser aus dem See in ihn eingesogen hatte. In dem hohlen Rüssel kletterten beide empor bis in des Elefanten Stirnhöcker. Der Schmerz, den sie ihm dadurch verursachten, machte ihn ganz rasend, so daß er wie von einem bösen Geist besessen alle jene Asketen tötete und ihre Siedelei von Grund auf zerstörte, bis er selbst seinen Schmerzen erlag.

186. Erzählung

König Bhōja

oder

Die Klugheit

In der Stadt Dhārā regierte einst König Blōja[1] In der Umgegend der Stadt aber lag ein Dorf, welches Sāraṇa hieß und in welchem ein ganz dummer Brahmane wohnte. Gōvinda war sein Name.

Als dieser sich zu keiner Beschäftigung entschließen konnte, sagte seine Frau Puṇyaśrī zu ihm:

„Beschäftigungslosen Leuten, o Herr, fällt es schwer, ihre Familie durchzubringen. Darum sorge für einen Erwerb, der deiner Kaste ansteht: tritt in den Dienst des Königs oder sammle Almosen unter den Bürgern oder tu irgend etwas dergleichen."

Er antwortete: „Liebe Frau, ich kenne keinen Buchstaben und bin außerstande, irgend etwas zu sagen oder zu tun. Wie soll ich denn da dem Könige dienen oder einer andern Beschäftigung obliegen?"

Seine Frau aber war klug und sagte zu ihm: „Nimm diese beiden Tonkugeln, o Herr, geh nach der Stadt Dhārā, und wenn der König dort inmitten seines Hofes im Audienzsaal sitzt und nach dir hinsieht, so zeige ihm hier diese erste Kugel. Wenn er dich dann trotzdem nicht anredet und dir nichts gibt, dann zeige ihm die zweite."

Der Brahmane führte die Weisung, die seine Frau ihm gegeben hatte, aufs Wort aus und erhielt von Bhōja eineinviertel Lakh.[2]

Das erregte bei den anwesenden Gelehrten ganz gewaltigen Neid, und sie sagten zum König: „Wenn deine Majestät selbst einem so dummen Tropf soviel Gold hat geben

1. S. 1,3. 2. S. 13,4.

können, wie steht es dann mit deiner Fähigkeit, wahre Vorzüge zu erkennen, und mit deiner Klugheit?"

Der König aber tat die Gegenfrage: „Ei ihr gelehrten Männer! Habt ihr denn verstanden, was dieser durch seine Zeichensprache zu mir gesagt hat?"

Und als sie eingestehen mußten, daß dies nicht der Fall war, sagte Bhōja weiter: „Dadurch, daß er mir die eine Kugel zeigte, wollte er sagen: ‚Ich bin so arm und ungebildet wie diese Kugel.' Als ich ihm trotzdem nichts schenkte, zeigte er mir die zweite Kugel, womit er sagen wollte: ‚Ich bin die eine Kugel; die zweite aber bist du.'[3] Wollte ich ihm daraufhin nichts spenden, so mußte ich entsetzlich dumm sein, selbst im Vergleiche mit ihm. Darum habe ich ihn besonders reich beschenkt."

Auf diese Antwort wußten die Gelehrten nichts zu erwidern. Der ungelehrte Brahmane hingegen kehrte mit Ehren überhäuft nach Hause zurück und lebte glücklich.

187. Erzählung

Sudarśana
oder
Das Schicksal

In der Stadt Vittasāra herrschte einst ein König, namens Narasiṃha. Dieser hatte einen Sohn Sudarśana, dem die Freigebigkeit zur Leidenschaft geworden war.

Eines Morgens, als er schon bei Tagesanbruch in der Schenkungshalle seine Gaben verteilte, sah ihn Padmā, die

3. Denn wenn der König ihm nichts schenkte, so konnte das den doppelten Grund haben, daß er nichts besaß — dann war er so arm wie der Brahmane —, oder daß er ihn nicht verstand — dann war er noch dümmer als er.

Tochter des Handelsherren Nandin, als sie nach der Schule ging, und verliebte sich sogleich in ihn.

Auch den Prinzen traf bei ihrem Anblick der Gott der Liebe mit seinen peinigenden Pfeilen; denn sie war lieblich anzusehen, wie Rati selbst, des Liebesgottes Gemahlin.

Da gab die Jungfrau ihm durch die Fingersprache zu verstehen, er werde sie am Abend unter dem Feigenbaume treffen, welcher sich vor dem nördlichen Tore der Stadt befand, und ging dann weiter. Mit der Fingersprache aber verhält es sich wie folgt:

> Schlangenhaube, Lotus, Kreis, ṭaṃkāl, Schwert, Hand, Jugend, Kopfhaar: durch diese Fingerbuchstaben sagt Sītā augenblicklich: „Höre, Geliebter, liebe Rede!"

Dabei bedeutet die Schlangenhaube (ahiphaṇ) die a-Reihe (d. i. die Vokale und Diphthonge: a ā, i ī, u ū, ṛ, ṝ, ḷ, ḹ, ē, ai, ō, au), der Lotus (kamal) die k-Reihe (= k, kh, g, gh, ṅ), der Kreis (cakr) die c-Reihe (c, ch, j, jh, ñ),[1] das Schwert (teg) die t-Reihe (t, th, d, dh, n), die Hand (pāṇi) die p-Reihe (p, ph [f], b, bh, m), die Jugend (yauvan) die y-Reihe (y, r, l, v), Kopfhaar (śirvāl) die ś-Reihe (ś, ṣ s).[2]

Während sie dort mit allen sechzehn Arten des Schmukkes angetan auf ihn wartete, verstand natürlich der Prinz — ein Hauptjuwel[3] unter den Klugen — was sie begehrte und begab sich am Abend nach dem Orte des Stelldicheins. Dort unterhielten sich die beiden, indem sie sich Rätsel und Vexierstrophen aufgaben, die einen verborgenen Sinn enthielten, und indem sie Fragen und Antworten vereinigten;

1. Ausgelassen ist: „ṭaṃkāl die ṭ-Reihe (ṭ, ṭh, ḍ, ḍh, ṇ)"; ṭaṃkāl bedeutet „wiederholt schnelles Schlagen mit den Fingern der einen Hand auf die Fläche der andern". Im übrigen vgl. den lit. Anhang. 2. h, in der Gujarātī kaum hörbar, wird also nicht bezeichnet. 3. S. 1,1.

und während sie in diese Unterhaltung ganz vertieft waren, glitt Padmās Überwurf von ihrem Kopfe. Dabei kam ihr Zopf zum Vorschein. Eine Schlange, welche in einer Höhlung des Feigenbaumes hauste, hielt diesen Zopf für eine andere Schlange und biß die Jungfrau in den Scheitel. Allmählich verbreitete sich das Gift in ihrem Körper; sie ward ohnmächtig, sank um und starb.

Als der Prinz sich versichert hatte, daß sie gestorben war, war er tief betrübt über die ruchlose Tat der Schlange, suchte von allen Seiten Holzstücke zusammen, um einen Scheiterhaufen zu schichten, legte die Leiche auf diesen und ging auf einen Ort zu, an dem er – ganz in der Ferne – in der jetzt völlig hereingebrochenen Finsternis einen Feuerschein gewahrte.

Als er hinkam, fand er einen Yōgin bei dem Feuer und bat ihn um ein brennendes Scheit. Der Zauberer aber sah, daß der Bittende die zweiunddreißig glückverheißenden Körperzeichen an sich trug und dachte: „Wenn ich diesen im Feuer opfere, so kann ich ihn zu einem goldenen Manne [4] machen.“ Darauf sagte er zu ihm:

„Dieses Feuer, lieber Mann, ist unrein; denn es stammt vom Leichenverbrennungsplatz. Setz' dich nur einstweilen hierher; ich will dir anderes Feuer von einem anderen Orte holen. Wenn du freilich hier bleibst, so kann dir allerlei Schlimmes zustoßen. [5] Um das zu verhüten, will ich dir dieses Fadenamulett um den Hals binden.“

Der Prinz war mit dem Vorschlag einverstanden, und als der Zauberer ihm einen schwarzen Faden um den Hals gebunden hatte, hatte sich der Prinz in eine Schlange ver-

4. Durch einen besonderen Zauber kann man einen mit allen Glückszeichen versehenen Mann, den man opfert, in Gold verwandeln. Vgl. auch Erzählung 111. 5. Der Zauberer befindet sich auf dem Verbrennungsplatz, auf welchem nächtlicherweile allerhand menschenfressende Dämonen spuken.

wandelt. Da nahm der Zauberer die Schlange, steckte sie in einen Topf, der in der Erde eingegraben war, und deckte den Topf mit einem Steine zu. Darauf ging er, weil er das Opfer noch in derselben Nacht vorzunehmen gedachte, nach seiner Klause, um in ihr nach dem nötigen Kräuterwerk Umschau zu halten. Dabei aber ward er von einer Schlange gebissen und starb.

Nun herrschte gerade damals in jener Stadt ein großes Sterben unter den Kindern, welches durch die Hexenplage verursacht wurde. Um diese Hexen unschädlich zu machen, gingen die Polizeibeamten auf Kreuzwegen und anderen geeigneten Orten umher. Und in dieser Nacht hatten sie ganz besonders strengen Befehl vom König erhalten und streiften überall, weil ja leider, wie der König ihnen mitteilte, der Prinz sich entweder entfernt hatte oder von jemandem ermordet worden war.

Die Vorsehung aber hatte es gefügt, daß in den Scheiterhaufen, den der Prinz geschichtet hatte, ein Stück Schlangenwurz[6] geraten war, welches die Jungfrau durch seine Berührung vom Gifte befreite. Als sie nach ihrer Heilung den Königssohn nirgends erblickte, kehrte sie durch die Stadtschleuße in die Stadt zurück, ward von der Polizei bemerkt, gefesselt und ins Gefängnis geworfen. Am Morgen verbanden ihr die Beamten die Augen,[7] führten sie vor den König und sagten zu diesem:

„Dieses Mädchen, Majestät, ist eine mächtige Hexe, welche die Bürger in Mengen umbringt. Wir haben sie vorige Nacht festgenommen."

Da das Mädchen aber eine so liebliche Gestalt hatte und so schöne Kleider trug, so war der König davon überzeugt, daß sie keine Hexe war. Er ließ ihr die Binde von den

6. Wörtlich „Schlangenbändigung": Artemisia vulgaris oder Alpinia nutans. 7. Wohl um die Wirksamkeit des in Indien so sehr gefürchteten „bösen Blicks" auszuschalten.

Augen nehmen und befragte sie, und sie gab ihm zur Antwort.:

„Majestät! Ich bin keine Hexe, sondern eine Kaufmannstochter. Ich hatte außerhalb der Stadt zu tun, und als ich in dieselbe zurückkehrte, haben mich Eure Beamten festgenommen. Zweifelt Ihr an der Wahrheit meiner Worte, so will ich mich der Feuer- oder der Wasser- oder der Schlangenprobe oder irgendeinem anderen schweren Gottesurteil unterwerfen."

Der König entschied sich für die Schlangenprobe, und den Leuten, welche er aussandte, ging es, wie der Krähe mit der Palmnuß:[8] sie brachten gerade diejenige Schlange heim, in welche der Zauberer den Prinzen verwandelt hatte.

Padmā rief im Herzen den Namen ihrer Schutzgottheit an und griff dann vor den Augen aller Bürger mit ihrer Hand in den Schlangentopf. Die Schlange aber ließ sich von ihr anfassen, als wäre sie ein Blumengewinde gewesen. Da sah die Jungfrau den Faden, den die Schlange an ihrer Haube trug; zitternd entfernte sie ihn, und strahlend wie des Mondes Scheibe, wenn sie durch den Wolkenschleier bricht, so stand der schöne Königssohn Sudarśana, mit allem seinem Geschmeide geziert, vor seines Vaters und aller Anwesenden Augen: und alles staunte.

Nun befragte der Fürst die beiden jungen Leute, und jedes von ihnen erzählte, was ihm zugestoßen war. Da dachte der König:

> „Wenn ich sehe, wie Elefanten, Schlangen und Vögel gefangen, wie Mond und Sonne von Rāhu[9] gemartert werden, und wie die Klugen in Armut leben müssen, so sehe ich ein, daß nichts gewaltiger ist, als das Schicksal.
>
> Das Schicksal fügt zusammen, was nicht fest gefügt ist, und was fest gefügt ist, reißt es auseinan-

8. S. 106,5. 9. S. 56,1.

der. Es bringt zustande, woran kein Mensch zu denken wagt."

Und in ihrer großen Freude vermählten Sudarśanas und Padmās Eltern ihre Kinder.

188. Erzählung

Der Kaufmann Naradatta

oder

Die gute Tat

In der Stadt Bhōjapura lebte einst ein reicher Kaufmann namens Naradatta, welcher mit zwei Frauen vermählt war, die Bhānumatī und Śrīmatī hießen.

Śrīmatī war jung und schön, und darum hing ihr Gemahl mit großer Liebe an ihr. Als dies die ältere, Bhānumatī, gewahrte, ward sie eifersüchtig und hielt Ausschau nach einem Zauberspruch, einem Amulett 1 oder sonst einem hinterlistigen Mittel, um den beiden ein Leid anzutun.

Eines Tages kam ein Yōgin, Bandhunātha geheißen, in ihr Haus. Sie füllte ihm seinen Topf mit Milchreis und anderen guten Speisen, womit sie ihm eine große Freude bereitete. Und weil er sich so außerordentlich freute, forderte er, der mit Sprüchen und Wurzeln und sonstigen Zaubermitteln trefflich umzugehen verstand, die Spenderin auf, ihn zu bitten, was ihr Herz begehrte. Da trug sie ihm ihren Wunsch vor, und er sagte zu ihr: „Nimm diese Wurzel, meine Tochter. Wenn ein Mensch an dieselbe riecht, so verwandelt er sich in ein Tier."

Mit diesen Worten überreichte ihr der Yōgin die Wurzel und entfernte sich.

1. D. h. hier einem Gegenstand – z. B. einem Faden – mit dem man, wie in der vorigen Erzählung, einen Menschen verwandeln kann.

Als bald darauf Śrīmatī einmal ausging, benutzte Bhānumatī diese Gelegenheit und legte dem Kaufmann die Wurzel vor. Er nahm sie und beroch sie und ward zum Stier.

Seine Angehörigen merkten wohl, daß es sich um einen Streich Bhānumatīs handelte. Sie schalten sie: „Du schlechtes Weib, du Feindin deines Mannes! Nun nimm nur auch den Stier und führ ihn auf die Weide!"

Als sie das hörte, ward sie sehr betrübt; aber es half ihr nichts: sie mußte Tag für Tag in eigener Person den Stier auf die Weide treiben.

Eines Tages weidete sie ihn unter einem Feigenbaum und weinte dabei. Das merkte eine Yakṣiṇī, die auf dem Baume saß, und sagte zu ihrem Manne, der sich bei ihr befand:

„Weshalb jammert denn dies Weib so sehr, o Herr?"

Da erzählte ihr der Yakṣa alles, was sie getan hatte.

„Ach Herr", sagte die Yakṣiṇī wieder, „nenne mir doch ein Mittel, durch das sie sich aus ihrer Lage befreien und diesen Stier wieder in einen Menschen verwandeln kann."

Und da sie nicht nachließ, ihn mit Bitten zu bestürmen, so sagte der Yakṣa endlich zu seiner Frau:

„Auf dem Raum, liebe Frau, den zur Mittagszeit der Schatten dieses Baumes deckt, wächst eine Zauberpflanze. Wenn der Stier diese verzehrt, so wird er wieder zum Manne."

Nach dieser Unterhaltung flog das Yakṣapaar, welches auf einem Vergnügungsausflug begriffen war, wieder davon. Bhānumatī aber, die das Gespräch belauscht hatte, überlegte: „Woran könnte ich die Zauberpflanze erkennen? Und wie könnte ich meinen Gemahl wieder zum Menschen machen? Aber was besinn' ich mich noch? Ich lasse ihn einfach den ganzen Raum abgrasen, den der Baum zur

Mittagsstunde beschattet. Auf ihm muß sich ja die Zauberpflanze befinden."

Und nun achtete sie sorgsam darauf, daß der Stier alle Gräser und Schlingpflanzen und Sträucher und Schilfhalme und Kräuter, kurz alle Pflanzen abweidete, welche auf der Stelle wuchsen, auf die zu Mittag der Baum seinen Schatten warf; und als er die Zauberpflanze gefressen hatte, die sich unter den anderen Gewächsen befand, so wurde er sogleich wieder zum Manne.

So muß man unbedingt, wenn man die guten Taten vollbringt, nämlich Freigebigkeit, Wahrung der Keuschheit, Kasteiung und Glauben, irgendwo, irgendwann, irgendwoher und auf irgendwelche Weise diejenige finden, welche zur Erlösung führt.

189. Erzählung

Der Juwelenprüfer Nanda
oder
Nur der Kenner der Vorzüge weiß wirklich zu ehren

In der Großstadt Delhi lebte einst ein Juwelenprüfer, welcher Nanda hieß. Der hatte zwei Söhne, Śivadatta und Rāmadatta. Durch Schicksalsfügung starb ihm seine Frau, und er verarmte. Weil er nun den Gram nicht zu verwinden vermochte, welchen ihm der Tod seiner Frau verursachte, auch weil seine Schwiegertöchter im Vertrauen darauf, daß er sein Vermögen seinen Söhnen übergeben hatte, kränkende Reden gegen ihn führten, ging er in die Fremde. Denn:

> Besser als das Leben ist der Tod für einen Mann, der alt ist, dem seine Frau gestorben, der sein Vermögen seinen Söhnen gegeben hat oder der von

seinen Schwiegertöchtern beleidigende Worte hören muß.

Er ging von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt und betrieb eifrig das Geschäft eines Edelsteinhändlers. Da geschah es, daß er in einer Stadt in ein Haus trat, um sich saure Milch zu kaufen, wobei er bemerkte, daß sich in dem Halsschmuck, den die Hausfrau trug, mitten unter den Bergkristallen ein kostbarer Edelstein befand, der eineinviertel Kōṭi 1 wert war. Den mußte er haben!

Er befreundete sich also mit der Frau, behandelte sie wie eine Schwester und schlug in ihrem Hause seine Wohnung auf. Bald schenkte er ihr Betel, bald Blumen, bald Safran, bald Mennige, auch Ringe und andere kleine Gaben, bis er sie völlig für sich eingenommen hatte.

Als dies geschehen war, las er ihr eines Tages einen angeblich von Śivadatta und Rāmadatta geschriebenen, in Wahrheit aber von ihm gefälschten Brief vor, in welchem es hieß:

„Lieber Vater! Unsere zweite Mutter hat das Fest der Scheitelziehung gefeiert.“ 2 Darauf sagte er: „Liebe Schwester, sollte deines Bruders Frau ein Sohn beschert werden, so will ich, ehe ich heimziehe, meiner Schwester diesen Schmuck von Bergkristall vom Halse nehmen, der doch gar zu geringen Wert hat, und will dir dafür eine silberne Kette umhängen.“ Und das sagte der Betrüger mit zuckersüßen Worten.

Einige Zeit darauf kam er mit freudestrahlendem Gesicht herein und behauptete wiederum auf Grund eines gefälschten Briefes, es sei ihm wirklich ein Sohn geboren worden. Darauf nahm er der Frau den Schmuck aus Bergkristall von ihrem Halse und hängte ihr dafür eine silberne Kette um.

Das Halsband aber mit dem kostbaren Stein nahm er mit nach Hause; und der Erlös, den er dafür erzielte, ge-

1. S. 24,2. 2. Ein Sakrament, welches an Schwangeren im 6. oder 8. Monat der Schwangerschaft vollzogen wird.

stattete ihm, wieder zu heiraten und fortan in großem Reichtum zu leben.

190. Erzählung

Das Schicksal
oder
Der Blinde, der Bucklige und die dreibrüstige Königstochter

In der Stadt Bhūbhūṣaṇa herrschte einst ein König Nagarāja, welcher eine Tochter namens Sulōcanā hatte. Als diese im Laufe der Zeit herangewachsen war, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß an ihrem Körper drei hochgewölbte Brüste zum Vorschein gekommen waren, und befragte darum die Kenner der aus acht Unterabteilungen bestehenden Wissenschaft der Portenta. Diese Zeichendeuter sagten: „Das ist ein sehr schlimmes Zeichen." Und auf des Königs Frage, was da zu tun sei, sagten sie weiter: „Die Tochter zu töten, Majestät, oder sie unvermählt zu verstoßen, gebührt sich nicht für gewissenhafte Leute. Denn:

> Ein Kind, ein Brahmane, ein Bārhaṭ,[1] eine Tochter, ein Bruder, ein Stier: sollte ein Tor diese sechs töten, so tadelt ihn deswegen ein Kluger.

Darum, o Herr, mußt du sie vermählen; du kannst sie aber dem ersten Besten geben, und dann verstoßen."

Als sie den König so beraten hatten, verheiratete er sie mit einem Blinden und zahlte ihm viel Gold, worauf er ihn mit einem buckligen Freunde und der dreibrüstigen Königstochter, alle drei, nach einem sehr fernen, fremden Lande bringen ließ.

Weil sie nun durch das Geld, welches ihnen der König

1. = Bārōṭ, besondere Abteilung der Kaste der Barden.

geschenkt hatte, reich geworden waren, so lebten sie dort zusammen im besten Wohlstand.

Sulōcanā aber, die sich in Kāmas[2] Gewalt befand, verliebte sich in den Buckligen und beschloß darum, ihren blinden Gatten zu töten, weil er ihr dabei im Wege war. Denn:

> Zügellose Schöne bringen ihren Gemahl, ihren Sohn, ihren Bruder oder ihren Vater, ohne sich zu besinnen, in Lebensgefahr, trotzdem sie sich bewußt sind, wie verwerflich ihr Tun ist.

Während sie nun eines Tages auf allerlei Listen sann, ihn umzubringen, und dabei umherging, sah sie von ohngefähr eine tote Schlange am Boden liegen und trug sie verhüllt nach Hause. Sie schnitt die Schlange in lauter kleine Stückchen, tat diese in einen Topf, sagte, sie sei darüber, Fisch zu kochen und postierte ihren blinden Mann an den Topf, weil sie wußte, daß er Fischfleisch für sein Leben gern aß. Dann aber traf sie, zügellos wie sie war, ihre Vorkehrungen zum Liebesspiel mit dem Buckligen.

Die Gunst des Schicksals fügte es indessen, daß in dem Dampf, den das Feuer aus der kochenden Schlange emporsteigen ließ, das Dunkel zerfloß, welches des Blinden Augen umhüllte, so daß er gewahrte, wie übel sich die beiden anderen betrugen. Darüber geriet er in gewaltigen Zorn.

Trotzdem verstellte er sich. Wie ein Blinder stand er auf, ergriff dann aber einen Mörserstößel und hieb damit auf den Buckligen los; und da er ein starker Mann war, so traf er dessen Kopf mit gewaltiger Kraft. Der Kopf des Buckligen schlug infolgedessen so heftig gegen die dritte Brust der Frau, daß sie völlig eingedrückt wurde. Da der Hieb aber einen empfindlichen Körperteil getroffen hatte, so wurde durch ihn zugleich der Bucklige gerade.

So kam es, daß alle drei gesundeten, weil das Schicksal sie mit freundlichem Auge angesehen hatte.

2. S. I, 9.

191. Erzählung

Prinz Candracūḍa
oder
Wer das Treiben der Weiber sieht, der wird des Weltlebens überdrüssig

In der Stadt Candrapura herrschte ein König Candrasēna, welcher einen Sohn Namens Candracūḍa besaß.

Eines Tages ging der Prinz in den Park spazieren und sah bei dieser Gelegenheit Lalitā, die Gemahlin eines Ministers, die sich eben am Wasserspiele[1] belustigte. Ihre Haut leuchtete wie Gold; sie war in weiße Seide gekleidet, und ihre Augen blickten kokett umher; kein Wunder, daß sie in des Prinzen Herzen einen Sturm der Liebe erregte.

Auch sie ward vom Gotte der Liebe verwundet, als sie den Königssohn gewahrte, dessen Anblick das Auge erfreute wie der des Sohnes der Śrī.[2] Als sie darum das Wasserspiel beendet hatte und nach der Stadt zurückkehrte, tat sie es nicht, ohne ihren Kopf zu wenden und nach ihm zurückzuschauen.

Der Prinz befragte die Leute, bis er ihre Wohnung, ihren Namen und alles andere erfuhr, was er über sie zu wissen begehrte, und kehrte dann gleichfalls nach Hause zurück. Ohne einen Augenblick unnütz verstreichen zu lassen, sandte er der Frau eine Liebesbotin und teilte ihr durch deren Mund mit, wie sehr sein Herz nach ihr verlangte; und da sie alles andere war als eine treue Gattin, so erteilte sie ihm durch den Mund der Botin den folgenden Bescheid: „Schöner Mann! Ich wünsche nichts sehnlicher, als auf immer in dein Haus zu ziehen, werde aber nur unter der Bedingung kommen, daß niemand meinen oder deinen Ruf

1. S. 106,3. 2. Śrī oder Lakṣmī, die indische Aphrodite. Ihr Sohn ist Kāma.

deswegen antasten kann. Laß darum bis zu dem Teiche, der sich unterhalb deines Palastes befindet, einen verborgenen Gang graben. Dann soll ohne Verweilen unsere gegenseitige Liebe ihren Lohn erhalten."

Die Liebesbotin richtete den erhaltenen Auftrag aus, und der Königssohn kam ihm getreulich nach.

Als dies geschehen war, brach die Zuchtlose in der Nacht mit ihrem rechtmäßigen Gemahl einen Streit vom Zaun, lief nach jenem Teiche, warf zunächst einen Felsblock in denselben, begab sich dann durch den heimlichen Gang in die Wohnung des Prinzen und schwelgte mit ihm in allen Genüssen.

Am nächsten Morgen aber traten ihre Eltern vor den König und teilten ihm mit, des Ministers Gemahlin sei in den Teich gestürzt. „Ohne ihr Verschulden, o Herr — so sagten sie — hat der rohe Minister, der sich vor keiner Sünde scheut, unsere Tochter geschlagen, so daß sie sich in den Teich gestürzt hat."

Der König, der sich seiner Fürstenpflichten wohl bewußt war, ward zornig und sandte seine Beamten zu dem Minister. Diese zogen seinen ganzen Besitz ein, taten ihm allen erdenklichen Schimpf an, fesselten ihn, während es Stockhiebe, Faustschläge und Fußtritte auf ihn hagelte, und führten ihn nach einem öffentlichen Platz.

Dabei sah ihn seine Frau; denn sie stand am Fenster an der Seite des Prinzen. Da sagte sie zu diesem:

„Sieh nur hin, Gebieter meines Lebens! Das ist alles meine Kunstfertigkeit. Meinem Mann wird dort von des Königs Fußknechten gar schmählich mitgespielt: wir beiden aber, du und ich, genießen nach Herzenslust, und keinem von uns beiden haftet der geringste Makel an.

Der Königssohn hatte Ohren, zu hören; darum dachte er: „Wie konnte ich mich so erniedrigen, zu einer Handlungsweise, die keiner zu unterbieten vermag! Ich trage

die Schuld daran, daß der Minister so unschuldig mißhandelt wird."

Und indem er so dachte, begab er sich zu dem König, vor den jene inzwischen den Minister in der eben geschilderten Weise geführt hatten, und sagte zu ihm:

„Nicht dieser, lieber Vater, verdient bestraft zu werden, sondern ich habe die Strafe verwirkt."

Darauf erzählte er alles, was er selbst und was die Frau des Ministers getan hatte.

Und als der König, sein Sohn und der Minister das alles in ihrem Herzen überdacht hatten, wie es geschehen war, faßte sie alle der Widerwille gegen das Weltleben. Sie wurden Asketen und wurden erlöst.

192. Erzählung

Der Brahmane Śrīkaṇṭha
oder
Wie man weise redet

Den Klugen genügt ein einziger Satz, um alles zu erreichen, was sie begehren.

> Die Klugen geraten nicht in Verlegenheit, sondern fassen in einen Satz eine ganze Menge von Dingen. Zum Beleg ist der Brahmane zu nennen, welcher sagte: „Ich möchte der Mann dieser drei Frauen werden."

In der Festung Delhi lebten einmal drei Brahmanenfrauen, Nārāyaṇī, Vaiṣṇavī und Pārvatī geheißen. Denen ging es in jeder Beziehung schlecht; denn sie waren hochbetagt, hatten keinerlei Verwandte mehr und mußten sich dadurch mühsam ihren Unterhalt verdienen, daß sie bei fremden Leuten die häuslichen Arbeiten verrichteten.

Da sie nirgends eine Stütze fanden und ihre Leiber von dem Feuer des Unglücks verzehrt waren, kam ihnen eines Tages der Gedanke, für ihr Seelenheil zu sorgen; also verließen sie, jede einzeln, ihr Haus, und begaben sich nach dem Himālaya, um dort durch einen Sturz ihr Leben zu enden.

Als sie an Ort und Stelle angelangt waren und eintreten wollten, sagten die Männer, welche mit der Bewachung jenes Platzes beauftragt waren, zu ihnen:

„Gute Mütterchen! Wenn ihr keinen Befehl des Königs vorweisen könnt, welcher der Herr des Himālaya ist,[1] so dürfen wir euch den Zutritt nicht gestatten."

Da begaben sie sich zu dem König, ließen sich von ihm den schriftlichen Befehl geben und übergaben ihn den Wächtern. Diese sagten zu ihnen:

„Jede von euch muß nun erklären, was sie für das gute, im Hinblick auf eine neue Geburt unternommene Werk, welches sie durch Herabstürzen vom Himālaya erwirbt, zu erlangen wünscht."

Darauf sprach Nārāyaṇī: „Ich hatte einen Mann, der nicht einen Buchstaben lesen und schreiben konnte. Das Unglück, einen dummen Mann zu besitzen, hat mir schweren Kummer bereitet. Darum möge mir durch dieses gute Werk ein gelehrter Gemahl werden. Denn soviel steht fest, daß nur der Gelehrte den Leuten angenehm ist. Heißt's doch:

> Die vertraulichen Gespräche mit Gelehrten beglücken sicherlich, wie ich denke.[2] Wenn man sie in seinen vertrauten Kreis einlädt, so lassen sie einem beim Scheiden einen Rubin zurück.

1. Gemeint wird der König des Landes sein, in dem die heilige Stelle liegt, an der der religiöse Selbstmord ausgeführt werden soll. Vgl. 16,3. 2. Diese Übersetzung ist wahrscheinlicher, als die oben Band I, S. 121 gegebene.

Wessen Ohren die als Bali 3 gespendeten Worte eines Gelehrten hören, dessen Lippen Amṛta ergießen, dem erfreuen sie in hohem Maße das Herz."

Darauf ließ sich Vaiṣṇavī gleichfalls vernehmen und sprach: „Mein Mann war über die Maßen arm, und seine Armut verschlang mich einer Schlange gleich, so daß ich elend wurde. Darum soll ein König mein Gemahl werden; denn nur der Reiche gilt den Menschen als ehrwürdig. Sagt man doch:

Familie, Liebesscherz, Belustigungen, Betragen [oder: religiöse Handlungen], 4 Wissen, gute Erziehung, Klugheit, Kleidung, Größe, Beredsamkeit: nicht eines ist schätzbar ohne das Geld. 5

Den Genuß schöner Frauen, Gesundheit, schönes Land, Lohn für Kupplerinnen, Kraft der Arme und auserlesene Speisen besitzt der, in dessen Hause Lakṣmīs 6 Gnade waltet."

Darauf sprach Pārvatī: „Ich hatte einen Mann, der war so häßlich, daß man ihn für die fleischgewordene Häßlichkeit selbst hätte halten können; und diese Häßlichkeit meines Mannes bekümmerte mich über die Maßen. Darum soll mein Gatte so schön werden, wie der Gott der Liebe selbst. Denn nichts wird allerorten höher geschätzt, als die Schönheit.

Das erste ist eines Menschen Erscheinung, das zweite eines Menschen Preis [guter Ruf?], das dritte eines Menschen Rede, das vierte eines Menschen Dichtkunst [oder: ‚die Frage, wer er ist'.]

3. Wörtlich: „Die Worte eines die Bali darbringenden Gelehrten." Die Bali ist eine Opfergabe, ein Teil der täglichen Mahlzeit von Butter, Reis usw., die man allen Geschöpfen (Göttern, Halbgöttern, Menschen und Tieren) darbringt. 4. Oder: Familie, Anstellen von Liebesscherz und (andern) Belustigungen. Die aufgezählten Dinge beginnen im Gujarātī-Text alle mit v. 5. Die genannten „Güter" beginnen im Gujarātī-Text alle mit bh. 6. S. 3,4.

An der Schönheit freuen sich schöne Frauen, die Schönheit gefällt dem König, an der Schönheit erfreuen sich die Kenner; darum ist die Schönheit ein Gut.

Darum ist die Schönheit das beste."

In diesem Augenblick trat ein hochbetagter Brahmane namens Śrīkaṇṭha vor, der aus Lābhapura stammte und in derselben Absicht gekommen war, wie jene Frauen, und die Wächter richteten an ihn dieselbe Aufforderung und sprachen: „Bitte auch du, Brahmane, in einer Bitte um das Glück, das du begehrst."

Da sagte er: „Durch das gute, in Absicht auf meine künftige Geburt unternommene Werk, welches ich dadurch erwerbe, daß ich mich vom Himālaya herabstürze, möge ich der Gemahl dieser Frauen werden." Indem er aber so sprach, hatte er Gelehrsamkeit, Reichtum und Schönheit auf einmal erbeten.

193. Erzählung

Kamalaśrī und Vasubhūti
oder
Die Leidenschaft

In der Stadt Vasantapura lebten zwei Brüder namens Śivabhūti und Vasubhūti. Eines Tages geschah es, daß Kamalaśrī, die Gemahlin des älteren, ihres Gatten Bruder sah; er erschien ihr aber wie der Bruder des Liebesgottes selbst, und so stark war die Leidenschaft, welche sie für denselben ergriff, daß sie ihn bat, mit ihr der Liebe zu pflegen. Denn selbst ihren Verwandten gegenüber kennen die Frauen keine Herzensreinheit. Heißt's doch:

Καλὸν εἴτε πατέρα, εἴτ' ἀδελφόν, εἴτε δαέρα ὁρωσῶν τῶν γυναικῶν τὸ αἰδοῖον νοτίζεται, ὡς ὠμὴ χύτρα τῷ ὕδατι.

> Selbst Brahman[1] muß daran verzagen, dem ein Hindernis zu bereiten, was die Weiber im wahnsinnigen Liebestaumel beginnen.

Vasubhūti sah wohl, welche heftige Leidenschaft in ihrem Inneren tobte, dachte aber daran, daß er die Frau seines älteren Bruders wie seine Mutter ansehen müsse, verließ darum das Haus und ward ein Mönch.

> Hinweg, Freund, weit hinweg von der Schlange Weib! Das Gift ihrer Seitenblicke entflammt ein verzehrendes Feuer; die Falschheit liegt in ihrer Natur, und beim Liebesgetändel erzittern ihre Nasenflügel [Wortspiel: kommt ihre Haube zum Vorschein].[2] Wer von einer anderen Schlange gebissen ist, kann durch allerlei Mittel geheilt werden. Wen aber das Weib, diese zierlich-bewegliche Schlange, gepackt hat, den geben die Beschwörer auf.

So erwog er, wie gefährlich der Verkehr mit Frauen ist, und tapferen Herzens beschloß er, auf jede Berührung mit ihnen zu verzichten und zu wandern.

Als Kamalaśrī hörte, daß er dem Weltleben entsagt hatte, starb sie an ihrer ins Übermaß gesteigerten Leidenschaft und kam in irgendeinem Dorfe als Hündin wieder zur Welt. Dort kam ihr der wandernde Mönch wieder zu Gesichte, und im Banne der Leidenschaft, welche in ihrem vorigen Dasein in ihr entstanden war, wich nun die Hündin keinen Schritt von ihm, sondern folgte ihm überall hin wie seines Leibes Schatten. Als die Leute sahen, daß sie immerdar und überall hinter ihm dreinging, gaben sie ihm den Spitznamen „Petzengatte". Der Mönch schämte sich, daß die Leute so von ihm redeten, und schließlich gelang es ihm, das Auge der Hündin zu täuschen und ihr zu entfliehen.

Als sie ihn nicht mehr sah, starb sie wiederum in trüben

1. S. 1,9. 2. Die Haube der Kobra.

Gedanken und trat in einem Walde als Affin in ein neues Dasein. Wiederum erblickte sie ihn, als er auf der Straße dahinschritt, und wieder tat sie, was sie als Hündin getan hatte: sie wich nicht von seinen Fersen. Den Leuten konnte ihr Verhalten nicht entgehen; und darum nannten sie den Mönch jetzt „den Mann der Affin". Wie er der Hündin entflohen war, so gelang es ihm auch, der Affin zu entfliehen.

Nachdem sich aber der Mönch entfernt hatte, starb die Affin und trat in einem See als Möwe in ein neues Dasein. Als solche gewahrte sie ihn, da er einer Bildsäule gleich am Wasser stand, um sich der Mühsal des Frostes auszusetzen, und wie ein Weib mit seinen Armen tut, so umarmte sie ihn mit ihren Fittichen, die sie vorher mit Wasser gesättigt hatte. [3]

Wiederum entfernte sich der Mönch, und als er fort war und sie ihn nicht mehr sah, starb sie, indem all ihr Denken auf ihn gerichtet war. Sie ward zur Vyantarī, [4] und da sie als solche das avadhi-Wissen [5] besaß, so sah sie im Geiste alles, was zwischen ihr und dem Mönche vorgefallen war, erkannte, daß er als ihr Schwager ihr nicht zu Willen gewesen war und begab sich in ihrem Zorn darüber zu ihm, um ihn zu töten. Infolge seiner Askese aber war ihr das nicht möglich.

Der Mönch jedoch erreichte nach und nach die Allwissenheit, erzählte den Menschen, in welchen Beziehungen er zu der Göttin in deren früheren Existenzen gestanden hatte und erlangte darauf die Vollendung.

3. Sie hilft ihm also durch Befeuchten mit Wasser bei seiner Askese. 4. Weiblicher Vyantara; s. 125,2. 5. Transzendente Erkenntnis materieller Dinge, den Göttern angeboren. Vgl. Jacobi, Jaina-Dogmatik I, 9. 21 ff.

194. Erzählung

Der Fährmann Nanda und der Mönch Yugandhara
oder
Die Feindschaft

Yugandhara, ein großer Mönch, welcher die feurige Seelenfärbung[1] und manche andere höhere Vollkommenheit[2] erreicht hatte, hatte sich einst zur Sommerszeit auf einem Boot über die Gaṅgā setzen lassen und wollte weiter wandern, als ihn der Fährmann Nanda aufhielt und Fährgeld von ihm forderte. Der Mönch sagte zu ihm:

„Guter Mann, wir Mönche dürfen nichts besitzen, darum habe ich keinerlei Geld."

Der Fährmann entgegnete: „Ob du Geld hast oder keins: ich lasse dich nicht los, bis du mir den Fährlohn entrichtet hast."

Und damit begann er ihn heftig zu peinigen. Obendrein versengten die glühend heißen Sandmassen dem Mönch seine Füße, und die Sonne mit ihren heißen Strahlen brannte ihm aufs Haupt, so daß er in gewaltigen Zorn geriet und mittels seiner feurigen Seelenfarbe den Fährmann zu Asche verbrannte. Dann setzte er seinen Weg fort.

Da Nanda in trüben Gedanken starb, welche durch seine Feindseligkeit hervorgerufen wurden, so ward er in seinem nächsten Dasein ein Gecko, und zwar in einem Asyl.[3] In dieses kam der Mönch, und infolge der Feindschaft gegen ihn, die in seinem vorhergehenden Dasein in dem Gecko entstanden war, hatte dieser den Mönch kaum erblickt, als

1. Die gelbe oder feurige Seelenfarbe (Jacobi, Jaina-Dogmatik IV, 2) ist eine Eigenschaft des feurigen Leibes, durch welchen Fluch und Segen wirksam werden. Jaina-Dogmatik II, 37; vgl. Komm. zu II, 48. 2. Jaina-Dogmatik II, 48. 3. Wer im nächsten Leben ein glückliches Dasein führen will, muß nach der Lehre der Jaina mit heiteren Gedanken sterben.

er ihm schon Staub auf seine Kleider, seinen Topf und sein Essen warf; und wiederum verbrannte ihn der Mönch zu Asche.

Am Ufer der Mṛtāṅgagaṅgā 4 ward er darauf zur Möwe. Und die Möwe störte den Mönch hier wiederum, indem sie ihn mit Wasser bespritzte, welches sie mit ihrem Flügelpaar herbeitrug, ward von ihm wiederum verbrannt und ward auf dem Añjana-Gebirge zum Löwen. Dieser wurde abermals von ihm verbrannt, als er ihn töten wollte, und kam als Brahmanenknabe in Benares zur Welt. Hier erging es ihm genau so, als er als Junge dem Mönch allerlei Unannehmlichkeiten bereitete, worauf er in derselben Stadt als Prinz geboren wurde und König ward.

Als König ging er eines Tages in seinem Park spazieren. Da gewahrte er einen Mönch und dachte: „Ein solches Gewand muß ich schon einmal gesehen haben!" Er ward ohnmächtig, und durch die Ohnmacht kam ihm die Erinnerung an seine früheren Existenzen. Da er nun wußte, was in diesen geschehen war, so dachte er: „Ach, wenn man so gewaltige Männer erzürnt, so schlägt das nicht zum Heile aus! Darum will ich versuchen, jenen Mönch ausfindig zu machen und will ihn um Verzeihung bitten."

In dieser Absicht machte er sechs Verszeilen und ließ überall öffentlich ausrufen, was folgt:

> „An der Gaṅgā Nanda, der Ferge,
> Ein Gecko in der Herberge,
> Am Leichengestad' eine Möwe,
> Auf dem Añjanaberge ein Löwe,
> In Benares Brahmanenknabe,
> Jetzt als König gesessen allda.

Dies sind sechs Verse. Wer die letzten beiden Verse zu

4. „Leichengaṅgā". In der ersten der unten folgenden Prākritstrophen steht dafür mayāṅgatīre „am Leichenufer".

ergänzen vermag, dem schenke ich die Hälfte meines Reiches." 5

Viele Gelehrte, welche diese Bekanntmachung vernommen hatten, gedachten sich ein Königreich zu verschaffen, indem sie immer neue Schlußverse dichteten und dem König vortrugen. Weil aber die beiden Verse nicht darunter waren, die seinem Wunsche entsprochen hätten, mußten sie alle wieder abziehen, wie sie gekommen waren, ohne daß ihnen der König Beachtung schenkte.

Jene sechs Verse aber waren in aller Leute Munde, und wo sie gingen, da sagten sie dieselben her. So kam es, daß auch der Mönch, der sich dort in des Königs Park aufhielt, sie von einem Kuhhirten hörte, welcher sie hersagte. Da dachte er: „Ei, woher weiß denn der alles das, was ich zu tun beliebte?"

Er rief also den Hirten an und fragte ihn: „Guter Mann, wer hat denn diese sechs Verse gemacht?"

„Der Beherrscher dieser Stadt hat sie gemacht," erwiderte der Hirt; und dann erzählte er, was es mit den Versen auf sich hatte.

Da machte der Mönch die beiden Schlußverse und prägte sie dem Hirten ein. Dieser aber sagte sie vor dem König her:

„Ich, der sie getötet habe
Und zu töten vermag, bin nah."

Auf des Königs Frage berichtete der Hirt, daß ein Mönch im Haine die Verse gedichtet hatte, ward vom König reichlich belohnt und zeigte ihm den Hain. Der König machte sich dorthin auf den Weg; und dabei zitterte er wie Espenlaub. 6

Der Mönch, der ihn in dieser Verfassung herankommen sah, sagte zu ihm: „Vor Leuten wie ich, o König, die

5. Diese Strophe ist also eine Samasyā-Strophe. Vgl. 43,5.
6. Wörtlich: „wie ein Blatt des Zitterblattes" (d. i. des Aśvattha-Baums, ficus religiosa).

sich zu beherrschen wissen, brauchst du keine Angst zu haben."

Darauf fiel der König vor ihm nieder und setzte sich dann. Und als der Mönch zu ihm sagte: „Alles das war nur die Frucht deines feindseligen Handelns", da antwortete ihm der König: „Erweise mir armem Menschen die Gnade, dieses Reich entgegenzunehmen." Aber der Mönch erwiderte ihm:

„Was sollte ich mit deinem Reiche anfangen, das für mich nicht mehr Wert besitzt, als ein Hälmchen Stroh? Habe ich doch alle Beziehungen zum Weltleben gelöst! Aber – so fügte er mahnend hinzu – diese feindselige Gesinnung ist eine dichte Reihe von Wäldern des Unheils; du solltest ihr unter allen Umständen entsagen."

Darauf stellte der Mönch Betrachtungen über seine Sünde an und gelangte dadurch auf den guten Pfad.

Der König aber regierte noch lange sein Reich, kasteite sich, als sein Lebensabend gekommen war, und ging gleichfalls einen guten Gang.

195. Erzählung

Dhanaśrī
oder
Das Böse, das du andern getan hast, fällt auf dich zurück

In der Stadt Ābhōraṇapura lebte ein Kaufherr Dhanya. Der hatte von seiner Gemahlin Dhanaśrī zwei Söhnchen.

Nun ging in dieser Stadt bei Tag und bei Nacht ein Yōgin umher, welcher Dhavalanātha hieß, und erbettelte auf der Königsstraße, an den Straßenkreuzungen, auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen der Kaufleute, in den Tempeln und an anderen verkehrsreichen Orten seine Nah-

rung, und dabei sagte er immer die Worte: „Was einer tut, das wird er ernten."

Eines Tages hörte Dhanaśrī, was der Yōgin sagte, und dachte: „Ob seine Rede wohl wahr oder falsch ist?" Um's zu erproben, gab sie ihm zwei Pfannkuchen, die sie mit einem sehr starken Gifte versetzt hatte.

Der Yōgin nahm die beiden Pfannkuchen und reichliche andere Speisen, die ihm geschenkt wurden, ging an einen Teich vor der Stadt, reinigte sich Hände, Mund und andere Körperteile mit dessen Wasser und wollte sich eben setzen, um sein Mahl zu verzehren, als Dhanaśrīs beide Söhnchen dorthin kamen, um zu spielen.

Der Anblick dieser schönen, zarten und wohlgesitteten Knäblein machte dem Yōgin so großes Vergnügen, daß er ihnen die beiden Pfannkuchen schenkte.

Die Kinder aßen sie, tranken Wasser darauf und legten sich an Ort und Stelle unter einem Baume nieder; und da das Gift seine Wirkung tat, so starben sie beide. Der Yōgin aber kehrte nach Hause zurück.

Als Dhanaśrī erfuhr, daß ihre Kinder gestorben waren, glaubte sie, eine Schlange oder ein anderes giftiges Tier habe ihren Tod verursacht; und mit der Zeit legte sich ihre Trauer.

Eines Tages geschah es, daß sie denselben Yōgin umherziehen sah und seinen gewohnten Spruch hersagen hörte. Da erschrak sie und dachte: „Hat er denn die Pfannkuchen gar nicht gegessen?" Um ihren Zweifel loszuwerden, fragte sie ihn:

„Heda, Yōgin! Habt Ihr die beiden Pfannkuchen, die ich Euch gab, gegessen, o Herr, oder habt Ihr sie weggeworfen oder verschenkt?"

Da erzählte er ihr auf ihre Frage alles, was sich ereignet und was sie sich selbst zugezogen hatte.

Als sie das hörte, ward ihr bei des Yōgin Worten der

Zusammenhang klar. Sie klärte den Yōgin über das ganze Ereignis auf und entließ ihn. Selbst aber führte sie fortan ein der Religion geweihtes Leben.

196. Erzählung

Die vier weltfremden Brahmanen

In dem Orte Haristhala lebten vier miteinander befreundete Brahmanensöhne. Der eine hatte Philosophie studiert, der zweite Astrologie, der dritte Grammatik und der vierte Medizin. Trotzdem aber fehlte es ihnen an der klugen Urteilskraft, die sie befähigt hätte, das Getriebe des praktischen Lebens zu verstehen.

Eines Tages machten sie sich alle vier, jeder von Stolz auf seine Gelehrsamkeit gebläht, auf den Weg, verließen ihre Heimat und wollten sich die Wunder fremder Länder besehen. Sie rasteten in einer Stadt, um ein Mahl zu sich zu nehmen, und jeder ging an sein Geschäft. Dem Philosophen nämlich lag es ob, Schmelzbutter zu holen, dem Sterndeuter, die Stiere zu hüten,[1] dem Grammatiker, das Mahl zu kochen und dem Arzte, für Kompott zu sorgen.

Während sich der Philosoph mit der geholten Schmelzbutter auf dem Rückweg befand, dachte er: „Ist die Butter das Substrat des Topfes oder der Topf das Substrat der Butter?" Um die Frage zu entscheiden, kehrte er die Öffnung des Topfes nach unten, und die Butter fiel heraus in den Schmutz.

Dem zweiten, der die Stiere weiden sollte, geschah es, daß diese sich weit entfernten, indem sie die grünen Grashalme verzehrten, welche sie in Mengen vorfanden. Da

1. Sie sind also auf einem mit Stieren bespannten Wagen verreist.

sah er in seinem Lehrbuch der Astrologie nach, um festzustellen, ob sie sich unter einem „blinden“[2] Sternbild des Tierkreises entfernt hätten, oder unter einem „schielenden“, oder unter einem „triefäugigen“, oder unter einem „mit himmlischem Auge“, unter einem „beweglichen“ oder „festen“ Zeichen des Tierkreises. Und während er noch darüber nachgrübelte, waren seine Stiere über alle Berge.

Der Grammatiker kochte das Essen. Er hörte, wie das Mus aus Reis und Hülsenfrüchten es immer „khad-bad, khad-bad“ machte. Da dachte er: „In welcher Grammatik steht doch das Wort, und nach welcher Regel ist es gebildet?“ Und während er darüber nachsann, verbrannte ihm sein Mus.

Der vierte ging inzwischen, um Kompott zu holen, und fand auch auf dem Markte eine schwere Menge Kompottpflanzen, als da sind Bananen und Mangofrüchte und Gurken und Waldäpfel[3] und Senf und Jivantī und wie sie alle heißen. Da dachte er: „Ich werde mich hüten, diese Früchte zum Kompott zu nehmen. Denn sie verursachen schwere Krankheiten der drei Grundsäfte des Körpers: des Windes, der Galle und des Schleims.

> Heil dem Nimba![4] Er ist im Kali-Zeitalter[5] der Götterbaum,[6] voll von Ästen und Zweigen. Er nimmt den Wind, zerstört die Galle, vernichtet die Würmer, entfernt den Schleim und üblen Geruch, vertreibt Aussatz und Gift, heilt die Wunden, befördert die Verdauung, reinigt und ist den Kindern gesund. Darum neiget euch vor dem Nimba!“

Also nahm er die Bestandteile des Kompotts vom Nimba-

2. „Blind“ heißen Widder, Stier und Löwe in der Nacht, die Zwillinge, der Krebs und die Jungfrau bei Tage. 3. Aegle Marmelos, nicht mit unserm Holzapfel zu verwechseln. 4. Azadirachta indica, ein Baum mit bitteren, aber als Heilmittel sehr geschätzten Blättern. 5. S. 5,1. 6. S. 36,2.

Baum, dessen zahlreiche Tugenden das Lehrbuch der Medizin in der eben angeführten Weise preist, und brachte sie seinen Gefährten.

Und so kam es, daß von den vier Leuten, obwohl jeder seine Wissenschaft gründlich studiert hatte, keiner seine Aufgabe bewältigen konnte, weil es ihnen an der Kenntnis des praktischen Lebens gebrach.

197. Erzählung

Die beiden Brahmanensöhne
oder
Eine zweite Erzählung von weltfremden Leuten

In der Stadt Dhārāvāsa lebten zwei Brahmanensöhne, welche Śrīkaṇṭha und Vaikuṇṭha hießen. Beide hatten zwar die verschiedenen Zweige der philologischen Wissenschaft studiert; in der Lehre von den Ursachen und Folgen und vom Zusammenhang der Dinge indessen waren sie nicht bewandert, und vom Handel und Wandel der Welt verstanden sie kein Haar.

Eines Tages fiel es den beiden ein, daß ohne Auslandsreisen eine abgeschlossene Bildung nicht möglich sei. Denn ein Spruch besagt:

> Wie der Träger geistiger Vorzüge, so ist das Wissen; der Träger des Wissens aber ist so, wie die Bildung; der Träger der Bildung ist der Verkehr mit Weisen; dessen Träger aber sind die Reisen.

In dieser Überzeugung begaben sie sich mit der Absicht, ins Ausland zu reisen, ins Weichbild der Stadt, und als sie nun weiter wandern wollten, nahmen sie ihre Zuflucht zu Sprüchen,[1] um sich durch sie leiten zu lassen.

1. Metrische Sprüche aus Lehrbüchern sind gemeint.

Da sahen sie, wie ein großer Leichenzug einen toten Mann nach dem Verbrennungsplatze brachte; und sogleich erinnerten sie sich des Verses:

„Wo viele Menschen schritten, ist der Pfad.“ 2

Darum gingen sie dem Leichenzuge nach. Die Teilnehmer an demselben verbrannten ihren Toten und kehrten heim. Die beiden gelehrten Narren dagegen blieben stehen, wo sie standen, und sannen auf weitere Sprüche. Da sie nun einen Esel in ihrer Nähe stehen sahen, fielen ihnen die Verse ein:

„Wer an Königsschwelle
Und Leichenstelle
Treu bei dir stand,
Der ist dir verwandt.“

Da sagten sie: „Weil dieser hier bei uns steht, so ist er unser Verwandter.“ Also nahmen sie den Esel und gingen mit ihm weiter. Auf einmal sahen sie, wie ein Kamel mit schnellen Schritten auf sie zukam. Da dachten sie an den Spruch:

„Schnell ist des Rechtes Gang“

und hielten das Kamel für das Recht. Und weil sie sich sogleich eines andern Verses erinnerten, welcher die Mahnung ausspricht:

„Wer teuer dir, den kette du ans Recht!“,

so stellten sie folgende Erwägung an: „Weil dieser Esel mit uns verwandt ist, so ist er uns teuer; und weil dieses Kameles Gang schnell ist, so ist es das Recht. Der Spruch aber mahnt: „Wer teuer dir, den kette du ans Recht!“ Also banden sie den Esel „ans Recht“, nämlich an den Hals des Kameles, und schritten fürbaß.

Als es Mittag ward und die beiden einen tüchtigen

2. Der Vers kann auch bedeuten: „Wo ein großer Mann geschritten ist, da ist ein Pfad.“

Hunger hatten, kamen sie in einem Dorfe an das Haus eines Brahmanen, der ein Leichenmahl für seine Ahnen gab.[3] Da setzten sie sich zum Mahle nieder. Sie fanden die Tafel mit ganz vorzüglichen Windbeuteln besetzt, die große Hohlräume hatten und ihrer Verzehrer harrten. Doch die beiden Brahmanen folgten dem Spruche:

„Wo etwas hohl ist, sammelt sich das Unheil."

Sie ließen die Spritzkuchen stehen und gingen so hungrig weiter, wie sie gekommen waren.

Da sahen sie vor sich einen mächtigen Strom, dessen Wasserfülle das Ufer und die Baumgruppen überflutete, die auf demselben standen. Trotzdem versuchten sie, ihn zu durchschreiten. Plötzlich bemerkte Vaikuṇṭha, wie Śrīkaṇṭha in der Flut fortgerissen abwärts trieb. Da dachte er: „Ich stehe hier und rufe ohn' Unterlaß Hari[4] an, und inzwischen wird mein Genosse trotz seiner angeborenen trefflichen Körperkraft dahingetrieben!" Während er so überlegte, was er tun sollte, kam ihm folgende Strophe ins Gedächtnis:

„Droht dem Weisen das *Ganze* zu schwinden,
Gibt er die *Hälfte* aus seinen Händen.
Mit der *andern* kann er sein Werk vollenden,
Des *Ganzen* Verlust ist schwer zu verwinden."

Diesen Spruch beherzigte Vaikuṇṭha, der herrlichste aller gelehrten Tröpfe, indem er seinen Bruder mit seinem scharfen Schwerte mitten entzweihieb und die eine Hälfte desselben aus dem Strom ans Ufer trug.

Und auf diese Weise gerieten sie beide ins Unglück.[5]

3. Vgl. 157,16. 4. Den Gott Viṣṇu. 5. Beide kommen in die Hölle, der eine als Mörder, der andere, weil eines gewaltsamen Todes gestorben. S. 46,5.

198. Erzählung

Die Königin Kanakasēnā
oder
Übung macht den Meister

In einer Stadt Rāmapura lebte König Durgēśa mit seiner Königin Kanakasēnā. Dieser Fürst war zwar in allen Künsten bewandert, zeichnete sich aber wie Arjuna[1] ganz besonders in der Kunst des Bogenschießens aus.

Als sich nun die Königin einst zu süßem Schlummer gebettet hatte, drang ihr in der ersten Nachtwache das widerwärtige Geschrei einer Eule wie Gift ins Ohr, und sie sagte zum König: „Ich fürchte mich!" Und der König, welcher die Kunst verstand, mit seinem Pfeil etwas zu treffen, wenn er es nur hörte, schoß seinen Pfeil in der Richtung des Eulenschreis ab.

In der zweiten Nachtwache aber vernahm die Königin an derselben Stelle wiederum den Schrei einer Eule, genau so wie das erstemal, und sagte zum König: „Ei, Herr! Wohin ist denn deine Pfeilkunst, die dem Schall nach zu treffen vermochte? Nun weiß ich genug! Deine Prahlerei, du verständest nach dem Schall zu treffen, lässest du in aller Welt verbreiten, obwohl hinter ihr ebenso wenig steckt, als hinter dem Donner einer herbstlichen Wolke. Die Eule ist noch lebendig, sonst könnte sie ja nicht wieder schreien."

Als der König sie so reden hörte, fühlte er sich ein wenig beschämt und schoß einen zweiten Pfeil nach dem Eulenschrei. Aber in der dritten und in der vierten Nachtwache ließ sich auf dem nämlichen Baume wiederum die Eulenstimme vernehmen, und jedesmal, wenn die Königin sie hörte, teilte sie dies lachend dem Herrscher mit. Ihre Worte beschämten ihn, und wie vorher schoß er jedesmal einen Pfeil ab.

1. Vgl. 12,1 und 163.

Am Morgen schickte der König seine Diener aus, die verschossenen Pfeile zu holen, und als sie zurückkamen, brachten sie die vier Pfeile und zusammen mit ihnen vier tote Eulen. Da sagte er zur Königin: „Sieh hier die toten Eulen, welche ich getötet habe, weil ich die Kunst besitze, nach dem Schall zu treffen!" Und nun rühmte er fortwährend selbst seine Kunstfertigkeit, wobei er gewaltig lachte. Die Königin aber sagte zu ihm: „Laß ab von diesem Stolz, o König; denn er ist für die Tugenden dasselbe, was ein Waldbrand für die Wälder ist: er vernichtet sie. Sei nicht hochmütig ohne Grund. Denn:

> Der Sonnengott,2 der nur mit den Himmelsgegenden umkleidet auf seinem Haupte den Mond trägt, duldet die Schmerzen, die ihm diese überschwere Last verursacht; mit Angst vor Rāhu 3 wandert der Mond dahin, und die Menge der Schlangen fürchtet sich vor Garuḍa.4 Da das Haus der Perlen der Ozean ist und da das Gold sich noch heute auf dem Berge des Götterkönigs 5 befindet: was kann jemand da verschenken oder behalten und was in der Welt erwerben, worauf er ein Recht hätte, stolz zu sein?

Und außerdem, Herr, wird durch Übung das Schwierigste leicht."

So sagte die Königin, und dann ging sie hin, gürtete sich fest und hob ein Elefantenkalb auf, welches an demselben Tage geboren war. Und das wiederholte sie Tag für Tag, bis der junge Elefant sechzehn Jahre alt geworden war. Als er dieses Alter erreicht hatte und sie ihn einst dahingehen sah, sagte sie zum König: „Hast du jemanden in deinem Reiche, o Herr, der imstande wäre, allein diesen

2. Der Sonnengott ist hier mit Śiva gleichgesetzt, weil die Sonne als einer der Leiber Śivas gilt. Vgl. das Einleitungsgebet zu Kālidāsas Śakuntalā. Śiva trägt auf seiner Stirn den Halbmond (s. 72,5). 3. S. 56,1. 4. S. 128,1. 5. Dem Mēru; s. 12,8.

Elefanten emporzuheben?" „Ich habe niemand," sagte der König. Die Königin aber machte sich bereit, gürtete ihr Kleid, und gewandt wie sie war, hob sie allein diesen Elefanten empor, als wäre er erst an diesem Tage geboren gewesen.

Als der König diese ihre gewaltige Kunstfertigkeit sah, war er höchlichst erstaunt, und die Königin erzählte ihm, wie sie sich geübt hatte. Ihre Rede wirkte auf ihn wie ein Heilmittel, welches das Gift seines Hochmuts entfernte, so daß auch er von nun an, solange er noch die Erde beschirmte, überzeugt war, daß Übung den Meister macht.

199. Erzählung

Der Brahmane, welcher Bharaṭaka hieß
oder
Wie's die Toren treiben

Im Dorfe Dhaṇasāgara lebte ein Brāhmane, welcher Bharaṭaka hieß.1 Der hatte weder Weib noch Kind noch sonstige Angehörige, und als es eine Teuerung gab, so ging er bettelnd von Haus zu Haus, kam eines Abends in die Wohnung des Wäschers Dhūsara und verzehrte darin einen Mehlbrei. Später verließ er sein Dorf, wanderte überall umher, in Dörfern, Flecken, Städten und wo sonst noch Menschen wohnten, und da sein gutes Schicksal es wollte, so kam er nach der Stadt Kṣitipratiṣṭhita und ward der Oberhofpriester des Herrn derselben, des Königs Naracandra. Er änderte seinen Namen und ließ sich Gōvinda nennen, und reichlich ergossen sich die Gnadenbeweise des Königs über seine Person. Um's kurz zu machen: er mochte angeben, was er wollte, ob's gereimt

1. S. 34,1.

war oder ungereimt, der König hieß es gut und sah's als Vorbild an. Denn das Glück der Menschen ist an bestimmte Orte gebunden.

> In hundert Städte muß man gehen, und Hunderte von Fertigkeiten muß man lernen, und hundert Fürsten muß man dienen; denn jedes Menschen Glück ruht an bestimmtem Ort.

Eines Tages kam nach jener Stadt ein Schauspieler namens Kuśala; der verstand sich auf Gesang mit und ohne Tanz und Instrumentalbegleitung, auf Pantomimen, kurz auf die Künste der Schauspieler und ähnlicher Leute. Er führte dem König seine Kunst vor, welche selbst die Götter in Erstaunen gesetzt haben würde. Der König aber tat, als sähe er nichts von alledem und gab ihm keinen Heller dafür.

Da sagte ein Mann, der vermitteln wollte, zu ihm:

„Der König, bester Mime, gleicht einer schweren Wolke; wie die nicht ohne den Nordwind ihren Regen strömen läßt, so läßt dir der König seine Gaben nicht strömen, wenn ihm das Auge des Oberhofpriesters nicht zublinkt. Zeige darum vor diesem deine Kunst, um sein Herz zu erfreuen, damit er dich lobt und der Fürst dir daraufhin reiche Gabe spendet!"

Das ließ sich Kuśala nicht zweimal sagen, sondern begab sich nach des Hofpriesters Palast. Alle Leute strömten in den Gesellschaftssaal, und als er sich gefüllt hatte, zeigte der Schauspieler seine Kunst, die diesmal ganz besondere Bewunderung hervorrief. Sie folgte genau den Satzungen, die die Dramaturgen der Vorzeit aufgestellt hatten, und zeigte in reicher Fülle die Taten der verschiedensten Männer des Altertums, und die verschiedensten Kostüme erhöhten ihren Reiz. Gōvinda aber saß unbeweglich da wie eine gemalte Puppe, verstand von alledem nichts und zeigte weder Zufriedenheit noch Freude.

Inzwischen war die vierte Nachtwache herangekommen, und der Schauspieler hatte sich müde getanzt. Trotzdem trat er nochmals auf, in der Absicht, im Kostüm des Śiva zu tanzen. In der Hand hielt er einen Menschenschädel. Der Schlangenschmuck, den er, seiner Rolle entsprechend, an Händen und Ohren, am Hals, an den Hüften und anderen Teilen seines Körpers trug, gab ihm ein fürchterliches Aussehen. Von einem Band, das er um den Hals gelegt hatte, hing ein Kranz kopfloser Leiber herab. Seine Stirn schmückte ein drittes Auge, dessen Glanz weithin sichtbar war. Er hielt den Körper der Durgā 2 an seiner Brust und ließ die große Verblendung erscheinen. 3 Fürchterlich kleidete ihn ein mit herabrinnenden Blutstropfen behaftetes Elefantenfell, während die Menge von Asche, mit der er seinen Leib bestrichen hatte, diesem eine schöne weiße Farbe verlieh, die noch erhöht wurde durch reichliche Kampferblüten, durch Jasmin, Lotusblumen und die Mondsichel, so daß seines Körpers leuchtender Glanz den Gott in den Schatten stellte, der mit sieben Rossen fährt. 4 Ein Diadem von feuerroten, wilden Flechten türmte sich auf seinem Haupte, und um den schrecklichen Anblick auf die Spitze zu treiben, führte er, seiner Feinde Scharen bedrohend, den Speer und alle die anderen Waffen. Auf dem Haupte trug er den Götterstrom. 5 Dazu ritt er auf einem mächtigen Stier, den ein einziges hohes Horn schmückte.

Indem er so im Kostüm eines großen Bühnenhelden auftrat, in der Meinung, der Hofpriester werde einem solchen geneigt sein, sagte er, um sein Herz zu erfreuen: „Jetzt will ich Bharaṭakas Taten verkünden.“ 6

Als das der Priester hörte, dachte er: „Meine Taten,

2. Seiner Gemahlin. 3. Durch die man die sichtbare Welt als wirklich vorhanden betrachtet. Śiva ist der Herr der Verblendung, darum der Gott der Zauberer und Hexen. 4. Den Sonnengott. 5. Die Gaṅgā. S. 8,1 und 55,7. 6. Bharaṭaka ist ein Name Śivas.

wie ich im Hause des Wäschers den Mehlbrei verzehrt habe, soll der Schuft nicht ausplaudern!"[7]

Und um ihm die Gelegenheit dazu abzuschneiden, machte er ihm ein großes Geschenk an Gold und anderen Kostbarkeiten.

Als das die Anwesenden sahen – und nicht wenig Leute befanden sich in der Versammlung – ließen auch sie reichlich Geld und Gut auf ihn herniederregnen.

Der Schauspieler, der diese Gabe erhalten hatte, dachte:

„Ei, hat er mir schon vor Beginn der Aufführung der Taten des Bharaṭaka, des heilgen Großen Gottes, ein so reiches Geschenk gemacht, was wird er mir da erst schenken, wenn ich die vollständige Geschichte erzähle!"[8]

Darum kam er am nächsten Tage wieder und sprach dieselben Worte; und der Hofpriester schnitt ihm auch diese Gelegenheit durch ein Geschenk ab.

Als sich der Schauspieler aber am dritten Tage anschickte, dieselben Worte zu sprechen, rief ihm dieser Obererznarr zu:

„Was willst du verkünden du elender Schuft! So rede doch, was du willst, und troll' dich! Ich hab' im Hause eines Wäschers Mehlbrei gegessen. Hast du sonst noch was zu erzählen?"

Als die Anwesenden alle das hörten, schmähten sie den Priester heftig und sagten: „Durch dies sein übles Betragen hat er uns alle verunreinigt!"

Und als der König davon erfuhr, ward er von diesem mit Schimpf und Schande aus der Stadt verbannt – infolge seiner eigenen Dummheit.

Und von da an lebte er wieder im Elend, er mochte kommen, wohin er wollte.

7. Der Wäscher gehört einer niederen Kaste an, mit der der Brahmane nicht in Berührung kommen durfte. 8. Die volkstümlichen Dramen (svāṅg) sind in ihrem ganzen Bau episch; daher hier geradezu als „Erzählung" bezeichnet. Diese Dramen sind älter, als die

200. Erzählung

Der Goldschmied
oder
Der Undankbare

Nur wenige erinnern sich einer empfangenen Wohltat. Denn:

> Den sehe ich nicht, der eine Freundestat vergilt. Denn eines jeden Gesinnung schlägt um, sobald er seinen Zweck erreicht hat.

Und ferner:

> Nicht die Gebirge sind mir zur Last und nicht zur Last sind mir die Meere: zur größten Last aber sind mir die Undankbaren, zur Last diejenigen, die das Vertrauen mißbrauchen. 1

Und man kann sagen, daß diejenigen Leute noch unter den Tieren stehen, welche der Wohltat, die ihnen andere erwiesen haben, nicht gedenken. Denn:

> Nach unserer Meinung stehen diejenigen Menschen, die der Wohltat nicht gedenken, welche andere ihnen erwiesen, noch unter den Tieren. Der Tiger, der Affe und die Schlange ehrten den Brahmanen; der Goldschmied stürzte ihn ins Unglück.

Dies verhielt sich, wie folgt.

Im Dorfe Bahalasara wohnte ein ehrlicher Brahmane, namens Sāraka. Der war so arm, daß es ihm nicht gelingen wollte, seinen Hunger zu stillen. Darum zog er in Städten und anderen Wohnorten der Menschen umher, seine Speise erbettelnd. Auf seiner Wanderung kam er

höfischen Kunstdramen. Ich habe sie schon im Veda nachgewiesen. S. den lit. Anhang.

1. Woher das Zitat ist, ist mir unbekannt. Jedenfalls enthält es Worte der Erde.

einst in einen Wald, als plötzlich, Yamas[2] Rachen vergleichbar, eine Zisterne vor ihm aufgähnte. Er sah hinein, bemerkte, daß in sie ein Tiger, ein Affe, eine Schlange und ein Mensch hinabgestürzt waren, und vernahm ihr Flehen: „Du Diadem der Menschen, du Lotusblume unter den Männern![3] Errette uns aus dieser Not und Pein! Denn das ist der Weg, welchen die Männer wandeln, die die Zier der Erde bilden:

> Wer einen Geängstigten stützt und einen ins Unglück Gestürzten herauszieht und einen Schutzbegehrenden rettet: das sind die drei, die den Schmuck der Erde bilden.
>
> Die Edlen tun wohl, weil ihre Natur sie dazu zwingt; vermute dahinter keine äußere Ursache. Die Wolke bewässert die Saaten und füllt die Seen, ohne dafür einen Lohn zu fordern."

Als er sie in dieser Weise jammern hörte, trat er hart an den Rand des Brunnens, um sie herauszuziehen. Sind doch die Guten von selbst jederzeit bereit, anderen zu helfen! Denn:

> Auf wessen Weisung verscheucht der Gott, der mit sieben Rossen fährt,[4] die Finsternis? Oder von welchem der Geschöpfe lassen sich die neugeborenen Wolken um ihren Regen bitten? Wer muß erst flehend seine Hände zu den Bäumen am Wege erheben, damit sie ihm ihren Schatten spenden? Sind doch diese Guten stets gegürtet, anderen wohlzutun: das erheischt die Sitte ihrer Familie.[5]

Der Brahmane, dem sein reines Herz gebot, anderen zu helfen, flocht also aus Ranken von Schlinggewächsen, aus Baumbast und ähnlichem Material ein langes und

2. S. 1,8. 3. D. h. „du edler Mann, du schöner Mann!" 4. Der Sonnengott. 5. Darum ist also für einen Mann aus guter Familie Wohltun Pflicht: noblesse oblige.

festes Seil und zog mit dessen Hilfe nacheinander den Tiger und die beiden andern Tiere heraus. Als er aber zuletzt auch den Goldschmied emporziehen wollte, rief ihm der Affe zu:

„Das ist ein Goldschmied, bester Mann, also ein Undankbarer! Und darum ist es nicht geraten, ihm zu helfen; denn ihm mangelt die Selbstzucht.

> Würfeln, dem Feuer, Pferdebesitzern,6 Leuten die Schwerter tragen, Hetären, den Frauen, dem Wasser und den Goldschmieden soll man nicht trauen, selbst wenn man volle hundert Jahre mit ihnen zusammengewohnt hat."

Trotz dieser Warnung zog der Brahmane auch den Goldschmied heraus, weil es ihm Freude machte, andern beizustehen.

Darauf sagten die Geretteten zu ihm: „Komm' einmal nach Kāḍambarīpurī, unser Erretter!" Und dann gingen sie alle, jeder an seinen Ort.

Sāraka machte sich nach Kāḍambarīpurī auf. Als er in der Nähe der Stadt war, sah ihn der Tiger, erkannte ihn, und da er ihm einen Gegendienst leisten wollte, tötete er den in der Nähe spielenden Sohn des Königs, schenkte dem Brahmanen dessen kostbares Geschmeide und ging, nachdem er so seine Schuld abgetragen hatte, wieder in den Wald.

In der gleichen Weise erkannte ihn der Affe und bewirtete ihn mit vielen Früchten, Blumen, Blättern und anderen Dingen, die der Wald ihm bot.

Darauf begab sich Sāraka in die Stadt. Dort sah ihn der Goldschmied, erkannte ihn und führte ihn in seinen Laden. Der Brahmane gab ihm des Prinzen Geschmeide mit der Bitte, es zu verkaufen. Als der Goldschmied aber sah, daß die Schmuckstücke mit des Königs Namen gezeichnet waren, erkannte er, daß sie dem Königssohne gehört

6. Wohl = Roßtäuschern.

hatten und zeigte sie dem König. Dieser hielt den Brahmanen für den ruchlosen Mörder seines Sohnes und übergab ihn den Caṇḍāla 7 zur Hinrichtung.

Wie er nun so zur Richtstatt geführt ward und auf dem Wege dahinschritt, erblickte ihn jene dankbare Schlange. Da dachte sie:

„O weh! Ein Unheil ist über meinen Wohltäter hereingebrochen, der so reinen Herzens ist. Ich will ihm einen Gegendienst erweisen und ihm auf diese Weise meine Schuld abtragen!"

So dachte die Schlange und biß des Königs Tochter, die in der Nähe spielte. Durch Anwendung eines Schlangenzaubers ging sie darauf in der Königstochter Mund ein 8 und sprach: „Dieser Brahmane wird sie wieder beleben; außer ihm vermag es keiner zu tun."

Kaum hatte der Brahmane das Mädchen mit der Hand berührt, so war es wieder lebendig.

Da der König aber seine Tochter über alles liebte, so überhäufte er den Brahmanen, welcher ihr einem Lebenselixier gleich das Leben geschenkt hatte, mit Ehren; und als er dessen ganze Geschichte von Anfang an erfahren hatte, ward er zornig und verbannte den Goldschmied aus seinem Land.

201. Erzählung

Der Brahmane Dāmōdara
oder
Die guten Werke

In der Stadt Saṇakaccha herrschte einst ein König namens Puraṃdara; der behauptete, daß alles Gute und

7. S. 5,5. 8. Es ist an ein magisches Eindringen ihrer Seele in die Leiche zu denken, aus der sie dann spricht; vgl. 128. 164.

alles Schlimme von **ihm** herrühre. Und da er infolge dieser seiner innersten Überzeugung sehr hochmütig war, so kümmerte er sich kein Haar um das Schicksal, die Götter, die Dämonen, die Menschen und die guten Werke.

In seiner Hofversammlung fanden sich beständig zwei Brahmanen ein, welche Dāmōdara und Sundara hießen. Der eine aber von diesen, Dāmōdara, stimmte dem nicht bei, was der König behauptete, sondern sagte: „Alles Gute und alles Schlimme kann nur die Folge der guten und bösen[1] Taten sein, welche die Menschen in früheren Existenzen vollbracht haben. Denn:

> Weder fruchtet die Gestalt, noch die Familie, noch Charakter und Wissen, noch schwerer Dienst, der durch die Geburt über einen verhängt ist; nur die Guttaten, welche man durch frühere Kasteiung angesammelt hat, die bringen zu ihrer Zeit dem Menschen ihre Frucht, wie auf Erden die Bäume.

Und ferner:

> Männern, welche sich anstrengen, bringt der Schatz ihrer Werke alle ihre Schicksale. Durch die Ausbutterung des Meeres gewann Hari die Lakṣmī, Hara das Gift."[2]

Der zweite Brahmane dagegen, Sundara, pries nur immer den König und sprach: „Es kann nichts Gutes und nichts Schlimmes eintreten, außer durch den König."

Die Folge war, daß der Fürst den anderen weniger ehrte, als seinen Lobredner Sundara.

Eines Tages, als die beiden Brahmanen sich wieder darum stritten, ob die gegenwärtige Tat oder die durch

1. „und bösen" fehlt im Text. 2. Vgl. 7,3. 20,6. 47,1. Als bei der Ausbutterung des Ozeans das gewaltige Gift Hālāhala zum Vorschein kam, welches die ganze Welt zu verbrennen drohte, trank Śiva (= Hara) es, um die Welt zu retten, und verbrannte sich dadurch den Hals, der seitdem schwarzblau gefärbt ist.

frühere Taten angesammelten guten Werke den Ausschlag gäben, beschloß der König, diesem Streit ein Ende zu machen und die Richtigkeit seiner eigenen Ansicht zu beweisen. Darum schenkte er beiden schöne Reisfrucht und schöne Gewänder; aber vor den Augen aller Höflinge schenkte er dem Sundara obendrein einen Wachskürbis. 3

Sundara war ein Pantoffelheld; und so gehorchte er auch diesmal seiner Frau, als sie ihm befahl, den Kürbis sofort auf dem Gemüsemarkt einem Händler zu verkaufen.

Auch Dāmōdara zeigte die Reisfrucht und die übrigen Geschenke seiner Frau und erzählte ihr, daß Sundara dasselbe erhalten hatte, wie er, und obendrein den Kürbis. Da schickte auch seine Frau ihn auf den Gemüsemarkt, trug ihm aber auf, einen Wachskürbis zu kaufen; und als er hinkam, fügte es das Schicksal so, daß er gerade jenen Kürbis wählte und heimtrug.

Als er dann allein war, schnitt er ihn auf. Da sah er, wie aus ihm eine Menge Kostbarkeiten zum Vorschein kamen, wie Perlen, Edelsteine, Gold und herrliches Geschmeide, und erkannte daran, daß eben diese die Frucht war, die der König verschenkt hatte. „Der König“, dachte er, „hat einen Unterschied machen wollen; aber durch den Schatz der guten Werke, die ich besitze, ist es gut abgelaufen.“

Am nächsten Tage trat Dāmōdara in der Hofversammlung an, geschmückt wie sein göttlicher Namensvetter; 4 denn er trug die vom König stammenden Kleidungsstücke, Juwelen und andere Schmucksachen, und entbot dem König seinen Segensgruß. Sundara dagegen trat ungeschmückt und mit zerrissenem und schmutzigem Gewand in die Versammlung.

Der König sah Dāmōdara in seinem Geschmeide und Sundara in seinem häßlichen Anzug und fragte sie, wie beide dazu kamen. Und als er die Ursache erfahren hatte,

3. Benincasa cerifera. 4. Dāmōdara ist auch ein Name Viṣṇus.

da sah er ein, daß alles, was er getan hatte, so nutzlos gewesen war, wie die Zitzen am Halse der Ziege,[5] und daß die in einem früheren Dasein von Dāmōdara vollbrachten guten Taten gegen ihn recht behielten. Er erzählte vor allen Mitgliedern seiner Hofversammlung, welches Spiel er mit den beiden Brahmanen getrieben hatte, und war von Stund an darauf bedacht, keinen Tag ohne gute Werke vergehen zu lassen.

5. S. 172,1.

Neunte Woge

202. Erzählung

Die Hausfrau Vaïjī
oder
Das Weib siegt

In dem Dorfe Bhāṇabhāṭaka lebte einst ein Hausvater, welcher Jayata hieß. Seine Hausfrau, namens Vaïjī, war gewaltig scharf, schrecklich wie eine Tigerin, häßlich und boshaft in ihrem Wesen. Sie keifte ohn' Unterlaß und führte einen schlimmen Wandel, verunzierte ihre Familie, hatte allzeit einen Betrug zur Hand und liebte weder ihren Mann noch sonst wen in ihrer Umgebung. Mit letzterer und vor allem mit ihrem Manne haderte sie fortwährend nach Herzenslust. Um's kurz zu machen: da er die Erfahrung machte, daß sie ein üppiger Schößling am Baume des Kali-Zeitalters[1] [Wortspiel: des Streites] war, so dachte er ernstlich daran, sich das Leben zu nehmen. Heißt's doch:

> „Ach, meine Schöne! Warum beträgst du dich nicht schön?" — „Warum tust du selbst es nicht?" „Scheusal! du widersprichst mir Tag für Tag!" „Dein Vater ist ein Scheusal!"[2] — „Schäm dich! Wenn du den Mund auftust, dann mußt du schimpfen!" — „Wer ist verlogener und wer schimpft mehr, als du?" — Welches Glück soll zwei Gatten erblühen, die immer

1. S. 5,1. 2. Die Beschimpfung der Eltern ist eine besonders schwere Beleidigung.

so miteinander zanken, als wollten sie sich beißen, und die dadurch nur sich selbst zu quälen streben?"

Bei dem Hause der beiden stand ein Feigenbaum, und und in diesem wohnte ein Yakṣa,[3] der es mit anhören mußte, wie Mann und Frau Tag und Nacht so entsetzlich miteinander haderten, sich alles erdenkliche Böse wünschten und einander alle ihre Schwächen vorwarfen. Ihre Worte drangen ihm wie Spieße in die Ohren und peinigten ihn so, daß er sich aus dem Staube machte und seine Wohnung auf dem Aste eines Baumes nahm, der im Weichbilde der Stadt am Ufer eines Teiches stand. Bald darauf hielt auch Jayata die Pein nicht länger aus, sondern verließ bei Nacht und Nebel seine Wohnung. Heißt's doch:

> Schmacklose Speise, Vermögen der Tochter, ein Haushalt ohne Freude [oder: Liebe], und ein betrügerischer Mensch: wie könnte man auf diese vier seine Hoffnung setzen?

Er lief ziellos umher und blieb gerade unter dem Baum am Teichufer stehen. Der Dämon sah ihn, erschien ihm aus nachbarlicher Freundschaft, fragte ihn in aller Form, ob seine Pfade glücklich gewesen und erwies ihm die Ehren, die man einem Gaste schuldet.

Jayata fragte ihn: „Wer bist du denn?" Der Dämon aber sprach: „Ich, lieber Freund, bin der Geist, der in dem Feigenbaume wohnte, welcher bei deinem Hause stand. Aber das fortwährende Keifen deiner Frau hat mich so gequält, daß ich an diesen Ort gezogen bin. So kommt es, daß ich dich jetzt bewirte. Nun höre! Ich habe die Absicht, des Königs Tochter in Besitz zu nehmen, welche hier spielt, und will sie nur gesunden lassen, wenn du sie mit der Hand berührst. Das wird dem König solche Freude machen, daß er dir Gold die Menge dafür schenkt."

Nachdem der Dämon dies gesagt hatte, ergriff er die

3. S. 29,1.

dort spielende Prinzessin. Da ließ der König unter Trommelwirbel verkünden, er werde dem, der sein Kind gesund mache, so viel Geld dafür geben, als er begehren werde. Jayata berührte die Trommel 4 und heilte das Mädchen genau so, wie der Geist es ihm aufgetragen hatte. Der König gab ihm eine schwere Menge Geld, und Jayata hatte sein Glück gemacht.

Eines Tages spielte unter dem Feigenbaum Surūpa, der wunderschöne Sohn eines Karawanenbesitzers, und ward von demselben Dämon ergriffen. Jayata erfuhr davon und kam zu ihm, um ihn in derselben Weise zu heilen. Als ihn der Dämon bemerkte, fuhr er ins Ohr 5 und sagte zu ihm: „Was willst du hier?!" Geistesgegenwärtig antwortete ihm Jayanta:

„Ach Dämon, lieber Freund! Mach', daß du fortkommst! Meine Frau Vaïjī – du kennst sie doch? – ist da, und ich bin gekommen, es dir zu melden, da du mein Freund bist."

Kaum hatte das der Dämon gehört, so war er auf und davon, wie eine Krähe. 6 Jayata aber erhielt nun auch noch von dem Karawanenbesitzer eine schwere Menge Geld.

203. Erzählung

Śāradānanda

oder

Mancher kommt auch durch eine sachgemäße Angabe zu Schaden

In der Stadt Viśālā 1 regierte einst König Nanda; der hatte einen Sohn Vijayapāla, einen Minister, welcher

4. Zum Zeichen, daß er der Aufforderung nachkommen will. 5. Wohl dem Besessenen. Möglicherweise hat der Erzähler hier seine Quelle mißverstanden. S. den literarischen Anhang. 6. S. 103,4.
1. = Ujjayinī.

Bahusruta hieß, und einen Oberhofpriester Śāradānanda. Die Königin hieß Bhānumatī.

Da der König in seine Gemahlin gewaltig verliebt war, so mußte sie auf seinen Wunsch selbst in der Hofversammlung ihm stets zur Seite bleiben. Kurz:

> Ob er saß oder lag oder ging oder badete oder sprach oder aß oder sang oder erwarb oder stand: der König ließ die Großkönigin nicht von sich.

Da dachte der Minister:

> „Wenn ein Arzt, ein geistlicher Lehrer und ein Minister einem nach dem Munde reden, so ist es bald um seinen Leib, seine Moral und seinen Schatz geschehen."

Und da er seines Herrn Vorteil im Auge hatte, so sagte er zu ihm:

„Es geziemt sich nicht, daß die Königin immerfort und überall in deiner Majestät Nähe weilt. Denn:

> Der König, das Feuer, der geistliche Lehrer und das Weib führen ins Verderben, wenn sie uns allzu nahe sind, und sind sie fern, so gewähren sie keinen Nutzen. Drum soll man sich bei ihrem Dienste mäßigen.

Laß darum die Königin malen und stelle ihr Bild im Thronsaal dir zur Seite auf."

Da ließ der König ein Bild der Königin malen und zeigte es dem Hofpriester. Śāradānanda aber vergaß die Klugheitslehre und sagte, weil er seines Wissens Trefflichkeit zu zeigen begehrte:

„Am linken Schenkel der Königin, Herr der Erde, ist ein Leberfleck vergessen." Da dachte der König: „Dieser Leberfleck kann wohl mir bekannt sein oder der Königin; wie aber könnte dieser davon wissen? Sicher steht er mit ihr in Verbindung." Und infolge dieser mangelhaften Überlegung sagte er zu seinem Minister: „Laß den Hofpriester hinrichten!"

Der Minister dachte:

„Vorschnell soll man kein Werk tun. Unbedachtsamkeit zieht die schwersten Übel nach sich. Des Glückes Genien lieben gute Eigenschaften und werben selbst um den, der mit Vorbedacht handelt."

An diese Klugheitslehre dachte der Minister und verwahrte den Hofpriester heimlich in seinem Hause.

Eines Tages verfolgte des Königs Sohn einen Eber, um ihn zu jagen, und drang dabei tief in den Wald ein. Als es Abend ward, trank er Wasser aus einem See und verbrachte dann die Nacht aus Furcht vor den Tigern auf einem Baume.

In diesem Baume wohnte ein Yakṣa.[2] Der ging in den Leib eines Affen ein und bewirkte, daß dieser den Prinzen zuerst in seinen Schoß und sich selbst später in des Prinzen Schoß bettete. Als aber das Schicksal einen hungrigen Tiger an diesen Ort führte, warf der Prinz auf dessen Aufforderung hin den Affen hinab, so daß er dem Tiger in den Rachen stürzte.

Über des Königssohnes widersinniges Tun mußte der Tiger lachen, so daß der Affe aus seinem Rachen entwischte. Da weinte der Affe und sprach auf des Tigers Frage:

„Ich weine um die, o Tiger, welche ihre eigene Sippe verlassen und am Umgang mit Leuten Gefallen finden, die andern Sippen angehören. Wie kann es solchen Toren gut gehen?"

Da schämte sich der Königssohn.

Aber jetzt fuhr der Yakṣa in ihn, so daß er besessen ward. Der König, welcher die Spur des Rosses verfolgte, das sein Sohn geritten hatte, fand ihn auf und brachte ihn nach seinem Palaste zurück; doch überall, wohin der Prinz auch kam, sprach er nichts als die vier Silben vi sē mi rā.

Der König wandte eine Menge von Zaubersprüchen,

2. S. 29,1.

Diagrammen und Formeln an, mußte aber erkennen, daß sie wirkungslos blieben. Da erinnerte er sich Śāradānandas und dachte kummervollen Herzens: „Wo ist mein Hofpriester, der in allen Künsten bewandert war und mir durch seine Güte nützte, in der ihm niemand gleichkam!“ Und er ließ die Trommel rühren und versprach dem Helfer die Hälfte seines Reichs.

Als der Minister den Schall der Trommel und des Königs Versprechen hörte, ging er zum König und sprach: „Majestät! Meine Tochter weiß hier klugen Rat.“ Da begab sich der König mit seinem Sohne in des Ministers Haus. Dort stand der in allen Künsten erfahrene Śāradānanda, hinter einem Vorhang verborgen, und sagte mit einer Mädchenstimme:

> vi̲śvāsapratipannānāṃ
> vañcanē kā vidagdhatā?
> aṅkam āruhya suptānāṃ
> hantuṃ kiṃ nāma pauruṣam?

„Welche Schlauheit gehört dazu, vertrauensselige Leute zu betrügen? Und welcher Mannesmut, diejenigen zu töten, die sich auf unseren Schoß gelegt haben und da entschlummert sind?“

Als der Prinz dies gehört hatte, sprach er die erste Silbe nicht mehr aus. Śāradānanda sprach weiter:

> s̲ētuṃ gatvā samudrasya
> gaṅgāsāgarasaṃgamē
> brahmahā mucyatē pāpaiḥ;
> mitradrōhī na mucyatē.

„Wenn ein Brahmanenmörder an das Meeresufer pilgert, wo sich die Gaṅgā in den Ozean ergießt, so wird er seiner Sünden ledig; nicht aber wird ihrer ledig, wer einen Freund verraten hat.“

Da ließ der Prinz auch die zweite Silbe weg; Śāradānanda aber sagte:

mitradrōhī kṛtaghnaś ca,
stēyī, viśvāsaghātakaḥ:
catvāro narakaṃ yānti,
yāvac candradivākarau.

„Der Verräter seines Freundes und der Undankbare, der Dieb und der, der das Vertrauen mißbraucht: diese vier fahren zur Hölle, solang der Mond und das Gestirn des Tages scheint."

Jetzt ließ der Prinz auch die dritte Silbe weg, und Śāradānanda sprach:

rājaṃś tvaṃ rājaputrasya
yadi kalyāṇam icchasi,
dēhi dānaṃ supātrēbhyō:
gṛhī dānēna śudhyati.

„König! Wenn dir deines Sohnes Wohl am Herzen liegt, so spende Gaben an würdige Empfänger. Der Hausbewohner 3 läutert sich durch Gaben."

Als Prinz Vijayapāla das vernommen hatte, sprach er auch die vierte Silbe nicht mehr aus. Er ward gesund und erzählte, was er im Walde getan und wie er den Affen an den Tiger verraten hatte. Kaum hatte er geendet, so sagte der König:

„Du wohnst in der Stadt, gutes Mädchen; wie kommt's, mein Töchterchen, daß dir bekannt ist, was sich im Walde zwischen Affen, Tiger und Menschen zugetragen hat?"

Da nahm der Hofpriester wieder seine eigene Stimme an und sagte in der Absicht, aus des Königs Herzen den Dorn zu ziehen, der ihn quälte:

3. Gegensatz: der Mönch, der haus- und heimatlos ist.

„Durch Gottes und meines Lehrers Gnade sitzt Sarasvatī[4] auf meiner Zungenspitze. Darum, o König, ist mir's bekannt, genau so wie Bhānumatīs Leberfleck."

Darauf traten Hofpriester und König einander gegenüber, und beide freuten sich sehr.

204. Erzählung

Der Goldschmied Śēkhara
oder
Der Betrug

In dem Orte Saṃkalasara herrschte einst ein König Mahāsēna, und in demselben Orte wohnte ein Goldschmied, welcher Śēkhara hieß, der klug war wie kein zweiter und ausgelernt in den listigsten Gaunerstreichen.

Einst trug der König diesem Goldschmied auf, ihm eine kostbare, aus herrlichen, in Gold gefaßten Edelsteinen bestehende Halskette herzustellen.

Tagsüber arbeitete Śēkhara in Gegenwart des Königs an dieser Kette; in der Nacht dagegen machte er für sich selbst eine ähnliche Kette aus künstlichen Glasjuwelen, die er in Messing faßte.

Wenn er nun an des Königs Halskette arbeitete, so warf der truggewandte Goldschmied immer ein Stück Fleisch aufs Dach[1] unter dem Vorwande, es der Śakti als Opfergabe darzubringen,[2] und täglich kam ein Geier und holte sich das Fleisch.

4. Die Göttin der Weisheit; s. 8,5.

1. Die Arbeit nimmt er auf dem Dache vor. 2. Śakti, von der śivaïtischen Sekte der Śākta verehrt, ist Śivas als dessen Gemahlin gedachte wirkende Kraft, die unter dem Symbol des Weibes verehrt wird.

In dieser Weise wurden die beiden Halsbänder, das des Königs in des Königs Gegenwart und das des Goldschmieds in des Goldschmieds Hause, beide dem Aussehen nach einander gleich, im Laufe von sechs Monaten fertig. Als aber der letzte Tag gekommen war, warf der Goldschmied sein eigenes Halsband in einen mit Wasser gefüllten Topf und nahm ihn mit sich nach des Königs Palast. Darauf bestrich er vor des Königs Augen dessen Halsband mit Rötel und warf es in seinen Topf, nahm dann an des echten Stelle sein eigenes heraus und legte es aufs Dach, wo er sonst das Fleisch hinzulegen pflegte. Der Geier, der wie bisher lüstern auf das Fleisch gelauert hatte, nahm wie vorher das Fleisch so diesmal des „Königs" Halsband und flog mit ihm davon in weite Ferne.

Als der Goldschmied sah, daß er weg war, ließ er seinen Heuchlertränen freien Lauf, schlug mit seinem Kopf auf die Erde und rief: „Ach, König! Ach, Schicksal! Wohin ist mein Lohn, den ich mir durch schwere Arbeit erworben? Wohin das Geschenk, das mir der König obendrein als Zeichen seiner Zufriedenheit gegeben hätte!" Und dabei warf er sich wieder und wieder auf den Boden.

Der König, der diese starken Äußerungen seines Schmerzes sah, sprach zu ihm: „Gräme dich nur nicht, guter Mann! Die Schuld liegt ja an mir, weil ich das Halsband nicht gut genug verwahrt habe. Nur meiner Nachlässigkeit ist es zuzuschreiben, daß dieses Edelsteingeschmeide meiner Hand entrissen ward."

Mit diesen und ähnlichen Worten tröstete er ihn und zahlte ihm den Lohn für seine Arbeit aus. Sēkhara aber nahm ihn und trug ihn heim.[3]

3. Daß er seinen Topf mit dem Halsbande des Königs mitnahm, wird als selbstverständlich nicht erwähnt. Da bei einem derartigen Auftrag der König das Gold und die Juwelen liefert, so hat der Goldschmied den König natürlich auch um diese geprellt.

205.—208. Erzählung

Die vier Kenner

In der Stadt Sundarapura herrschte einst ein König namens Narasundara. In dessen Hofversammlung traten einmal Rūpacandra, Rūpasēna, Candrasēna und Guṇaratna, vier Männer von gewinnendem Aussehen, sprachen den Segensgruß und fügten hinzu: „Wir suchen einen Dienst.“ Der König fragte sie, welche Kunst ein jeder von ihnen verstände, und sie sagten: „Majestät! Wir sind der Reihe nach Kenner der Rosse, der Speisen, der Betten und der Menschen.“ Als der König das vernahm, behielt er sie in seinen Diensten.

205. Erzählung: Rūpacandra der Rossekenner

Eines Tages sagte der König zu demjenigen von ihnen, welcher sich auf die Rosse verstand: „In meinem Marstall, Freund, befinden sich schöne Rosse. Sie stammen von sehr kräftigen edlen Hengsten ab, erhalten das gleiche Futter und sind eines so alt, wie das andere, als ob sie demselben Wurfe angehörten, und doch ermatten die einen von ihnen in allen fünf Gangarten, während die andern es nicht tun. Wie kommt das?“

Der Rossekenner erwiderte: „Laßt mich sie einmal sehen, Majestät! Dann will ich sogleich den Grund angeben.“ Und als er sie betrachtet hatte, fuhr er fort: „Die einen von diesen Rossen, Majestät, sind mit Milch von Büffelkühen getränkt worden, die andern mit der Milch von gewöhnlichen Kühen; daher kommt dieser Unterschied in ihrer Gangart.“ Der König fragte: „Woran kann man das prüfen?“ Der andere sprach: „Laß sie eine Weile ganz gehörig umhertreiben und dann an einen Teich zur Tränke

führen. Dann will ich bestimmen, zu welcher der beiden Gruppen ein jedes von ihnen gehört."

Da tat der König, wie der Rossekenner ihm geraten hatte, und als es geschehen war, sagte dieser zu ihm: „Diejenigen Pferde, Majestät, die sich im Wasser gesetzt haben, nachdem sie davon getrunken, die haben als Fohlen Büffelmilch getrunken; diejenigen dagegen, welche das Wasser sofort wieder verlassen haben, nachdem sie ihren Durst gestillt, haben gewöhnliche Kuhmilch getrunken."

Der König ließ die Leute kommen, welche die Füllen gepflegt hatten, ließ sich über die Aufzucht von Anfang an Bericht erstatten, ersah daraus, daß der Rossekenner in den Kennzeichen der Pferde tatsächlich erfahren war und ehrte ihn mit einem reichen Geschenke.

206. Erzählung: Rūpasēna der Speisekenner

Am folgenden Tage wollte der König sehen, wie der zweite, Rūpasēna, sich auf die Speisen verstand. Rūpasēna mußte sich zum Essen auf ein goldenes Stühlchen setzen, und dann ward ihm in einem aus Edelsteinen bestehenden Teller und einem Krüglein aus Juwelen ein Kuchen aus Kōdrava[1] und schlechtem Korn nebst Öl und ein Salat aus Blättern aufgetragen.

Da der Speisekenner aber sogleich merkte, daß die Speise des Stuhles und des Tellers unwert war, nahm er den Kuchen in die Hand, setzte sich auf den Boden und aß.

Der König staunte über diese Sachkunde und fragte ihn:

„Guter Mann! Seit meiner Kindheit bis heutigen Tages esse ich Speisen, welche aus den Reiskörnen bereitet sind, die das nahe Ackerbaudorf liefert, und ich litt nicht im geringsten an Verdauungsstörungen, Galle und Winde, Schwäche, Magerkeit und wie die Krankheiten alle heißen.

1. Ein von den Armen gegessenes Getreide.

Heuer habe ich von demselben Reis gegessen, und eine Menge Erkrankungen war die Folge. Woher kommt das?"

Darauf antwortete Rūpasēna: „Ich will von dem Reise essen und dann die Ursache angeben." Am nächsten Tage ließ er sich den Reis auf angemessenem Teller auftragen und nahm von ihm mit der Hand, um zu essen, stand aber auf, ohne es zu tun; und auf des Königs Frage erklärte er: „Majestät! Auf dem Felde, auf welchem diese Reiskörner gewachsen sind, ist im vorigen Sommer ein räudiges Kamel verendet. Daher sind diese Reiskörner ungesund ausgefallen."

Da ließ der König den Eigentümer des Feldes kommen, ließ sich von ihm genau berichten, wie er seinen Reis gesät hatte und was sonst mit dem Felde vorgegangen war, ersah daraus mit Staunen, welche Kennerschaft Rūpasēna besaß und machte ihn, weil er in der Kunst des Essens erfahren, ganz besonders zu einem Gefäße seiner Gnade.

207. Erzählung: Candrasēna der Bettenkenner

Am folgenden Tage wollte der König den Dritten, Candrasēna, auf seine Bettenkenntnis prüfen und sagte zu ihm:

„Wenn ich in diesem Bette und auf dieser Matratze liege, guter Freund, so genieße ich niemals das Glück eines guten Schlafes. Ich empfinde viele körperliche Beschwerden und habe eine Menge schlimme Träume. Woran liegt das?"

Candrasēna sprach: „Majestät! Ich will mich einmal hineinlegen, dann werde ich sagen, woran es liegt." Der König gestattete es; Candrasēna aber stand sofort wieder auf, sprang heraus und sagte zu ihm: „Dieses Bett, o Herr, ist aus mangelhaftem Holze gezimmert. Die Mangelhaftigkeit des Holzes ergibt sich aus diesen Sprüchen:

Man meide eine Bettstelle, die voll lebender Wesen,

kurz, zerbrochen, unbequem, schmutzig, mit einem Fußbrett (?) versehen und aus Agallocheholz gezimmert ist.

Das Holz für Betten und Stühle ist nur dann gut, wenn es aus nicht mehr als vier Teilen zusammengefügt ist. Sind fünf oder mehr Holzteile dazu verwendet, so geht der Besitzer nebst seiner Familie zugrunde.

Und in dieser Matratze befindet sich eine Eberborste. Kein Wunder also, daß es niemandem in diesem Bette wohl sein kann! Um's kurz zu machen: auch zu mir würde, wenn ich auf dieser Matratze läge, des Schlafes Wonne keinen Augenblick kommen, so wenig wie eine grollende Geliebte."

Der König dachte: „Wie ist es möglich, daß der Mann den Mangel des Holzes und in einer Matratze, die so weich ist, weil sie aus den dünnsten Fädchen der feinsten Baumwolle besteht, eine Eberborste erkennen kann!" Er ließ also den Tischler und den Tapezier kommen, stellte die Beschaffenheit des Holzes und das Vorhandensein des Eberhaares fest, war höchst erstaunt, und da er Vorzüge zu schätzen wußte, so belohnte er auch diesen Kenner so, daß ihm nichts mehr zu wünschen übrig blieb.

208. Erzählung: Guṇaratna der Menschenkenner

Endlich wollte der König die Fähigkeiten Guṇaratnas prüfen, welcher sich auf die Kenntnis der inneren und äußeren Eigenschaften der Menschen verstand. Darum sagte er zu ihm:

„Guter Freund! Ich habe da eine wunderschöne Königin — Subhagā heißt sie —, die ist mir teurer als mein Leben. Da sie aber Jahr für Jahr gebiert, so muß ich mir stets eine Zeitlang den Genuß ihrer Liebe versagen. Woran liegt das?"

Als Guṇaratna das gehört hatte, sagte er: „Du, o Herr, bist mein Vater, die Königin ist meine Mutter.[2] Wenn sie nun heimlich einmal in der Nacht zu mir kommen wollte, nachdem sie sich gebadet, gesalbt, gekleidet, Betel gekaut, Blumen, goldenes Geschmeide und ihren andern Schmuck angelegt hat, so will ich dir wahrheitsgetreu berichten, wie es mit ihr steht."

Der König war sehr neugierig und befahl darum der Königin, nach Guṇaratnas Worten zu tun. Kaum aber sah dieser sie kommen, so entsetzte er sich vor ihr wie vor einer Schlange, lief aus dem Zimmer hinaus und sagte zum König: „Majestät! Als sie noch ein kleines Kind war, ist ihr die Mutter gestorben. Darauf wurde sie mit Ziegenmilch großgezogen. Daher kommt es, daß sie alle Jahre gebiert. Ja, aus dem unerträglichen üblen Geruch, welcher allen ihren Leibesöffnungen nach allen Seiten hin entströmt, habe ich erkannt, daß sie in ihrer Kindheit eine sehr große Menge Ziegenmilch getrunken hat."

Da zog der König aus ihrem Vaterhaus Erkundigungen ein, erfuhr, daß es mit dem Tode der Mutter während der Kindheit der Königin und mit dem Ziegenmilchtrinken der letzteren seine Richtigkeit hatte, freute sich noch mehr über Guṇaratna, als über die anderen und erwies ihm, dem trefflichsten aller Menschenkenner und Menschenprüfer, seine ganz besondere Huld.

2. Dadurch weist er von vornherein jeden Verdacht ab, daß er zu der Königin unerlaubte Beziehungen anknüpfen könnte.

209. Erzählung

Die drei Freunde
oder
Man soll sich der Religion befleißigen

Diese Erzählung ist bis auf die moralisierende Einleitung wörtlich Hēmacandras Pariśiṣṭaparvan III, 149 ff. entlehnt. Wir unterlassen darum hier den Abdruck und verweisen auf Hertels Ausgewählte Erzählungen aus Hēmacandras Pariśiṣṭaparvan, Leipzig, W. Heims 1908, S. 139 ff.

210. Erzählung

Der Goldschmied Khēmala
oder
Des Freundes Klugheit

In Vasantapura lebte einst ein Kaufherr Dhana; den hatte seine Gemahlin Śrīmatī mit vier Söhnen beschenkt, welche Sūra, Pūra, Dhīra und Vīra hießen. Als aber Śrīmatī in den Himmel eingegangen war, gründete jeder der vier Söhne, die verheiratet waren, einen besonderen Hausstand. Sie teilten unter sich das Geld, das Getreide, das Gold, das Silber, die Dienerschaft und den sonstigen Besitz ihres Vaterhauses und nahmen ihn mit sich, und jeder beköstigte abwechselnd den Vater in seinem neuen Heim.

Als nun der Kaufmann Dhana in seinem Alter so beköstigt wurde, war er sehr unglücklich; denn das Geld war in den Händen seiner Söhne; seine Schwiegertöchter aber, welchen gemeinsam seine Pflege oblag, waren gegenein=

ander voll Mißgunst bis obenan, und so kam es, daß ihm beim Bad, beim Essen, beim Sitzen und Liegen und in allen sonstigen Beziehungen jede Bequemlichkeit abging.

Der Goldschmied Khēma, der von Kind auf mit ihm befreundet war, hörte davon, wie schlecht es Dhana ging, und suchte ihn in seinem Hause auf, um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen. Und als er über die ganze Lage unterrichtet war, in der sich der Kaufherr befand, sagte er zu ihm: „Du hast nicht recht daran getan, lieber Freund, daß du all dein Geld deinen Söhnen geschenkt hast, ohne dich vorher bei mir zu befragen."

Der Kaufmann erwiderte: „Das Geld ist alles in den Händen meiner Söhne, und meine Schwiegertöchter haben nur beißende Worte für mich. Und da mir obendrein meine Frau gestorben ist, so ist auch für mich das beste der Tod. Denn:

> Für einen Alten, dem seine Gemahlin gestorben,
> dessen Vermögen in der Gewalt seiner Söhne ist
> und den die Reden seiner Schwiegertöchter verletzen,
> ist der Tod besser als das Leben."

Diese kummervollen Worte seines Freundes betrübten den Goldschmied, und er sprach:

„Nimm diese Kassette, lieber Freund. Sie ist voll falscher, messingener Dīnāre, und obenauf liegt ein echter Golddīnār. Wenn sich nun eine deiner Schwiegertöchter nur ein wenig liebreich gegen dich erweist, so nimm vor ihren Augen den Golddīnār aus der Kassette, gib ihr denselben und sprich zu ihr: „Besorge mir Konfekt und anderes, etwas recht Gutes zu essen und zu trinken!"

Der Kaufmann hielt diese kluge Erfindung seines Freundes für ein unfehlbares Mittel und handelte nach seiner Weisung. Die Schwiegertochter zeigte den Dīnār heimlich ihrem Mann, und dieser ließ von nun an aus Habgier seinem Vater täglich die allerbeste Pflege angedeihen, bei

Sitz und Lager, bei Mahl und Bad, in der Kleidung und wo er ihrer sonst bedurfte.

So erwies sich die List seines Freundes für den Kaufmann als eine wahre Wunschliane;[1] denn da sein Sohn ihn jetzt in dieser Weise verpflegte, so hatte sie ihm ein höchst angenehmes Leben beschert.

211. Erzählung

Die Brahmanentochter
oder
Des Schicksals Schrift kann niemand ändern

In Vālāśaragrāma lebte einst ein Brahmane Vidyānanda, welcher nicht nur in Grammatik, Rhetorik und Poetik, Metrik und vielen anderen Wissenschaften lückenlose Kenntnisse besaß, sondern auch ganz besonders in der Astrologie bewandert war.

Diesem Brahmanen schenkte in seinem Alter seine Gemahlin Yamunā noch ein Töchterchen. Der Greis stellte seinem Kinde selbst das Horoskop, und als er über dem siebenten astrologischen Hause, welches „Gemahl" heißt, nachsann, fand er, daß im sechsten Monat nach seiner Tochter Hochzeit deren Gemahl sterben müsse.

Da dachte er: „O weh! Meine Tochter muß schon als Kind zur Witwe werden. Doch da läßt sich nichts tun. Denn daran ist kein Zweifel, daß die auf dem Horoskop stehenden Planeten das seit Alters feststehende Schicksal künden. Und das Schicksal ist allerorten übermächtig. Denn:

> Warum schilderst du jede einzelne Tat Rāmas, die dem zehnhälsigen Dämon Rāvaṇa[1] Entsetzen ein-

1. S. 36,2.
1. S. 49,1.

flößte: wie er als Kind Śivas Bogen zerbrach,[2] wie er Jamadagnis Sohn besiegte, welcher auf seines Lehrers Wort die Erde aufgab,[3] und wie er den Ozean durch eine Brücke in Fesseln schlug?[4] Das Schicksal schildere, das selbst diesen mit Gewalt davongeführt, so daß nur noch die Sage von ihm kündet.

Was bedeutet dies mein armes Töchterlein dem Schicksal gegenüber, und was bedeute ich ihm gegenüber, ich Grashalm unter den Menschen?"

So dachte er und unterwies mit Seelenruhe seine Schüler weiter in den Wissenschaften, bis seine Tochter in das Alter kam, in dem es galt, sie zu vermählen.

Eines Tages, als er in einem Lehrbuch der Astrologie las, stieß er auf eine Stelle, in der es hieß: „Ein Mädchen, welches sich unter dieser Konstellation vermählt, kann unter keinen Umständen Witwe werden."

Er stellte fest, um welche Konstellation es sich handelte, und dachte: „Seltsam! Meine Tochter muß sechs Monate nach ihrer Hochzeit verwitwen, und diese Konstellation ist so beschaffen, daß ein Mädchen, welches unter ihr die Ehe schließt, nicht Witwe werden kann. Da will ich doch sehen, was mächtiger ist, das Schicksal oder die Sterne."

In dieser Absicht gab der Vater sein Töchterchen einem reichen Brahmanensohn und traf seine Anstalten, es unter jener Konstellation zu vermählen, deren Eintritt durch ein von den 18 Fehlern freies Töpfchen[5] festzustellen war. Da er in allen astrologischen Lehrsystemen völlig bewandert war, sorgte er für Safran, Reis und Sesam.

Wenn man ein Gefäß, welches aus zehn Pala[6] geschmolzenen Kupfers hergestellt ist, gerundet hat,

2. Rāmāyaṇa I, 67. 3. Rāmāyaṇa I, 75 f. 4. Rāmāyaṇa VI, 2. 21. 22. 5. Eine Wasseruhr. 6. Ein Gewicht und Hohlmaß.

so gebe man diesem Töpfchen eine Höhe von sechs Fingerbreiten.

Sein Durchmesser muß zwölf Fingerbreiten betragen. Und 60 Pala muß es fassen: ein solches Töpfchen wird von den Guten begehrt.

Ein Töpfchen also, welches genau diesen und den anderen Vorschriften entsprach, setzte er, als die heilige Sonne unterging, in eine mit reinem Wasser gefüllte Schüssel.

Er rezitierte:

„Schlafe nicht am unerwünschten Knotentag [7]
An dem Orte, der dem Himmel abgewandt." [8]

Weil er nun, während er diesen und die übrigen Pala-Verse hersagte, seine ganze Aufmerksamkeit auf seine Rezitation richtete, weil er den festlichen Augenblick kaum erwarten konnte, in dem seine Tochter ihrem Bräutigam die Hand reichte, und weil er schließlich eben ein alter Mann war, fiel in dem Augenblicke, in welchem er das Töpfchen in die Schüssel setzen wollte, ein Reiskörnchen von seinem Stirnzeichen in das Loch des Töpfchens und verstopfte es. Die Folge war, daß der Augenblick der günstigen Konstellation vorüberging. Dem Brahmanen dauerte es zu lange, bis sich das Töpfchen füllte; er sah nach und fand, daß das Körnchen das Wasser am Eindringen in das Töpfchen hinderte.

Da dachte er: „Wie zuverlässig ist doch die Astrologie! Weil meine Tochter der Witwenschaft nicht entgehen kann, so durfte sie im günstigen Augenblick ihrem Bräutigam nicht die Hand reichen."

So dachte er und vermählte seine Tochter, trotzdem die Konstellation vorüber war.

Ehe aber der sechste der folgenden Monate ablief, biß eine Schlange ihren Gemahl; und sie ward Witwe.

7. Der 15. und 30. Tag des Monats. 8. Diese Worte sind an die Sonne gerichtet. Sie drücken den Wunsch aus, daß sie nicht im Nadir verharre, sondern wieder aufgehe.

212. Erzählung

Der Kanzler
oder
Die Klugheit

In der Stadt Vasantapura herrschte einst ein König namens Puraṃdara. Als dieser eines Tages ganz plötzlich starb, ward sein noch kleiner Sohn vom Kanzler über das Reich gesetzt.

Diese Gelegenheit benutzte der ihm feindliche König von Katsch, welcher Pārasika[1] hieß und gehört hatte, daß der neue König noch ein ganz kleiner Knabe war, und rückte heran, um ihn anzugreifen. Als er aber in das Weichbild der Stadt Vasantapura gekommen war, sagte sein Kanzler zu ihm:

„Majestät! Wie auf der Säule ein Haus, so ruht das Reich jenes Königs auf der Klugheit seiner Minister. Ist sie hervorragend, so ist es fest gegründet. Liegt dir darum dein Reich, dein Leben und dein sonstiges Heil am Herzen, so solltest du dich erst danach umsehen, ob er einen betagten Minister hat, oder nicht. Je nach dem Ergebnis magst du dann entscheiden, ob du gegen ihn ziehen willst."

Als der König das gehört hatte, sagte er: „Gib dir Mühe, das herauszubringen, und zwar schnell!"

Um nun die Minister des Feindes zu prüfen, sandte der Kanzler des Königs von Katsch zu jenem einen redegewandten Boten mit einem Schreiben. Der Bote übergab dem Fürsten den Brief, und dieser las ihn. Er lautete aber, wie folgt:

„Es ist hier, dort ist es nicht. Dort ist es, hier ist es nicht. Es ist sowohl hier als dort. Es ist weder hier noch dort. Dergleichen sende mir!"

1. „Der Perser".

Der König geriet in die größte Verlegenheit; denn er wußte weder, was er darauf antworten, noch was er tun sollte.

Da trat sein alter Kanzler Subuddhi in die Hofversammlung, fragte seinen Herrn nach dem Grunde seiner Verlegenheit, erfuhr von ihm, welchen Brief der feindliche König gesandt hatte und sagte:

„Warum macht sich deine Majestät darüber Gedanken? Laß mich nur machen! Ich will die Antwort nicht schuldig bleiben."

Darauf ging er nach Hause, überlegte sich die Sache in der Nacht und ließ sich am nächsten Morgen folgende Leute kommen: eine Hetäre, die den zutreffenden Namen Rūpasundarī [„die Lieblichgestaltete"] führte, einen Jainamönch, der aussah, wie das fleischgewordene Asketenleben, einen Kaufmann, welcher passend Kubēra 2 hieß und einen Bettler, der nur mit einem zerrissenen Fetzen bekleidet war, einen Scherben von einem zerbrochenen Topfe trug, von erbettelter Speise lebte, und dem es schwer ward, seinen Hunger zu stillen. Diese alle gab er jenem Boten mit.

Als der feindliche Kanzler die Hetäre und die anderen sah, sagte er zu seinem Herrn:

„Auf dieses Königs Reich, o Herr, mache dir nur keine Hoffnung. Denn seines Ministers Klugheit macht ihn unüberwindlich."

Der König sagte zu ihm: „Wonach hattest du denn gefragt? Und was hat denn sein Minister geantwortet?"

Da sprach der Minister:

„Majestät! Ich hatte ihm die Rätselfragen „Es ist hier" usw. gesandt und ihn um Antworten ersucht. Nun hat er uns die Hetäre und die drei anderen Leute geschickt. Damit will er folgendes sagen:

Hier, in diesem Dasein, ist dieser Hetäre die Seligkeit

2. S. 1,9.

bereitet, welche in allen den reichen Genüssen besteht, die ihr der Verkehr mit geliebten Männern verschafft; dort aber, d. h. in ihrem nächsten Dasein, ist für sie keine Seligkeit vorhanden, weil sie da in die Hölle kommt. Das ist die erste Antwort.

Dort, im nächsten Dasein, ist diesem Mönche die Freude bereitet, welche ihm die Erlangung des Himmels und der Erlösung gewährt; hier, in diesem Dasein, ist ihm kein Glück beschieden; denn er darf nur schmacklose, erbettelte Speise genießen, darf nicht baden, muß sich das Haar ausraufen und auf dem Erdboden schlafen. Das ist die zweite Antwort.

Sowohl dort, sowohl in der andern Welt, ist diesem Kaufmann himmlisches Glück beschieden, weil er ein Jaina ist und darum auf alle Fälle zu einem Gotte wird; als auch hier, in diesem Leben, weil sein Reichtum ihm das Glück beschert, welches ihm alle die mannigfachen Genüsse der Sinne bereiten. Das ist die dritte Antwort.

Weder hier, in diesem Dasein, ist dem Bettler Glück beschert, weil er sein Brot erbetteln muß, noch dort, im anderen Dasein, weil er kein religiöses Leben führt und darum in die Hölle wandert. Das ist die vierte Antwort."

Als der König so den Sinn dieser Rätselantworten begriffen hatte, rief er: „Alle Achtung! Dieser Minister hat einen ganz hervorragenden Verstand!" – Und mit Staunen im Herzen kehrte er in sein eigenes Land zurück.

213. Erzählung

Der Vyāsa Laghuka
oder
Die Klugheit

In der gesegneten Festung Chāmpanēr, der Zierde der Provinz Gujarāt, regierte einst ein alter [oder: mächtiger] Schah, der gesegnete Mahimunda Vēgaḍā.[1] Bei ihm stand in hohen Ehren ein Brahmane, namens Laghuka, ein Vyāsa,[2] den er seiner Weisheit wegen zum Gefäße seiner Gnade gemacht hatte. Da nun die Kāzī, die Mullā, die Scheiche[3] und alle die übrigen Muhammedaner sahen, wie der Schah diesen Laghuka bei jeder Gelegenheit auszeichnete, so sagten sie zu dem Fürsten: „Herr, nach unserm Koran führt es zur Hölle, wenn man am Morgen einen Hindu bei sich sieht. Darum darfst du auch diesem Laghuka bei Tagesanbruch keine Audienz gewähren."

Um es also mit ihnen nicht zu verderben, sagte der Schah zu Laghuka: „Du darfst am Morgen nicht mehr vor mich treten."

Das tat Laghuka über die Maßen leid. Denn:

> Wenn man eines Edlen Ohr mit Beschimpfungen beleidigt, so begehrt dieser gewaltig auf. Wie soll der Mann, der einen Park betrachtet, dafür Schmähungen [oder: Peitschenhiebe] erdulden?

Darum verließ der Vyāsa die Stadt und schlug seine Wohnung im Dorfe Kaṭī auf.

Ebenso leid aber war es dem Schah, daß Laghuka nicht mehr bei ihm weilte, und um ihn wieder in seine Nähe zu

1. D. i. Mahmud Begarā, 1459—1511. 2. Ein Erklärer der religiösen Epen (Purāṇa). 3. Kāzī, muhamm. Richter; Mulla, muhamm. Gelehrter, Lehrer, Jurist, Priester; Scheich, Stammes- oder Dorfoberhaupt; Lehrer des Gesetzes und der Religion.

bringen, gebrauchte er eine List. Er legte nämlich seinen Mullā, seinen Kāzī, seinen Scheichen und den übrigen diese vier Fragen vor: „Was ist aller Dinge Same? Was ist aller Dinge Würze? Welches ist das dankbarste, und welches das undankbarste Geschöpf?"

Darüber zerbrachen sich nun diese Erznarren die Köpfe, vermochten keine Antwort zu finden und gingen nach Hause. Und als er ihnen am folgenden Tage dieselben Fragen vorlegte, da mußten sie gestehen: „Wir wissen es nicht." Der Schah aber sagte: „Laghuka ist außerordentlich klug; ohne ihn ist mir alle Freude benommen." Und um ihnen seine Klugheit zu beweisen, ließ er ihn mit allen Ehren aus Kaṭī zu sich entbieten und richtete an ihn in ihrer Gegenwart dieselben Fragen. Laghuka erwiderte: „Morgen früh werde ich darauf die Antworten geben." Dann kehrte er nach Hause zurück.

Als der Morgen dämmerte, begab er sich, angetan mit einem Gewand, in dem er würdig an dem Hofe des Schahs erscheinen konnte, in äußerst glänzendem Aufzug in die Hofversammlung. Er brachte Wasser, ein Stück Salz, einen Hund und einen Schwiegersohn mit und sprach: „Aller Dinge Same, o Herr, ist das Wasser, und aller Dinge Würze das Salz; das dankbarste Geschöpf ist der Hund, und der Eidam ist das undankbarste. Denn:

Bring mir zum Trunke Wasser geschwind,
Du holdes, lotusantlitziges Kind!
Ohne das Wasser, das sie erhält,
Müßte im Nu verdorren die Welt.

Du, Salzmeer, warst das erste aller Meere;
Und hat es deine Würze nicht,
Verdient das würzigste Gericht
Nicht des Genusses Ehre.

Ein schlechter Mensch kann sich
Mit keinem Hunde messen,
Der treu dem Herren dient
Nur für das bißchen Essen.
Trotz aller Wohltat wird
Kein Schurke dir geneigt,
Wie sich am Himmel nie
Ein schwankend Reislein zeigt. 4

Der zehnte der Planeten 5 ist der Schwiegersohn.
Bald naht er freundlich sich und bald mit Droh'n.
Mit Gaben will er stets begütigt sein
Und stellt sich immer bei der Jungfrau ein. 6

Zu einem Schurken, Eidam und Barbier,
Der schwarzen Kobra und dem Schwestersohn
Zugute, was du magst ersinnen dir:
Ein Dank der fünf wird niemals dir zum Lohn."

Als der gesegnete Schah Mahimunda so die richtigen Antworten auf seine Fragen vernommen hatte, beschenkte er den Vyāsa vor den Augen aller seiner Neider mit Gold, Rossen und anderen Kostbarkeiten, überhäufte ihn mit Ehren und Gnaden wie nie zuvor, und machte ihn hinfort zu seinem Günstling.

4. „Zweig (Ranke) am Himmel" sprichwörtlich für etwas Unmögliches. Vgl. 214,25. 5. Als Unheil bringend. 6. Wie der Planet ins Sternbild der Jungfrau tritt, so besucht der Schwiegersohn fortwährend seine noch jungfräuliche, bis zur Hochzeit im Elternhause wohnende Frau und muß dann nach indischer Sitte immer reich beschenkt werden.

214. Erzählung

Vijayā und der Kaufmann Vijaya

oder

Die Keuschheit

Im Lande Katsch liegt Ratnapura, die Krone aller seiner Städte. Śrī, die Göttin der Schönheit, des Reichtums und des Glückes, weilte in ihr ohne Unterbrechung, so daß die Stadt dem Weltmeer glich, dem Fundort der Perlen.

In dieser Stadt herrschte einst als Gemahl der Erde ein König Siṃha [„Löwe"], einem Löwen gleichend an Majestät und Macht, dessen Glut seine Feinde versengt hatte, so daß sie kraftlos geworden, wie Bäume, deren Saft das Feuer verzehrt hat. Seine Hauptgemahlin hieß Śrīmatī, ein Weib so schön wie Śrī, dessen wundervolle Anmut nur auf Bildern ihresgleichen fand. Zu derselben Zeit bekleidete daselbst das Amt des Stadtkaufmanns 1 ein Mann namens Arhaddāsa, der zeitlebens dem Arhat 2 in Liebe ergeben war und einem Hause glich, das sich das Glück in allen seinen Gestalten zur Wohnung erkoren hatte. Seine Gemahlin hieß Ārhatī, die Krone aller treuen Frauen, die ohne Falsch ihrem Gatten ergeben war wie Śrī dem Viṣṇu, ihrem göttlichen Gemahl. Beider Ehe war mit einem Sohne gesegnet, der an Schönheit den im Herzen entstandenen Gott 3 übertraf und Vijaya hieß. So konnte man die Familie mit der des Götterkönigs vergleichen, dem donnerkeilbewehrten Gotte, 4 seiner Gemahlin Indrāṇī und ihrem Sohne Jayadatta.

Bei einem Lehrer erlernte Vijaya nacheinander alle gesellschaftlichen Künste 5 und wuchs dabei beständig, lieblich anzuschauen, wie der Mond, und mit der Zeit reifte er zum

1. S. 9,3. 2. S. 1,2. 3. Den Gott der Liebe (Kāma). 4. Indra. 5. S. 57,1.

reinen Jüngling heran. Wenn er dahinwandelte, so glich er einem Netze, in welchem sich die Blicke schöner Frauen wie Gazellen verstrickten. Kein Wunder! denn an Künsten [Wortspiel: Mondphasen] kam er dem Geliebten des Nachtlotus, dem Monde, gleich, an Schönheit dem Gott, der das Krokodil im Banner führt,6 an Gelehrsamkeit dem Lehrer der Götter,7 an majestätischer Macht dem Śiva, an Tiefe dem Gemahl der Ströme,8 an erhabenem Glück dem Fürsten der Götter. So wuchs er heran, indem er allen Wesen seine Liebe zuteil werden ließ.

> Freigebigkeit vernichtet das Unglück, Keuschheit führt zu glücklicher Ehe, Kasteiung zerstört die Folge der Taten, und völlige Läuterung der Seele beseitigt das Dasein.

Unter diesen Dingen aber sog der verständige Jüngling vor allem – wie ein Cātaka das Wasser der Wolken9 – die Majestät der Keuschheit in sich ein, wie sein Lehrer sie ihm enthüllte:

> „Die Keuschheit ist das höchste Gut; die Keuschheit ist der beste Segen für alles, was da lebt; die Keuschheit ist Errettung aus allem Unglück; die Keuschheit ist das Vaterhaus des Glückes in allen seinen Gestalten.
>
> Die Gefahren, welche von Wasser, von Feuer, von Krankheit, von Schlangen, von Elefanten und von Löwen drohen, werden durch die Keuschheit verweht wie eine Wolkenmasse durch den Sturm.
>
> Wem es spielend gelingt, ohn Unterlaß keusch zu leben, dem müssen übernatürliche Fähigkeiten zuteil werden, wie Zaubersprüche u. dgl.

6. S. 88,5. 7. S. 12,9. 8. D. h. er weiß seine Gedanken so zu verbergen, daß er unergründlich ist, wie das Meer. 9. Der Cātaka, eine Kuckucksart (Cuculus melanoleucus) lebt nach Anschauung der Inder nur von Regentropfen.

Wen das Geschmeide der Keuschheit ziert, dem dienen die Götter, dem vereinigen sich die übernatürlichen Fähigkeiten, dem steht das Glück beständig zur Seite."

Diese wahre Lehre, die ihm die erhabene Macht der Keuschheit pries, vernahm Vijaya und freute sich ihrer, wie sich ein Pfau des Dröhnens der Wolken freut; und frei von Verblendung nahm er, bevor er noch vermählt war, das Gelübde auf sich, in der hellen Hälfte des Monats[10] strengste Keuschheit zu bewahren. Und so verbrachte er weise seine Tage in unbefleckter Keuschheit, da er in ihr wie im Leben selbst einen hohen Schatz unendlicher Tugenden zu sehen gewohnt war.

Nun lebte in derselben Stadt ein reicher Kaufmann Dhanāvaha, der an der Spitze aller Reichen stand wie der Mond an der der Sterne. Dessen Freude war die Tochter, die ihm seine Gemahlin Dhanaśrī geschenkt hatte; mit ihrer erfindungsreichen Liebe erfreute sie ihn, wie die Göttin Śrī den Ozean.[11] Wie der König der Gebirge[12] und Mēnā ihre Tochter Gaurī Vijayā [„die Sieghafte"] nannten, so erhielt auch Dhanāvahas Tochter diesen Namen, weil er alles Glückes Hülle ist. Als kleines Mädchen erlernte sie alle gesellschaftlichen Künste[13] [Wortspiel: durchlief sie alle Phasen] wie eine Mondsichel; und indem sie sich durch ihre tätige Liebe die Liebe ihrer Eltern erwarb, erblühte sie allmählich zur Jungfrau. Sie war ein Netz, in dem sich als Gazellen der Jünglinge Blicke fingen, ein Wald, in den sich als Elefanten deren sehnende Wünsche flüchteten; und wenn die Männer sie sahen, hörte der Wunsch, Urvaśīs[14] Schönheit zu sehen, für sie auf, etwas Verlockendes zu haben. Diese Vijayā hörte nun gleichfalls

10. D. h. bei zunehmendem Mond. 11. Aus dem sie bei dessen Ausbutterung entstand und als dessen Tochter sie daher gilt. 12. Der Himālaya. 13. S. 175,1. 14. Berühmte Apsaras (Himmelshetäre).

und zwar von einer Nonne eines Tages das Lob der grenzenlosen Macht der Keuschheit, das ihr wie ein Segen in die Ohren drang:

„Befleißiget euch stets der Keuschheit; denn sie vernichtet allen Samen, ist ein Hebel, der die Wurzeln aller Ranken des Unglücks ausrottet und beschert euch Glück und Heil.

Reichtum, Ruhm, Mut, Größe, Gesundheit, eine Menge von Vergnügen, und die Erfüllung aller Wünsche kann man schon in diesem irdischen Dasein auf Grund seiner Keuschheit erlangen.

Und in jener Welt erlangt der Keusche, nachdem er alle Herrlichkeiten der Götter und der Menschen genossen hat, indem sich die ganze Dreiwelt zu seinen Füßen neigt, ohne Kampf die ewige Seligkeit.[15]

Die Keuschheit ist das Leben des guten Wandels und führt allein in die höchste Brahma-Welt;[16] wer sie beobachtet, dem wird selbst von denen gehuldigt, die Gegenstand der Huldigungen sind.

Wer keusch lebt, wird alt und hat einen schönen Tod, bekommt einen festen und kräftigen Körper, wird tatkräftig und mutig.

Die Keuschheit ist nach aller Meinung der liebliche Schmuck der Frauen, wie die volle Scheibe des Kühle strahlenden Gestirns[17] die Zierde der Nächte ist.

Denn:

Den Elefanten ziert die Brunst, das Wasser die Lotosblumen, die Nacht der Vollmond, Keuschheit das Weib, Schnelligkeit das Roß, beständige Feste das Haus, grammatische Richtigkeit die Rede, Pär-

15. Wörtlich: das Glück der Vollendung. – Dreiwelt = Welt der Menschen, der Götter und Unterwelt. 16. Ein Aufenthalt von Göttern, die nach nur einer Wiedergeburt die Erlösung erreichen. 17. Des Mondes.

chen von Wasservögeln die Flüsse, Gelehrte die Hofversammlung, gute Söhne die Familie, Blumen die Wälder und Staatskunst das Königtum.

Die lange Reihe der Frauen ist trotz ihrer Hilflosigkeit zum Gegenstand des Preises der Götter, Dämonen und Menschen geworden durch einige wenige Frauen von fleckenloser Reinheit, die sich durch eheliche Treue auszeichneten."

Da Vijayā, die schön war wie Jayantī, dies einsah, so legte sie das Gelübde ab, in der dunklen Monatshälfte keusch zu leben. Und derselbe Zufall, der es fügt, daß manchmal der Insektenfraß im Holz oder in einem Buche Schriftzeichen bildet,[18] knüpfte zwischen Vijaya und Vijayā, die einander an Schönheit glichen, ein Ehebündnis, vergleichbar dem der Göttin der Schönheit und ihres Gemahls. Da legte Vijayā ein neues Kleid an, schmückte sich mit ihrem Geschmeide und schritt anmutigen Ganges, einer Göttin gleich, die auf die Erde herabgestiegen, in der ersten Nachtwache in ihres Gatten vom Scheine der Lampen hell erleuchtetes Schlafgemach, in welchem der Gott der Liebe Wache hielt. Als sie so im herrlichsten Schmucke von Gold, Perlen und Rubinen vor Vijaya stand, sagte dieser zu ihr: „Einem Gelübde zufolge, das ich einst vor einem edlen Mönch abgelegt habe, muß ich in des Monats heller Hälfte keusch leben, mein schönes Kind. Noch drei Tage sind übrig, in denen ich diese Beschränkung einhalten muß. Sind sie vorüber, so wollen wir miteinander kosen im genußreichen Liebesspiel."

Als sie das hörte, verfiel ihr schönes Antlitz wie ein Lotus, auf den der Reif gefallen; und als er sie nach dem Grunde ihrer Betrübnis fragte, erwiderte sie ihm: „Ein gleiches Gelübde habe auch ich abgelegt, aber für die dunkle Monatshälfte. Der Kummer darüber ist's, der mich er-

18. Sprichwörtlich.

blassen ließ, wie der Tag des Mondes Sichel." Sie gewahrte das Staunen, welches diese Mitteilung auf dem Antlitz ihres geliebten Gemahls auslöste, und darum sagte sie, klug erwägend, wie sie ihre Keuschheit retten könnte: „Vermähle dich mit einer andern Gemahlin, o Herr, und genieße mit ihr im Frieden. Ein Mann darf ja viele Gattinnen haben, dem Monde gleich, der alle Töchter Dakṣas freite."19 Vijaya hörte ihre Rede, die ihre Keuschheit gewährleisten sollte; aber wie Rāhu des Nektars Aufbewahrungsort vernichtet, 20 so vernichtete er sich selbst das Nektar liebender Vereinigung, indem er ihr entgegnete: „Schon lange, liebe Frau, stand mein Begehr nach der Mönchsweihe; aber meine Eltern vermählten mich, und ich mußte mich dem Zwange fügen. Doch empfinde ich kein Verlangen nach Gemahlinnen, die ja doch nur Gefängnisse des Saṃsāra 21 sind, und in dem Sinnenglück vermag ich nichts zu sehen, als die Wurzel, die die Ranken des Schlinggewächses nährt, welches Saṃsāra heißt. Das Weib ist das Samenkorn des Daseins, die Fackel, welche die Straße beleuchtet, die zur Hölle führt, der Wurzelstock der Sorgen, die Wurzel des Zwists und ein Bergwerk alles Unheils. All die Sinnenfreuden führen nur zum Leiden, indem sie unglückliche Existenzen bereiten; und darum, liebe Frau, finde ich keinen Gefallen an ihnen. Doch zwischen Sinnenglück [viṣaya] und Gift [viṣa] besteht ein großer Unterschied. Das Gift tötet nur den, der es genossen, das Sinnenglück dagegen schon den, der seiner nur gedenkt. Denn:

Die Gazelle, der Elefant, die Motte, die Biene und der Fisch sind fünf und werden nur von fünfen 22

19. Dakṣa, ein Schöpfer (Prajāpati), einer der zehn Söhne Brahmans. Die Sage, auf die hier angespielt wird, s. in des Vfs. „Indischen Märchen", Nr. 5. 20. Den Mond; s. 56,1. 21. Des Kreislaufs der Existenzen. 22. D. h. jedes durch einen Sinn: die Gazelle durchs Gehör, weil sie nach indischem Glauben durch Musik

getötet. Wie sollte da ein einzelner Fahrlässiger nicht
ins Unglück geraten, der mit fünfen fünfen dient? 23

Wie darum jemand, der sich satt gegessen hat, von weiteren Speisen nichts mehr wissen mag, da diese nur zu Anfang des Mahles köstlich erscheinen, so mag auch ich nichts von den Sinnenfreuden wissen, die allen Leiden Raum gewähren. Das reine Spiel des Geistes, der Rede und des Leibes von Kindesbeinen an ist nicht das der Liebe, sondern das der Keuschheit, meine Schöne! Es soll mir immerdar zur Läuterung dienen, wie das Feuer dem Golde. Doch wollen wir beide als Geheimnis in unser Herz verschließen, wie es mit uns steht, und uns sorgsam hüten, es jemals unsern Eltern oder sonst einer Menschenseele zu verraten. Sollte aber jemand hinter diese Lebensweise kommen, die wir beiden uns ausgedacht haben, so wollen wir uns geloben, uns dem geistlichen Leben zu weihen, dem Vorboten der Erlösung."

Nachdem das Paar diesen Entschluß gefaßt hatte, wahrte es ohne Unterbrechung seine Keuschheit so sorgsam wie sein Leben. Wenn des Nachts die beiden Gatten beisammen auf gemeinsamem Lager ruhten, so glich die Wirklichkeit einem Gemälde; denn keine Lust kam über sie, um sie in Liebe zu berauschen. So lebten die beiden schönen Menschen miteinander dahin, ohne daß ihre Umgebung gemerkt hätte, wie sie miteinander lebten. Und da sie in der Ehe und im besten Lebensalter die Keuschheit wahrten, so mußten selbst die Himmelsbewohner ihren Wandel preisen. Denn:

Selbstbeherrschung im Glück, geduldige Nachsicht
bei eigener Macht, asketisches Leben in der Jugend

angelockt wird; der Elefant durch den Tastsinn, da er durch zahme Elefantenweibchen angelockt wird; die Motte durch das Gesicht; die Biene durch den Geruch, da er sie in den Lotus lockt, der sich in der Nacht schließt; der Fisch durch den Geschmack (Köder). 23. Mit den fünf Organen den fünf Sinnen.

und trotz aller Armut eine Gabe, auch wenn sie nur klein ist, führen zu großem Gewinn.

So verbrachten die beiden Gatten ihre Zeit, indem sie ganz erfüllt waren von ihrem guten Wandel, der auf die Läuterung ihrer Seelen gerichtet war, und Keuschheit für sie das Kosen der Liebe bedeutete.

Da begab sich's, daß nach der Stadt Campā der allwissende Mönch Vimala [„der Reine"] kam, ein Mann von reinem Herzen, und sich im Parke niederließ, um zu predigen. Als er seine Predigt geendet hatte, fragte ihn der verständige Hausvater Jinadāsa, indem er sich mit dem Staub ein Stirnzeichen machte, der am Lotus der Füße des Mönches haftete: 24 „Heiliger Mann! Fröhlichen Herzens will ich 84000 Mönche bewirten und so einen Schatz gute Werke sammeln. Wann wird, einem Baume gleich, den man mit reichlichem Wasser begießt, dieser liebste Wunsch meines Herzens in Erfüllung gehen? Ich bin sehr bekümmert." Auf diese Frage des gläubigen Familienhauptes Jinadāsa erwiderte der allwissende Mönch Vimala: „Wie sollen denn so viele nach Erlösung Strebende zugleich mit dir zusammenkommen? Ist es doch, als ständest du in der Wüste und begehrtest soviel Götterbäume um dich zu haben. Und wenn das Schicksal dir wirklich günstig wäre und sich soviele Mönche um dich versammelten, so sollte dir's ebenso schwer fallen, für sie die nötigen Vorräte an koscheren Speisen und Getränken zusammenzubringen, wie eine am Himmelsgewölbe hängende Blume zu finden. 25 Dein Wunsch, würdigen Leuten zu schenken, trägt den Schmuck der Seelenläuterung eines zur Erlösung bestimmten Mannes und mag etwa leuchten wie dein juwelenbesetzter goldener Siegelring. Willst du dir dagegen ein großes religiöses Verdienst er-

24. D. h. indem er sich vor ihm niederwarf und mit der Stirn seine Füße berührte. 25. Sprichwörtlich für etwas Unmögliches. Vgl. 213,4.

werben, worauf ja dein Streben gerichtet ist, so spende in liebevoller Verehrung Speisen, Gewänder und kostbares Geschmeide dem Kaufmannsehepaar Vijaya und Vijayā, die im Lande Katsch wohnen, einen Wandel führen, welcher nur auf ihrer Seelen Läuterung gerichtet ist und darum in strengster Keuschheit leben."

Als das der treffliche Laie hörte, füllte sich sein Herz mit Verwunderung, und er fragte liebevoll den allwissenden Mönch, der seine Zweifel heben sollte: „Wenn diese beiden im Ehestande leben, o Herr, wie kann dann eine so erhabene Tugend aus ihm emporsteigen, daß ihr religiöses Verdienst leuchtet wie das Meer, aus welchem sich der Mond erhebt?" Auf diese wißbegierige Frage hin erzählte der allwissende Mönch ihm in Gegenwart aller der reichen Kaufleute, aus denen die Versammlung bestand, wahrheitsgetreu die Geschichte der beiden.

Nachdem Jinadāsa sie vernommen, machte er sich auf nach dem Lande Katsch und huldigte jenem Ehepaar in einer Weise, die zu schildern alle Worte zu schwach sind. Als aber die Bürger Zeugen dieser außerordentlichen Huldigungen waren, fragten sie ihn alle nach dem Grunde derselben. Er erzählte ihnen ihre Geschichte, wie der Allwissende sie ihm mitgeteilt, und die Angehörigen des Paares freuten sich ihrer wie eines Nektartrunkes.

Die weisen Ehegatten aber lösten das Versprechen ein, welches sie einander gegeben hatten; sie nahmen bei einem Mönch die Weihe und wurden teilhaftig des Genusses der Herrlichkeit der Erlösung.

Der gelehrte Schüler des gesegneten Kamalavijaya, der weise Hēmavijaya, hat diese sündlose Erzählung geschrieben, die einem Meere gleicht, welches die Menge der Perlen enthält, die auf den Faden der Keuschheit gereiht zu werden bestimmt sind.

215. Erzählung

Der alte Minister
oder
Die Klugheit

In der von den plätschernden Wellen der Mandākini bespülten und mit Lusthainen gezierten Stadt Sundarapura regierte einst ein König Mahāsēna. Als dieser eines Tages plötzlich an der Cholera starb, kam sein Sohn Narasēna auf den väterlichen Thron.

Narasēna war noch sehr jung, und seine Jugend, seine Schönheit und seine Königsherrlichkeit berauschten ihn dermaßen, daß er seine vielen alten und von alters her angestammten Minister in Ungnade fallen ließ. „Was können sie mir nützen?", so sagte er. „Sie begeifern sich wie kleine Kinder; wie die Tauben hören sie nicht, wie die Blinden sehen sie nicht, wie die Stummen reden sie nicht, selbst wenn man sie nach etwas fragt: kurz, sie haben ihre Fähigkeiten eingebüßt, als wären sie verrückt geworden. Was soll ich also mit diesen Leuten, die ebensowenig Nutzen bringen, wie die Zitzen am Halse der Ziegen,[1] die welken Blumen gleichen, welche ihren Duft verloren haben."

So schmähte er seine Minister und verbannte sie samt und sonders. Denn:

> Wenn der Mensch zu Macht und Ehren kommt, so haben drei darunter zu leiden: der Freund, den er sich früher erworben, sein Weib und sein Haus.

Die alten Minister konnten nun daran denken, ihres Alters Frucht zu genießen; jeder von ihnen begab sich zu der heiligen Stätte, die ihm beliebte, und widmete sich eifrigst ihrem Dienste.

Von dem Tode Mahāsēnas hatten indessen Jitaśatru

1. S. 172,1.

und vier andere ihm feindliche Könige gehört, welche im Lande Sindhu wohnten, machtstolze Fürsten, die fünf Löwen glichen. Diese rückten in der Absicht, sich sein der klugen Minister beraubtes Reich anzueignen, mit Heeresmacht an dieses Reichs Gemarkung. Da sagte zu ihnen einer ihrer eigenen alten Minister: „Vernehmt, ihr Herren! Wenn in Narasēnas Reich noch einer von jenen betagten Räten zurückgeblieben sein sollte, so ist zu vermuten, daß es mit dem Glücke, welches Euch Eures eigenen Königtums und anderer Dinge Herrlichkeit gewährt und wohl gar mit Eurem Leben so bald zu Ende ist, wie mit einem Wassertröpfchen, das an der Spitze eines Grashalms hängt. Bevor Ihr einrückt in sein Reich, ist es unerläßlich, daß Ihr genau erforscht, wie sich's damit verhält."

Die Könige gaben ihm recht, und mit ihrer Zustimmung überreichte er einem in seinen Diensten stehenden redegewandten Boten drei Puppen, um sie Narasēna zu überbringen. Diese Puppen waren einander vollständig gleich und waren sehr schön, da sie höchst anmutig gestaltet und mit kostbarem Schmucke geziert waren. Als der Bote zu Narasēna kam, sagte er zu ihm: „Fünf Fürsten, die in Sindhu regieren, o König, Jitaśatru an ihrer Spitze, stehen an deines Reiches Mark und senden dir diese drei Puppen mit der Bitte, ihren Wert zu bestimmen."

Keiner von den jüngeren Ministern, die noch im Amte waren, wußte hier zu raten; und darum taten sie alle, was die Sterne tun, wenn es tagt: sie verschwanden. Auch der König betrachtete sich die Gestalten der drei Puppen, vermochte aber zwischen ihnen keinerlei Unterschied zu entdecken, weder an ihrer Bekleidung, noch an ihrem Geschmeide oder an ihrer Körperbildung. Und so schaute er denn gar trübselig drein, dem Monde gleich, wenn ihn die Strahlen der Sonne treffen. Um's kurz zu sagen: die ganze Hofversammlung glich in diesem Augenblicke einem Lotus-

teich, wenn der Frost über ihn gekommen ist und alle seine Lotusblumen erfroren sind.

Die Mutter des Königs, welche Dhāriṇī hieß, ließ sich über den Vorfall genau berichten, war darüber sehr betrübt und sagte zu ihrem Sohne, als dieser nach Beendigung der Audienz zu ihr kam: „Mein Sohn! Wenn auch nur einer von den alten Ministern, gleichgültig welcher, noch im Lande sein sollte, so kann noch alles gut werden."

Der König fragte nun seine Minister 2 aufs eindringlichste und so erfuhr er schließlich von einem derselben, daß sich sein Vater, welcher Subuddhi [„der Kluge"] hieß, in einem unterirdischen Gemach verborgen hielt. Diesen fragte er und erhielt zur Antwort: „Morgen, o Herr, wird sich alles zum Guten wenden." Und mit diesem Bescheid kehrte er nach Hause zurück.

Noch in der Nacht machte sich dieser Minister an die Untersuchung. Er sah, daß an den Puppen, die ihm übergeben worden waren, Kleidung, Geschmeide und alles übrige gleich und demnach äußerlich ihr Wert derselbe war. Darum suchte er zu ergründen, wie es mit ihrem Inneren bestellt war. Er nahm einen dichtgedrehten, festen Faden und steckte sein Ende der einen Puppe in die Öffnungen ihrer Augen, ihres Mundes, ihrer Nase; aber das Fadenende drang nicht ein. Als er es ihr dagegen in den einen Gehörgang steckte, drang es nicht nur zu dem einen Ohr hinein, sondern auch zum andern wieder heraus. Jetzt wußte er, was er zu tun hatte, und bestimmte den Wert der Edelsteine, des Goldes und was die Puppe sonst am Leibe trug. Als er dasselbe bei der zweiten versuchte, fand das Fadenende hier nicht einmal einen Eingang ins Ohr. Daraus folgerte er, daß die an ihrem Körper hängenden Dinge gar nicht in Betracht kamen und die Puppe wertlos war. Als er aber der dritten Puppe das Ende ins Ohr

2. Diese sind nach indischem Brauch die Söhne der alten Minister.

steckte, glitt es in ihren Leib hinab, und ihm nach der ganze Faden. Aus dieser Beschaffenheit derselben schloß er richtig, daß sie die edelste war und daß es keinen Preis gab, der ihrem Wert entsprochen hätte.

Am nächsten Morgen händigte er dann dem Boten die Puppen wieder ein. Jede von ihnen trug an einer Hand einen darangebundenen Zettel. Damit sandte er den Boten zu seinen Herren zurück und sagte zu ihm: „Die Zettel, die an ihren Händen befestigt sind, werden ihren Wert verkünden."

Der Bote übergab sie seinen Herren. Diese befragten ihren Minister, der ihnen erklärte, welche Bewandtnis es mit den Puppen hatte. Er sprach:

„Meine Gebieter! Diese Puppen sind die Abbilder dreier Arten von Menschen. Diejenige, bei der der Faden zum einen Ohr hinein und zum andern wieder hinausgeht, gleicht dem, der des Lehrers Wort zwar hört und auch für gut erkennt, aber nicht im geringsten danach handelt. Die Puppe, in deren Ohr der Faden nicht eindringt, gleicht dem, der des Lehrers Wort überhaupt nicht hört. Die aber, in deren Ohr der Faden dringt, um in ihr Inneres hinabzugleiten, gleicht demjenigen, welcher des Lehrers Wort nicht nur vernimmt, sondern es auch vollständig und richtig befolgt. Das ist der Unterschied zwischen diesen Puppen. Die Klugheit jenes Ministers aber ist so groß, daß sie Euren Sieg unmöglich macht."

Als das die fünf Könige hörten, kehrte jeder von ihnen in seine Stadt zurück, und wenn Narasēna vergönnt war, sein Reich noch lange zu schirmen, so dankte er dies nur der Klugheit dieses seines Ministers.

216. Erzählung

Der Bhilla Kṣēmala

oder

Eine Beschränkung, die man sich auferlegt hat, soll man halten

In einem undurchdringlichen Walde hauste in einem Räuberdorf, welches Bhīṣaṇā [„Furchtbar"] hieß, der Häuptling Bhīma [„Furchtbar"]; und mit ihm hausten darin viele andere Räuber, furchtbar wie des Todesgottes Yama Diener und grenzenlos grausam, den Rākschasa[1] gleich, die in der Nacht ihr Wesen treiben.

Als sie eines Tages den schreckenvollen Wald durchstreiften, trafen sie darin einen edlen Mönch. Der erbarmte sich ihrer und lehrte sie die Gebote der Religion. Die Folge war, daß die Räuber allerlei Beschränkungen auf sich nahmen. Der eine gelobte, sich hinfort des Fleischgenusses, ein andrer, sich des Essens zur Nachtzeit zu enthalten; andere wieder gelobten Enthaltung vom Genuß geistiger Getränke, vom Verkehr mit anderer Frauen, vom Würfelspiel usw. Einer von den Bhilla aber namens Kṣēmala sagte mit spottenden Worten zu dem Mönch: „Auch ich will eine Beschränkung auf mich nehmen: ich gelobe dir, niemals einen Wagen mit Stier und Fuhrmann zu fressen!"

Der Mönch besaß höheres Wissen, und darum sagte er: „Siehe zu, daß du diese gelobte Beschränkung streng einhältst!" Und mit diesen Worten bewirkte er, daß jener sich dieselbe im Ernste auferlegte.

Eines Tages hatten die Räuber einen Ort ausgeplündert. Mit einer Menge von Gold, Edelsteinen, Silber und anderem Gut beladen zogen sie ab. Die Sonne ging auf, und sie verbargen sich wie Eulen bei Tagesanbruch irgendwo

1. S. 39,5.

im Walde. Das Umherstreifen hatte sie hungrig gemacht. Als sie darum in einem Durgā-Tempel eine Schnabelweide[2] fanden, die dorthin gebracht worden war und einen Wagen mit Fuhrmann und Stier darstellte, aßen sie alle davon mit alleiniger Ausnahme Kṣēmalas, welcher Bedenken trug, sein Gelübde zu brechen. Kaum aber hatten sie davon gegessen, so starben sie alle. Als dies Kṣēmala sah, begab er sich in das Dorf Gōlāka, welches ganz in der Nähe lag, um zu erkunden, was es mit der Schnabelweide und dem Tode seiner Gefährten auf sich hatte. Da erfuhr er denn, daß ein Brahmane diese Schnabelweide zur Speisung der gesamten Ortseinwohner hatte herstellen lassen, um dadurch von der Göttin einen Sohn zu erbitten. Sie war in der Nacht bereitet worden, und so war es gekommen, daß sie mit Gift vermischt war, welches während der Zurüstung durch eine hineingefallene Schlange in sie gekommen war.

Der Brahmane mit den Seinigen und alle Bewohner des Ortes sahen nun in Kṣēmala ihren Lebensretter und überhäuften ihn mit Beweisen der Ehrerbietung, die sie ihm in Gestalt von Geschenken an Gewändern und Geschmeiden darbrachten.

Da sah er nun, daß die Macht der Beschränkung, welche er auf sich genommen hatte, nicht nur allen diesen Leuten, sondern auch ihm selbst das Leben gerettet hatte, und dies spornte ihn dazu an, außerdem die Enthaltung vom Fleischgenuß, vom Genuß geistiger Getränke und eine Menge anderer Beschränkungen auf sich zu nehmen und auch wirklich durchzuführen.

2. lapanaśrī, wörtlich „Mundschönheit" oder „Mundreichtum". Was das bisher unbekannte Wort bedeutet, ergibt sich aus unserer Erzählung und aus Bharaṭakadvātriṃśikā, nämlich eine aus Konditorware hergestellte Figurengruppe, die zur Speisung der Bewohner eines ganzen Dorfes hinreicht und zur Erreichung eines Zweckes der Göttin Durgā geweiht ist.

217. Erzählung

Die Schlange, der Elefant, der Jäger und der Schakal
oder
Das Spiel des Schicksals

Eine Schlange, schwarz wie die Haarflechte der alles tragenden Erde, kroch aus ihrer Höhle hervor, indem sie ihren Sinn auf einen Wunsch richtete, der ihr frommen sollte, und dachte: „Ich will mich vor die Mündung des Erdspalts legen und mir in gewohnter Weise eine große Güte tun und all die kühlenden, duftenden, weichen Winde atmen."

Ein Elefant aber, dessen Körper so gewaltig war, daß er wie ein Bruder des Vindhya-Gebirges erschien, und welcher durch den Schwarm der nach seinem Brunstwasser[1] lüsternen Bienen leuchtete, kam aus dem Vindhya-Gebirge heraus, weil er dachte: „Ich will mich baden in den labenden kühlen Fluten des Narmadāflusses, welche die Elefantenweibchen mit ihren Rüsseln emporspritzen, und dann an seinen Ufern mit den Weibchen lange kosen."

Ein Jäger aber dachte: „Ich will einen brünstigen Elefanten erlegen, will seine Stirnhöcker spalten, daraus die herrlichsten Perlen nehmen[2] und mit ihnen in einem Augenblick alle Wünsche der Meinigen erfüllen." Darum nahm er, das Herz von unbändiger Habgier erfüllt, seinen Bogen in die Hand, ging nach dem Vindhya-Walde und geriet beim Anblick jenes Elefanten in gewaltige Freude.

Ein Schakal aber kam aus seiner Wohnung, die im Innern des Gebirges im Gebüsche lag, in den Wald, ließ seine Blicke nach allen Seiten schweifen, und dachte, da sein Herz von den Pfeilen der Wünsche und Hoffnungen

1. S. 49,9. 2. Diese finden sich nach indischem Glauben im Kopf der Elefanten.

durchbohrt war: „Wenn ich die Leiche eines Elefanten, einer Antilope, eines Ebers oder eines Büffels finde, so will ich mit dem Fleische dieser Tiere meinen Hungersqualen die Wasserspende geben.“ 3

Die Schlange biß den Jäger; dieser fiel zu Boden und erschlug in seinem Sturz die Schlange, und in der Bestürzung ließ er seinen Pfeil abschnellen, wodurch er auch den Elefanten tötete. Als aber der Elefant zu Boden sank, erschlug er den Schakal. Und so begaben sich alle vier nach dem Palast des Beherrschers der Väter. 4 Seltsam ist das Walten des Schicksals!

218. Erzählung

Der Sohn des Cāṇḍāla Pūna
oder
Die Klugheit

Ein Türke machte einst eine Reise aus dem Lande Gudscharat nach Maṇḍapācala und mietete einen Cāṇḍāla 1 als Lastträger, der in einem Dörfchen zwischen der Straße nach der Festung Campanēra und zwischen Maṇḍapācala wohnte und Pūna hieß. Da der Mohammedaner mit den Diensten, die ihm der Mann leistete, sehr zufrieden war, so behandelte er ihn unterwegs sehr gut und lohnte ihn nach seiner Ankunft in Maṇḍapācala mit einer größeren Geldsumme ab.

Pūna blieb in der Stadt und begann mit dieser Summe einen Obst- und Gemüsehandel, verdiente damit so viel Geld,

3. Wir würden sagen: „sie begraben“. 4. D. i. der Toten. Gemeint ist Yama, der indische Pluton.

1. S. 5,6. Hier ist darunter ein Angehöriger eines von Wilden gebildeten Wäldlerstamms zu verstehen.

daß er einen Getreidehandel eröffnen konnte, und weil ihm das Glück hold war, so wurde er nach und nach reich.

Wenn ihn aber die Leute fragten: „Wer bist du?“, so gab er ihnen zur Antwort: „Ich bin ein Kaufmann“.[2] Und da er sich wirklich wie ein Kaufmann kleidete, so ward er allgemein für einen solchen gehalten.

Obwohl er keiner guten Kaste angehörte, war er reich geworden; gedeiht doch die Göttin des Glücks gewöhnlich am besten im Hause eines Mannes aus niederem Stande.

> Den mit edler Geburt Geschmückten begehrst du nicht; die du die Lotusspitze verläßt und dich emporschwingst auf die Tatkraft, Biene Glück, deren Wesen das Ordnungswidrige ist: dich muß ich preisen.

Da die Bürger ihn nur noch „Kaufmann Pūna“ nannten, so vermählte er sich sogar mit einer Kaufmannstochter, und schließlich ward er der Vater einer großen Familie, deren Kern seine Söhne und Töchter und deren angeheiratete Verwandte bildeten.

Eines Tages aber sah jener Mohammedaner ihn in seiner Markthalle stehen, erkannte ihn und verlangte von ihm Getreide, Butter, Öl und andere Waren, und weil Pūna sich vor ihm schämte, so gab er ihm von allem dem besonders viel und besonders gut. Von nun an kam der andere Tag für Tag, und der Kaufmann gab ihm, und das ging so fort, vier Monate lang.

Schließlich sagte Pūnas Sohn: „Lieber Vater, was soll ich davon denken, daß dieser Mohammedaner sich unaufhörlich Getreide, Butter und andere Waren holt, ohne auch nur einen Heller zu bezahlen?“ Da erzählte ihm sein Vater wahrheitsgetreu, welche Beziehung zwischen ihm und dem Türken bestand.

Der Sohn aber war klug, und als sich der Mohamme-

2. Damit behauptet er seine Zugehörigkeit zu der 3. (Vaiśya-)Kaste.

daner am nächsten Morgen wieder einstellte, um das Getreide und die anderen Waren zu holen, sagte er zu ihm:

„Bezahle uns endlich den Reis und was du sonst in den vier Monaten von uns bezogen hast, o Herr; sonst muß ich dich beim Schah verklagen."

Als das der Türke hörte, sagte er: „Wißt ihr denn gar nicht ...? Ich werde den Leuten alles erzählen."

Da sagte Pūnas Sohn: „Erzähl' doch, was du willst! Wenn wir mit einem Menschen wie du Geschäfte gemacht haben, sind wir nicht einfache, sondern hundertfache Cāṇḍāla. Jetzt aber rücke mit unserm Geld heraus!"

Diese Geistesgegenwart verschloß dem Türken den Mund; er bezahlte, was er schuldig war, und kehrte nach Hause zurück.

219. Erzählung

Der Freund
oder
Die Klugheit

Ein Freund ohne Falsch bringt überall Glück.

> Wer nicht läßt von einem falschen Freund, einem treulosen Weibe, einem Sohn, der seine Familie zugrunde richtet, einem dummen Minister, einem ungeduldigen König, einem fahrlässigen Arzt, einem mit Leidenschaften behafteten Gott,[1] einem Religionslehrer, der den Sinnen fröhnt, einer Religion, die kein Mitleid kennt,[2] der wird infolge seiner argen Verblendung vom Heil verlassen.

Freilich ist ein guter Freund schwer zu bekommen.

1. D. h. einem der von den brahmanischen Indern verehrten Götter, denen die Jaina ihre leidenschaftslosen Jina als die einzigen entgegenstellen, die geeignet seien, die Menschen zu erlösen. 2. Wie die brahmanische, welche Tieropfer verlangt.

> Durch irgendeine gute Tat sind auf dem Erdenrund die Glücksgüter leicht zu erlangen. Diejenigen guten Taten aber sind schwer zu erlangen, durch die man zu einem trefflichen Mannesjuwel kommt.

Durch den Verstand eines Freundes führen die Menschen selbst eine schwierige Aufgabe durch. Denn:

> Wessen Freund ein Haus kluger Gedanken ist, für den gibt's nichts, was er nicht vollenden könnte. Seine Frau nebst zwei Kamelen führte der Kaufmann von dannen infolge der Klugheit seines Freundes.

Das verhielt sich wie folgt.

In der Stadt Śrāvaṇa lebte ein Mann, welcher Dhanadatta hieß und eine wohlerzogene und schöne Frau namens Dhanaśrī besaß, die ihn beglückte. Eines Tages aber kam Bharama, der Häuptling eines Räuberdorfes,[3] mit seiner Bande, entführte Dhanaśrī und machte sie zu seinem Weibe.

Als Dhanadatta von ihr getrennt war, kamen ihm alle Freuden dieser Welt nichtig vor wie ein Strohhalm, und sein Haus ward ihm zur Hölle. Denn:

> Der Mond, der Sandel, der Wind, das Wasser:[4] wenn selbst diese vier sich vereinigten, so würden sie trotzdem sicher einem von lieben Menschen Getrennten nur Hitze [Qual] bereiten.

Als es ihm endlich nach vielen Mühen gelungen war, sie aufzuspüren, da wollte er sich mit einem Kaufmann, den er als Gefährten mitnahm, auf den Weg machen, sie zu holen. Dem legte er, um ihn zu prüfen, ein dickes und ein dünnes Zahnholz[5] vor. Der Kaufmann nahm das dicke Hölzchen. Da dachte er: „Der Mann ist eigennützig und wird darum nicht mein Unternehmen

3. Ein Bhilla; s. 137,3. 4. Jedes einzelne von diesen ist ein Kühlungsmittel. 5. Um sich die Zähne zu reinigen, kauen die Inder ein Stück Khadira-(Acacia Catechu-)Holz.

fördern." So entließ er ihn denn, wählte irgendeinen andern zum Begleiter und machte sich abermals auf den Weg. Diesem Manne legte Dhanadatta vier Betelblätter 6 vor, ein Paar kleine und ein Paar große. Auch dieser erwies sich als eigennützig, indem er das große Blätterpaar nahm, so daß Dhanadatta dachte: „Der sieht gleichfalls nicht auf meinen Nutzen. Denn:

> Der Eigennutz zerstört alles Heil; denn er ist eine Fundgrube aller Fehler, ein Rākṣasa, 7 der alles Gute verschlingt und eine Knolle, der die Ranken der Laster entkeimen."

Darum entließ er auch diesen, stellte einen Dritten auf die Probe, nahm ihn als Begleiter mit und zog mit ihm nach jenem Räuberdorf. Als Schädelbettler 8 verkleidet ging er darin umher und ließ durch die Frau des Barbiers 9 seiner Gattin seine Ankunft melden. Seine Gemahlin bestellte ihn auf die Neumondnacht unter einen bestimmten Feigenbaum. Um mit ihr zu flüchten, kaufte er eine Kamelsstute, welche Ṭāka hieß und in einer halben Stunde eine Meile lief. Dann nahm er seine Frau, die sich unter dem Baume eingestellt hatte, bestieg mit ihr das Kamel und ritt mit ihr und seinem Freunde davon.

Der Häuptling bemerkte die Flucht, bestieg einen Kamelshengst namens Saṃca, der in einer halben Stunde zwei Meilen lief, und jagte ihm, der Fährte folgend, nach.

6. Blätter des Betelpfeffers (Piper betle), in welche Nüsse der Catechu-Palme (Areca Catechu) mit Gewürzen gewickelt werden. Das Ganze wird gekaut, wodurch die Zähne rot gefärbt werden. Solche Betelrollen bietet man auch seinem Besuch, namentlich, wenn man mit ihm einen Vertrag abschließt zum Zeichen des Abschlusses. Der Kaufmann legt dem zu Prüfenden darum nur die Blätter, also keine Betelrolle vor. 7. S. 39,5. 8. Also als śivaïtischer Asket der Sekte von der linken Hand. Diese Asketen tragen einen Kranz von Menschenschädeln um den Hals und essen und trinken aus Schädeln. 9. S. 6,4.

Als Dhanadattas Gemahlin ihn herankommen sah, sagte sie zu ihrem Gatten: „Dieser Kamelshengst, o Herr, läuft doppelt so schnell, als unsere Stute; darum wird der Bhilla uns bald eingeholt haben.“ Dhanadatta fragte seinen Freund: „Lieber Freund, was sollen wir jetzt beginnen?“

Sobald sie sahen, daß jener ihnen schon nahe gekommen war, stiegen sie alle drei von ihrem Kamel herab. Der kluge Freund wickelte Binden um seine Füße, ritzte sich mit einem Steine oder dergleichen blutig und blieb neben dem Kamel, das sich gesetzt hatte, indem er rief: „Ich muß sterben! Ich muß sterben!“ Inzwischen versteckte sich das Ehepaar in einem nahen und sehr dichten Baumwollen-dickicht.

Als der Häuptling an die Kamelsstute herankam, fragte er den Freund: „Du Schuft! Wo sind die beiden andern Schufte hin?“

Der Freund wies ihn nicht nach jenem nahen, sondern nach einem anderen Dickicht und sprach: „Ich bin herab-gestürzt und habe meine Glieder gebrochen. Trotzdem haben mich die Halunken hier im Stiche gelassen und sind aus Furcht vor dir geflohen, um nur ihr Leben zu retten.“

Sobald aber der Räuber in das andere Dickicht ein-gedrungen war, kam das Ehepaar schleunigst aus seinem Versteck hervor und bestieg die Stute Ṭāka, während der Freund den Hengst Saṃca bestieg, worauf sie alle drei davonritten.

Als der Räuberhäuptling sie enteilen sah, rief er: „Wer kann sie jetzt einholen, da Ṭāka und Saṃca miteinander vereinigt sind!“

Daher stammt das überall bekannte Sprichwort: „Saṃca ist mit Ṭāka vereint.“

Dhanadatta aber hatte seine Gemahlin nebst den beiden Kamelen gewonnen und kam unbehelligt nach seinem Wohn-ort zurück.

220. Erzählung

Der Barde Vētāla
oder
Sein Wort muß man halten

Im Lande Kāśī lebte einst ein Barde, welcher Vētāla hieß. Der besaß in der Dichtkunst solche Fertigkeit, wie der Lehrer der Dämonen,[1] war wie der Lehrer der Götter[2] beständig von Scharen gelehrter Männer [Wortspiel: der Götter] umgeben und beherrschte all die Mengen der gesellschaftlichen Künste[3] wie Sarasvatī selbst.[4] Er war beständig auf der Reise, die ihn nach allen Orten führte, und kam dabei eines Tages an eine Stadt, die die Vorzüge der berühmtesten Städte in sich vereinigte. Sie bestand aus herrlichen Stadtteilen [Wortspiel: ihre Zierde bildeten die Götter] wie Indras Residenz Amarāvatī, gewährte wie Bhōgāvatī, die Hauptstadt des Schlangenreichs,[5] einen glänzenden Anblick durch die Menge reicher und genußfroher Menschen [Wortspiel: der Schlangen], die sie beherbergte, bot, wie Kubēras Residenz Alakā[6] liebliche Stätten der Erholung [Wortspiel: ihre Zierde bildete .... Kubēra], heimelte wie Pārvatī durch die strenger Askese obliegenden Mönche an, die in ihr weilten [Wortspiel: ... durch Śiva an, der ... weilte] und wie Dvārikā[7] durch die vorzüglichsten Männer, die in ihr lebten [Wortspiel: Viṣṇu, der ... residierte]. Sie glich einem See, da Kamalā [= „die Göttin des Glücks und des Reichtums" und „Lotusblumen"] sie schmückte: kurz, es war die Stadt Avantī, die Zierde der Provinz Mālava. Er zog in sie ein und begab sich nach dem

1. Sukra, der geistliche Lehrer der Dämonen (Daitya), vermochte durch seine Zauberlieder die in der Schlacht gefallenen Dämonen wieder zu beleben. 2. Bṛhaspati. 3. S. 57,1. 4. S. 8,5. 5. In der Unterwelt. 6. S. 1,9. 7. Hauptstadt Kṛṣṇas in Westgujarat.

Palast der Hetäre Madanamañjarī. Vor dem Tore blieb er stehen und schlug auf einen großen Gong.[8] Eine Sklavin meldete ihn ihrer Herrin. Madanamañjarī aber ließ ihm sagen: „Begehrt ein Mann, eine Nacht in meinem Hause zu weilen, so muß er 1000 Dīnāre zahlen." Er antwortete ihr: „Mein schönes Kind! Ich werde dir alles geben, was König Vikramārka[9] mir auf meine Bitte schenken wird." Sie war's zufrieden, und so genoß er in der folgenden Nacht mit ihr zusammen alle Wonnen der Liebe.

Als der Morgen graute, begab er sich zu Vikramāditya, grüßte ihn mit einem glückwünschenden Segensspruch und weilte dann in seiner Hofversammlung, deren Glanz die anwesenden Gelehrten [Wortspiel: Götter] bildeten, so daß sie der Hofversammlung Indras glich. Da bat der König einen der Anwesenden, der Wasser trank,[10] um einen Trunk:

> Bringe mir Wasser, rein wie eines guten Menschen Herz, ganz leicht [oder: angenehm, oder: lauter; Wortspiel: elend] wie ein betrübter Bettler, kühl wie die Umarmung eines Söhnchens und wunderlieblich, wie dessen Geplauder, und durchduftet mit Kardamomen, Bartgras,[11] Gewürznelken, Sandel, leuchtendem Kampfer, Moschus, Kētaki,[12] blauem Lotus und Bignonien.[13]

Als dies Vētāla vernahm, der Ohren hatte, zu hören, und der die Gelegenheit zu nutzen verstand, sagte er folgende Strophe, welche die Herzen der Kenner durch ihren poetischen Zauber gefangen nahm:

8. Übersetzung unsicher: mahānisvānam vādayan „das Lautschallende ertönen lassend". Es könnte sich also auch um eine Glocke handeln. 9. „Sonne des Heldentums" = Vikramāditya. 10. pānīyapāyin. Die Bedeutung des sonst nicht belegten Wortes (wörtlich „Wassertrinker") scheint dem Zusammenhang nach freilich „Wasserschenk" zu sein. 11. Andropogon muricatus. 12. Pandanus odoratissimus. 13. Bignonia suaveolens.

Deines Mundes Lotus ist der Sitz Sarasvatis,[14] deine Lippe ist immer rot [Wortspiel: Sōṇa[15]]; Heere [Wortspiel: Flüsse] stehen dir beständig zur Seite und verlassen dich unter keinen Umständen. Dein rechter Arm, der lebhaft an das Heldentum der Nachkommen Kakutsthas[16] erinnert, trägt einen Siegelring [Wortspiel: ist das Meer]. Wie kann da, Gemahl der Erde, in deinem reinen Herzen [Wortspiel: in diesem reinen Mānasa-See[17]] der Wunsch entstehen, Wasser zu trinken?

Der König war ganz entzückt [Wortspiel: leuchtete; erhob sich[18]], wie unter dem Einfluß des nektarstrahlenden Mondes das Meer, und schenkte dem Dichter den gesamten Tribut, den der König Pāṇḍya gesandt hatte. Vikramārka sagte nämlich:

„80 000 000 Goldes, 93 Tulā[19] Perlen, 50 Elefanten, welche der Zorn über die Bienen, die sie nach dem Dufte ihres Brunstsaftes[20] lüstern umschwärmten, wütend machte, 10 000 Rosse, 100 in allen Listen gewandte schöne Frauen hat mir König Pāṇḍya als Tribut gesandt. Hier ist er: ich schenke ihn hiermit dem Barden Vētāla."

Alle diese Schätze nahm Vētāla und ging. Seine Diener sagten zu ihm: „O Herr, du Tiger unter den Gelehrten! Wie kannst du diesen ungeheueren Reichtum der Hetäre schenken? Hetären sind doch unter allen Umständen verächtliche Geschöpfe. Denn:

14. Göttin der Redekunst, Dichtung und Gelehrsamkeit; zugleich Name eines Flusses. 15. Nebenfluß der Gangā, der bei Pāṭaliputra in dieselbe mündet. 16. Berühmter König der Sonnendynastie, dem einst der in einen Stier verwandelte Indra als Reittier diente. 17. Berühmter See auf dem Himālaya. 18. Es wird auf die durch den Mond verursachte Flut des Meeres angespielt. 19. Ein Gewicht. 20. S. 49,9.

Wie kann man Hetären zürnen, wie kann man sie lieben, denen Tänzer und Wollüstlinge die Köpfe schlagen und deren Gesichter und Lenden den Steinplatten der Wäscher gleichen?

Käufliche Weiber suchen ihren Liebhaber, wenn er ihnen sein ganzes Vermögen geopfert und seinen Reichtum verloren hat, bei seinem Scheiden noch sein Gewand wegzunehmen."

Als Vētāla das hörte, erwiderte er: „Rechtliche Männer halten aufs peinlichste ihr Wort, und nichts gibt es, was sie nicht täten oder verschenkten, um es zu halten. Denn:

Durch sein Wort wurde König Bali betrogen,[21] durch ihr Wort die Familie der Kuruiden[22] der Vernichtung preisgegeben; infolge seines Wortes gab Karṇa seine Rüstung hin, infolge ihres Wortes lebten die Pāṇḍuiden im Walde; weil er an seinem Worte festhielt, reichte Hariścandra in eines gemeinen Mannes Hause Wasser dar; weil er sein Wort hielt, Herr, setzte der gesegnete Rāma in Laṅkā den Vibhīṣaṇa zum König ein.

Da darum Vētāla mit seinem Munde untrüglich

21. Der Dämon Bali, der die Welt durch seine Askese unter seine Herrschaft gebracht hatte, wurde von Viṣṇu betrogen. Dieser kam in seiner Inkarnation als Zwerg zu ihm und bat ihn um so viel Land, als er mit drei Schritten durchmessen könne. Als Bali ihm dieses gewährte, durchschritt er mit dem ersten Schritt die Erde, mit dem zweiten den Himmel und trat mit dem dritten auf Balis Haupt. Dann sandte er Bali mit seinen Dämonen in die Unterwelt Pātāla, in welcher er seitdem herrscht. 22. Die Erzählung, auf die hier angespielt wird, bildet die Rahmenerzählung des Mahābhārata; ebenso die Geschichten von Karṇa und von den Pāṇḍuiden. König Hariścandra gab alles, selbst Weib und Kind dahin und verkaufte sich einem Caṇḍāla als Sklaven, um sein Wort einzulösen, das er Viśvāmitra gegeben hatte. (Dramatisch behandelt von Kschēmīśvara, Kauśikas Zorn: gute Übersetzung von Fritze, Leipzig, Reclam.) Vibhīṣaṇa (Vibhīṣaṇa) Bruder des von Rāma getöteten Rāvaṇa; s. 44,1.

gesprochen, seine Hand gegeben, sich mit seiner Zunge gebunden, so mögen Vikramas gewaltige Schätze in Flammen aufgehen, ehe er sein Wort widerruft."

In dieser Gesinnung übergab Vētāla, der sein Wort zu halten verstand, diesen ganzen Tribut der Hetäre.

221. Erzählung

Der Brahmane Kusala
oder
Folge keinem schlechten Lehrer!

In dem Dorfe Nandīsara, welches in der Nähe des Götterflusses 1 liegt, lebte einst ein Lehrer, ein Brahmane namens Kusala, 2 der aber im Treiben der Welt gänzlich unerfahren war. Dieser Mann bemerkte eines Nachts, wie die Götterkuh 3 vom Himmel herabgestiegen kam und die Gerste auf dem Felde abgraste, welche er selbst gesät hatte. Als sie nun eines Tages wieder zum Himmel emporsteigen wollte, faßte er sie mit beiden Händen fest am Schwanze und gelangte so mit ihr in den Himmel.

Dort sah er Indra und die anderen Götter, Paulōmī 4 und die anderen Apsarasen, den Korallenbaum 5 und die anderen Wunschbäume, den Park Nandana, den See Nandīsaras, das Roß Steifohr, 6 den Elefanten Airāvaṇa, den Thronsaal Sudharmā, die Götterspeise Amṛta 7 und eine Menge mit Gold und Edelsteinen verzierte Paläste, kurz die ganze Herrlichkeit des Himmelreichs, wie sie in den

1. Der Gangā, die vom Himmel strömt, an dem sie als Milchstraße sichtbar ist. 2. „Klug", „Erfahren". 3. Die Wunschkuh; s. 24,1. 4. = Śacī; 1,9. 5. Der bei der Ausbutterung des Ozeans zum Vorschein gekommene Wunschbaum (Erythrina indica). 6. Uccaiḥśravas; s. 7,3. 7. S. 20,1.

Büchern beschrieben ist. Da staunte er und dachte: „Gesegnet sei diese Kuh, die mich in den Himmel getragen hat, dieweil ich noch am Leben bin!"

Während sich der Brahmane so glücklich schätzte, gewahrten die Bewohner der Himmelswelt den Ankömmling; und weil sie ihre Freude an dem Abenteuer hatten, so überhäuften sie ihn mit Ehren, indem sie ihn mit Kleidern und Geschmeide beschenkten und ihn bewirteten. Und als ihm schließlich der Sinn danach stand, wieder zur Menschenwelt zurückzukehren, schenkte ihm Paulōmī Amṛta-Gebäck, damit er sich durch dasselbe über seine Reise nach der Götterwelt auszuweisen vermöchte.

Seine Angehörigen kosteten von dem Gebäck, wurden dadurch begierig, gleichfalls die Götterwelt zu besichtigen und solche Küchlein zu essen und fragten ihn darum, wie sie dorthin gelangen könnten. Da sagte er: „Zuerst packe ich mit beiden Händen die Kuh fest an ihrem Schwanze; dann packt ein anderer mich an meinen Füßen, die Füße des Zweiten packt ein Dritter, und so werden wir mit Leichtigkeit in den Himmel kommen."

Also traten sie die Fahrt nach dem Himmel in der Weise an, die dieser Erznarr sich ausgedacht hatte. Unterwegs aber fragten ihn seine Verwandten: „Wie groß ist denn das Gebäck?" 8 Da ließ dieser Torenkönig den Schwanz der Götterkuh los und breitete seine Arme aus, um die Größe der Kuchen zu zeigen, so daß die Himmelsreisenden herabpurzelten, einer über den andern, und sich zu Tode fielen.

8. Der Verfasser vergißt hier, daß der Brahmane nach seiner Darstellung ja seinen Verwandten solches Gebäck mitgebracht hat. Bei Sōmadēva – s. den lit. Anhang – erzählt er den Seinen nur davon.

222. Erzählung

Der Kaufmann Kuṇḍala
oder
Sorge für dein Heil, solang es Zeit ist!

In der Stadt Citrāvāsa lebte mit seiner Gemahlin Kanakā der Kaufherr Kuṇḍalā, ein Mann, der so reich war wie der schätzespendende Gott Kubēra selbst.[1]

Eines Tages wurde dieser Kaufmann plötzlich krank, und als seine Umgebung sah, daß infolgedessen seine Kräfte völlig verfielen, mahnten ihn seine Leute, Gaben zu spenden auf das Feld des Heils,[2] wie es für jemand rätlich ist, dem sein Ende bevorsteht. Gesammelten Geistes, aber mit einer Stimme, die infolge seiner körperlichen Schwäche ganz leise war, sagte Kuṇḍala zu seiner Gemahlin: „Bringe mir eine goldene Kette!" Seine Diener fragten sie: „Was hat der Kaufherr gesagt?" Sie antwortete trüglich: „Jetzt, da ihr noch am Leben seid, kann ich mich noch nicht zur Dürftigkeit entschließen." (Sie gebrauchte das Wort der Volkssprache sāṃkaḍuṃ.[3]) Kuṇḍala staunte über ihre Falschheit; doch redete er sie wieder an und sprach: „Hole mir meinen Siegelring, liebe Frau!" (Er gebrauchte das Wort der Volkssprache aṅguthalo). Als die Diener sie wieder fragten, gab sie zur Antwort: „Da ich nur auf einer Seite liege, brennt mir der Körper; wendet mir doch den Leib auf die andere Seite!" (Aṅg uthalo in der Volkssprache.)" Darauf bat er sie wieder: „Bringe mir meinen Schatz! (nidhānam)". Sie sagte: „Er verlangt nach Reis (dhānyam)."[4] Da sagte er: „Hol' mir mein Laharika!" — eine Art Goldschmuck.[5] — Sie sagte: „Er spricht:

1. S. 1,8. 2. Die sog. 7 Felder; s. 71,2. 3. sāṃkaḍuṃ „Dürftig(keit)" und „ein Kettchen" (in der heutigen Schriftsprache sāṃkaḷuṃ).
4. In der Volkssprache Schatz = nidhān, Reis, Speise = dhān.
5. Neugujarātī lahēriuṃ, gesprochen und auch geschrieben lēriuṃ,

laharī, d. i. eine Ohnmacht, befällt mich.“ Darauf er: „Hole mir Gold (suvarṇam).“ Und wieder sie: „Der Herr sagt: wenn ich abgeschieden bin, ist alles verlassen (śūnyam).“[6] So wußte sie immer und immer wieder seine Worte zu verdrehen. Da dachte der Kaufherr: „Ich merke schon, sie ist ein verschlagenes Weib und gibt alle meine Worte falsch wieder, weil sie nur auf ihren Eigennutz bedacht ist. Denn:

> Der Kaufmann, die Hetäre, der Dieb, der Spieler, der Ehebrecher, der Eigennützige und der Schlafsüchtige, in diesen sieben haust die Falschheit.

Wie unbedacht von mir, daß ich früher meiner Frau Vollmacht über mein gesamtes Vermögen eingeräumt habe. Sollte ich jetzt von dieser Krankheit genesen, so will ich aber auch für mein eigenes Heil sorgen.“

Während er so dachte, brachte es diese läuternde Betrachtung mit sich, daß mit der Nacht auch seine Krankheit von ihm wich. Als er darauf ganz allmählich wieder gesundet war, sagte er zu seiner Gemahlin: „Liebe Frau! Während meiner Krankheit war mein Geist umnachtet; darum habe ich an sie keinerlei Erinnerung mehr und weiß nicht, was mit mir geschehen ist, was ich gesagt und was ich gegessen habe.“ Darauf erzählte sie ihm die ganze eben berichtete Geschichte. Da ließ er seine Klugheit walten. Indem er seine Frau unter dem Vorgeben einer Handelsreise überlistete, nahm er sein ganzes Gut, zog in ein fernes Land, säte sein gesamtes Vermögen auf das Feld des Heils und nahm bei einem guten Lehrer[7] die Mönchsweihe.

Als er sein Studium der heiligen Bücher abgeschlossen hatte, machte er sich auf die Wanderschaft, kam in seine Vaterstadt und predigte vor seinen früheren Hausgenossen und vor der gesamten Bürgerschaft. Dabei erzählte er seine

eine Art Halskette. 6. Gold = guj. sōnuṃ, verlassen = sūnuṃ.
7. D. h. bei einem Jainamönch.

eigene Geschichte, beginnend von seiner Krankheit bis zu seiner Mönchsweihe.

Kanakā, welche natürlich den erhabenen Lehrer in seinen gänzlich veränderten Umständen nicht wiedererkannte,[8] dachte: „Des erhabenen Lehrers Wissen ist so gewaltig, daß er kraft seiner sogar weiß, was ich ganz im geheimen getan habe. So will ich ihn denn fragen, was aus meinem in die Fremde gezogenen Mann geworden ist.“ Sie fragte ihn also nach dem Schicksal ihres Gemahls. Der Mönch antwortete ihr: „Über deinen Mann, gute Frau, bin ich unterrichtet; denn dieser dein Mann und ich sind völlig eins.“ Und als sie fragte: „Wo ist er?“, erwiderte er: „Er ist da.“

Nach dieser Antwort des Mönches merkte sie, da zu der Erzählung jenes Vorfalls noch gewisse Körpermerkmale kamen, an denen sie ihn erkannte, wer er war. Auf ihre Frage gab ihr der Mönch wahrheitsgetreue Auskunft. Da kam über sie die Erleuchtung, und sie ward eine Nonne.

223. Erzählung

Die Natur
oder
Der Kaufherr Sōbhana und die Hetäre Kāmamañjarī

Trotz aller Abrichtung läßt ein niedriges Wesen nimmermehr von seiner Natur. Obwohl der Kater im Dienste des Königs stand, warf er die Lampe weg und fing die Maus.

8. Da sich die Jainamönche Haar und Bart ausraufen mußten und ein ganz asketisches Leben führten, so erzählt der Verf. hier nichts Unglaubliches.

Dies verhielt sich, wie folgt:

In der Stadt Kṣitipratiṣṭhita herrschte König Jitaśatru, bei welchem ein Jüngling namens Śobhana in hohen Ehren stand. Dieser Jüngling war das Haupt der Kaufmannsgilde der Stadt, klug, schön, beliebt, reich und glücklich. Eine Hetäre aber namens Kāmamañjarī war Fächerträgerin[1] beim König. Während sich nun einst der Handelsherr in der Hofversammlung befand, sagte die Hetäre: „Durch Abrichtung kann man jedes Wesen dahin bringen, daß es seine Natur verleugnet und sich ganz artig beträgt." Als sie diese ungereimte Ansicht mehrmals äußerte, ward der Kaufmann unmutig und redete. Denn:

> Obwohl man selbst keinen Schaden davon hat, daß ein Esel den Weinstock eines andern abweidet, so tut einem doch der Anblick dieses ungereimten Vorgangs in der Seele weh.

„Liebes Kind! Ein niedriges Wesen mag man noch so viel anlernen; seine Natur gibt es doch nicht auf. Denn:

> Wem der Verstand nicht angeboren ist, was nützen bei dem viele Reden? Wenn man des Hundes Schwanz auch dauernd in eine Röhre steckt, so wird er doch nicht gerade."

So stritten sich die beiden Tag für Tag; da sagte endlich der König zu der Hetäre: „Höre, Fächerträgerin! Wenn ich deine Behauptung für wahr halten soll, so mußt du mir etwas zeigen, wodurch sie erhärtet wird; sonst muß ich dem Kaufmann zustimmen und dir unrecht geben."

Nach diesem Bescheid machte sich die Hetäre daran, einen jungen Kater abzurichten. Da sie das Kätzchen von seiner Jugend an dressierte, so lernte es wie ein sehr geschickter Diener Betel darreichen, eine Lampe halten, mit dem Yakschweif fächeln, Getränke anbieten, beim Ankleiden behilf-

1. Der „Fächer", aus dem buschigen Schweif des Yak (Bos grunniens) bestehend, gehört zu den Insignien des Königs.

lich sein und alle anderen Dienste leisten, deren der König zu seiner Körperpflege bedurfte. Als der König den Kater dies alles verrichten sah, lobte er die Hetäre und sprach: „Sie hat wirklich die Wahrheit gesprochen. Obwohl dieser Kater nur ein Tier ist, führt er doch infolge der Dressur dies alles völlig richtig aus wie ein sehr geschickter Mensch."

Bei diesem Lobe verzog die Hetäre den Mund und sprach zum König: „Was weiß denn so ein armseliger Kaufmann, o Herr, welcher nichts kann, als Teufelsdreck, Salz, Öl und ähnliche Waren verhökern! Bei uns dagegen bürgt schon die Abstammung für unsere Klugheit, wie man denn sagt:

> Das Wandern durch die Lande, die Freundschaft mit Klugen, Hetären, der Zutritt zum Hofe des Königs und das Durchdenken des Inhalts vieler Wissenszweige: das sind die fünf Wurzeln der Klugheit."

Als sich nun einst der König in der Nacht mit Würfelspiel die Zeit vertrieb und der Kater neben ihm stand und eine Lampe hielt, ließ plötzlich Sōbhana eine Maus laufen. Kaum hatte der Kater das Mäuschen erblickt, so warf er die Lampe weg und fing es. Das Öl der fallenden Lampe verdarb des Königs kostbares Gewand; sein Thronsessel fing Feuer, das Spiel nahm ein Ende, und er selbst war sehr ärgerlich. Aber Sōbhana sagte mit freundlicher Stimme: „Dieses niedrige Wesen, o Herr, verleugnet trotz aller guten Abrichtung nicht seine Natur. Sieh nur den Streich, den dir der Kater gespielt hat! Natürlich! Denn die Feindschaft zwischen diesen beiden, dem Kater und der Maus, ist in ihrer Natur begründet, und seine Natur streift man nicht leicht ab. Denn:

> Wenn man den Knoblauch auch mit Moschus, Sandel, Kampfer und anderen Wohlgerüchen behandelt, so behält er doch seinen Geruch, weil dieser Mangel

in seiner Art begründet ist, die ihm seine natürlichen Eigenschaften verleiht.

So kann man jemandem Gesang, Tanz, geistliches und weltliches Wissen und Gewandtheit in anderen dergleichen Künsten anlernen; die Natur aber läßt sich nicht austreiben."

Der König sah das ein und ließ die Hetäre seine Geringschätzung fühlen, während er dem Kaufherrn seine Hochachtung bezeigte.

224. Erzählung

König Vikramāditya
oder
die Freigebigkeit

In dem berühmten Lande Mālava, welches mit 9 200 000 Ortschaften geschmückt ist, in der berühmten Stadt Ujjayinī herrschte einst der berühmte König Vikramāditya. Dieser schickte einst, als er seiner Tochter Saubhāgyamañjarī Hochzeit feiern wollte, vier Brahmanen aus, von denen je einer einen der Welthüter, den Götterkönig Indra, den Todesgott Yama, den Meeresgott Varuṇa und den Gott des Reichtums Vaiśramaṇa 1 laden sollte. Den Brahmanen Śrīkaṇṭha sandte er, um dem mächtigen Ozean,2 welcher dadurch, daß er um den ganzen Erdkreis eine Mauer bildet, ein so großer Wohltäter ist, die Einladung zu überbringen. Śrīkaṇṭha begab sich an das Felsenufer des Westmeeres, verehrte die Meeresflut mit Weihrauch, Blumen, Sandel, Śrīphala 3 und anderem und redete zu ihm, nachdem er den Meereszauber gemurmelt

1. Kubēra; s. 1,9. 2. D. i. Varuṇa. 3. Aegle Marmelos.

hatte. Der Zauber lautet: „Om! Du bist das Meer. Du bist der Perlenschacht. Du bist der Ort der Krokodile. Du bist der Herr der Ströme. Du bist Varuṇas Wohnung. Du bist der Herr der Seeungeheuer. Du bist der Ort der Fluten. Du bist Pārāvara.4 Du bist Sagaras Sohn.5 In eigener Gestalt erschein! Erschein! Svāhā!" Da erschien ihm der Ozean, seine Tochter Śrī 6 an der Hand führend, einen Perlenschatz als Geschenk tragend und ein Gefäß mit Amṛta haltend. Śrīkaṇṭha verneigte sich vor dem Ozean, als er herangekommen war, und richtete des Königs Botschaft aus. Der Ozean sagte zu ihm: „Wenn ich kommen wollte, Śrīkaṇṭha, so würde ich die ganze Welt überfluten. Darum bin ich nur segensreich, wenn ich an meinem Ort verharre. Sage aber meinem Bruder Vikramāditya, daß ich mich vor ihm verneige, und überbringe ihm diese vier Perlen, von denen die eine allen Reichtum, die andere alle Speisen, die dritte alle Heere und die vierte alle Geschmeide verleiht, welche man begehrt." Mit diesen Worten übergab ihm der Ozean das Geschenk und verschwand.

Śrīkaṇṭha nahm die Perlen, ging mit ihnen nach Hause und erklärte in der Nacht seinem Sohne, seiner Schwiegertochter und seiner Frau die Zaubermacht dieser Juwelen. Als seine Gemahlin das gehört hatte, sagte sie zu ihm: „Gebieter meines Lebens! Wenn dir morgen früh der König in seiner Freude eine von den Perlen schenkt, welche willst du dir wählen?" Der Brahmane sagte: „Es gibt kein Unglück außer der Dürftigkeit. Denn:

> Der Besitzlose verfällt der Scham; der Beschämte verliert seine Würde [oder: Macht]; der Würdelose wird verachtet; infolge der Verachtung verzweifelt er; der Verzweifelte grämt sich; der Vergrämte verliert den Verstand, und ist er um diesen gekommen,

4. „Das diesseitige und jenseitige Ufer besitzend." 5. S. den lit. Anhang. 6. S. 3,4.

so geht er zugrunde. Die Armut, wehe! ist die Stätte alles Unheils.

Nur der Reichtum fesselt die Verehrung der Welt an einen Menschen. Denn:

> Will man zaubern, so ist der stärkste Zauberspruch Śrī [dem Reichtum] nicht überlegen. Darum wird Viṣṇu verehrt, trotzdem er nur ein Kuhhirt ist, weil er mit Śrī verbunden ist.[7]

Deshalb werde ich diejenige Perle wählen, welche die Armut bekämpft und Reichtum verleiht."

Seine Frau erwiderte: „Dann, o Herr, will ich nicht länger mit dir in einem Hause wohnen. Bin ich doch ganz gebrochen[8] vom Zerkleinern, Zerschneiden, Zerstoßen und Kochen und anderer Küchenarbeit, mit der ich mich Tag und Nacht plage. Darum sollst du um diejenige Perle bitten, welche Speisen verleiht, wie sie für den Mund der Unsterblichen bestimmt sind, damit auch ich wie eine Unsterbliche mir's wohl sein lasse nach meinem Belieben."

Als der Sohn die Worte der beiden vernommen hatte, rief er: „Nein, Vater! Du darfst dir nur die Perle schenken lassen, welche Heere verleiht, damit ich mich, mit einem viergliedrigen Heere[9] ausgerüstet, wie ein König belustige. Tust du's nicht, so sind wir geschiedene Leute."

Da aber rief die Schwiegertochter: „Ach Vater! Diese Perlen sind alle drei nicht der Rede wert. Aber die Perle mußt du nehmen, welche Geschmeide verleiht, damit ich mich mit Edelsteinen und Gold und Perlen und anderem Schmuck putzen und mich wie die leibhaftige Śrī belustigen kann! Weigerst du dich, so verlasse ich euer Haus und kehre in mein Vaterhaus zurück."

7. In seiner Inkarnation als Kṛṣṇa lebte Viṣṇu unter den Rinderhirten und heißt darum Gōpāla (Kuhhirt). Śrī ist Viṣṇus Gemahlin. 8. Wörtlich: „verbrannt". 9. S. 81,5.

Und so gab es in dieser Nacht im Hause dieser Leute einen gewaltigen Streit.

Am Morgen aber trat Śrīkaṇṭha mit einem Segenswunsch vor den König, erklärte ihm die Zaubermacht der Perlen, händigte ihm dieselben ein und erzählte ihm sein nächtliches Mißgeschick.

Als Vikramāditya dies hörte, erinnerte er sich seines Ehrennamens, welcher besagte, daß er nur die Furcht vor anderer Menschen Unglück kannte, und als ein leibhaftiges Wunschjuwel der Freigebigkeit machte er alle vier Perlen Śrīkaṇṭha zum Geschenke.

225. Erzählung

Die Gemahlin des großen Ministers Bhīma
oder
Die Frau ist des Hauses Zier

In der gesegneten Großstadt Pattana, der Zierde des Landes Gujarāt, regierte einst ein König Karṇa, welcher den gleichnamigen berühmten Helden 1 durch seine Freigebigkeit in den Schatten stellte. Dessen Kanzler, die Krone der Kaufmannschaft, hieß Bhīma und war für die Staatskunst wie für die Liebe das, was der gleichnamige Held 2 für Draupadī gewesen war.

Der Ruhm seiner außerordentlichen Freigebigkeit, die die Bewunderung der ganzen Welt erregte, drang auch zu einem Barden, dem in Kāśī wohnenden Dichter Balabhadra, und in der Hoffnung, daß Bhīma auch ihn beschenken werde, zog er nach dem Lande Gujarāt. Mit großem Gefolge, welches aus Rossen, Wagen, Kriegern zu Fuß und anderer Dienerschaft bestand, machte er im Stadtpark von Pattana Halt

1. S. 12,6. 2. S. 12,3.

und rastete, um sein Mahl einzunehmen, am Ufer des Sees der tausend Linga.

Da setzte ganz unerwartet König Karṇa wegen irgendeines Vergehens seinen Minister Bhīma gefangen. Balabhadra hörte das. Da er aber der Ansicht war, daß schon der Anblick des Antlitzes eines so freigebigen Mannes, wie Bhīma war, großen Segen bringen müsse, begab er sich mit dem Wunsche, ihm seine Aufwartung zu machen, nach seinem Hause und richtete an Bhīmaladēvī, Bhīmas Gemahlin, ein Gedicht, welches ihr Lob sang. Da ihr die Ankunft eines Bittstellers ein Fest war, so nahm sie ihn mit großen Ehren auf wie einen von der Sonne gebrachten Gast. 3 Als ihm solcher Empfang von ihr zuteil ward, kam sie ihm vor wie die Göttin Śrī 4 in menschlicher Gestalt.

Als es tagte, begab er sich mit der Sklavin Surūpā, die zu ihrem Herrn ging, zu diesem und pries den Kanzler mit folgendem Segensspruch:

> Lang mögest du leben, lange dich freuen und lange die Erde beschirmen! Unbegrenzt ist Bhīmas Glückes Herrlichkeit, gesegneter Bhīma, trefflichster der Minister!
>
> In deines Ruhmes Perlen, du Wohnung des Glücks, die lieblich leuchten wie Kampfermengen und denen die Fülle der Feste [Wortspiel: des Wassers] den höchsten Wert verleiht, sind keine Löchlein zu entdecken. Wie ist es trotzdem möglich, daß rehäugige Frauen in der Unterwelt, auf Erden und in der Familie der Götter sie zu Perlenketten haben vereinigen können und als Gefäße alles Glücks auf ihren Herzen tragen?"

Diese Segensstrophen, welche seinen Ruhm so überschwenglich feierten, erfüllten Bhīmas Herz mit bewunderndem Staunen, so daß er zu seiner Sklavin sagte, als sie ihn wieder verließ: „Surūpā! Wenn dieser Herr sich ver-

3. D. h. einen Gast, der am Abend eintrifft. 4. S. 3,1.

abschiedet, so reicht ihm eine Betelrolle!"[5] Die Sklavin teilte des Kanzlers Weisung ihrer Gebieterin mit. Daraufhin bewirtete Bhīmaladēvī den Gast mit Gerichten, die so köstlich waren, daß man hätte glauben können, der Wunschbaum[6] hätte sie gespendet, und während des Mahles diente sie ihm selbst als Fächerträgerin. Zum Schlusse aber schenkte sie ihm ihr linkes Ohrgehänge, welches durch seinen Glanz die Sonne mit ihrem ganzen Strahlenkranz beschämte.

Als Balabhadra dieses Schmuckstück erhalten hatte, entfernte er sich eiligst. Die Gemahlin des Kanzlers sah, daß ihr Antlitz, da es nur noch mit einem Ohrschmuck versehen war, seinen Schein verloren hatte, wie die Scheibe des Mondes, wenn Rāhu[7] sie verschlungen hat. Da dachte sie: „Mein Gemahl wird mir sogleich wieder einen neuen Ohrschmuck machen lassen. Woher soll aber dieses Bittstellers Frau ein zweites Ohrgehänge nehmen?" In dieser Einsicht bestieg sie einen mit Rossen bespannten Wagen und fuhr eiligst Balabhadra nach. Dieser sah sie herankommen, hielt seinen eigenen Wagen an, empfing den Schmuck ihres rechten Ohres, welchen sie ihm überreichte und sprach hocherfreut die folgende Strophe:

> Zu Betelblättern wurde das Gold, die Edelsteine wurden zu duftendem Pulver, und zu Arekanüssen und Salben die Perlen. Wenn ich sechzehn andere Könige bitte, so verehren sie mir nicht soviel, wie Bhīma mit seiner Betelrolle.

Bhīmaladēvī hörte dieses hochpoetische Lob ihres Gemahls und war darüber so erfreut, daß sie Balabhadra noch weitere Geschenke an Gold und andern Kostbarkeiten machte. Dann kehrte sie zurück in ihr Haus, dessen schönsten Schmuck sie bildete.

5. S. 175,2. 219,6. 6. S. 36,2. 7. S. 56,1.

Ende des zweiten Bandes

Verzeichnis der Erzählungen

Seite

Seite